



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 06730596 5

12282

Dix





Heinrich Heine's  
Gesammelte Werke.

---

Erster Band:

Biographische Einleitung von C. A. Buchheim.  
Einleitung. — Buch der Lieder. — Neue Gedichte.  
Zeitgedichte.



Heinrich Heine's  
Gesammelte Werke.

1887

Herausgegeben

von

Gustav Karpeles.

Kritische Gesamtausgabe.

Erster Band.

He

Berlin.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1887.  
MRS

7

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY

**499651B**

ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS  
B 1849 L



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

## Vorwort.

---

Diese neue Ausgabe der Werke Heinrich Heines strebt zunächst nach möglichster Vollständigkeit. Sie umfasst also fast alles, was von Heine gedruckt und bekannt geworden. Nur eine geringe Nachlese dürfte noch übrig bleiben, die sich vielleicht auf einzelne Gedichte und Briefe erstrecken wird.

Neben dem Streben nach Vollständigkeit war es der Wunsch, einen korrekten und gut lesbaren, mit kritischer Genauigkeit hergestellten Text von Heines Werken bieten zu können, der uns zu dieser Ausgabe veranlaßte. Das gerade bei Heine besonders lehrreiche Studium der Textvarianten hat bis jetzt Adolf Strodtmann allein in seiner großen Ausgabe (Hamburg 1861—1863) gefördert; dankenswerte Beiträge hat in letzter Zeit auch Hermann Hüffer geliefert. Mir blieb nur übrig, das Gesammelte zu sichten, zu ergänzen und zusammenzustellen.

Ich habe mich dabei fast stets an die letzte und endgültige Fassung gehalten, die der Dichter seinen Schöpfungen selbst gegeben hat, da diese in den meisten Fällen auch die beste ist. Dagegen habe ich geglaubt, die Anordnung, die Heine bei seinen, zu verschiedenen Zeiten entstandenen und veröffentlichten Gedichten getroffen hat, zu gunsten einer chronologisch genaueren und systematischen Ordnung einigermaßen verändern zu dürfen. Es wird dadurch erst eine vollständige Übersicht über das gesamte poetische Schaffen Heines ermöglicht.

Die Einleitungen endlich sollen die historische und ästhetische Würdigung der einzelnen Werke in weiteren Leserkreisen anbahnen, während die Anmerkungen sich meist auf sachliche und litterarische Hinweise beschränken, keineswegs aber die Stelle

eines Kommentars vertreten sollen. Jedes wahre Kunstwerk erklärt sich durch sich selbst; dies hindert jedoch durchaus nicht, daß das Verständnis desselben durch einen historischen oder sachlichen Wink gefördert werden kann. Das Dilemma, weder zu viel noch zu wenig zu bieten — das eine tadeln meist die Kritiker, das andere oft die Leser — war bei dieser Ausgabe um so eher zu fürchten und um so weniger zu vermeiden, als sie die erste Edition dieser Art von Heines Schriften ist und sich also nach keinem Vorbilde richten konnte.

Mit besonderer Genugthuung sei auf die diese Ausgabe einleitende biographische Skizze verwiesen, die Herrn Professor Dr. C. A. Buchheim vom King's College in London zum Verfasser hat, einen Mann, der sich durch sein Buch „Heines Prosa“ (Oxford 1884) als vorzüglicher Heine-Kenner erwiesen hat und der seine ideale Lebensaufgabe darin sucht, für die Anerkennung deutschen Geisteslebens im Auslande zu wirken.

So möge denn auch diese neue Ausgabe von Heinrich Heines Werken die Kenntnis, das Verständnis und die gerechte Würdigung eines Dichters immer mehr fördern und verbreiten, der bei Lebzeiten über Gebühr angefeindet, ja auch seinem Tode noch verfolgt wurde, und dessen volle und warne Anerkennung erst in den letzten Jahrzehnten begonnen hat. Dieser Anerkennung hat, der moderne italienische Poet begeisterter Ausdruck in den Verszeilen gegeben, die auch als *Geleitwort* mit diesen Bänden in die Weite gehen mögen:

Il morto Enrico poetava ancora.

Berlin, im September 1886.

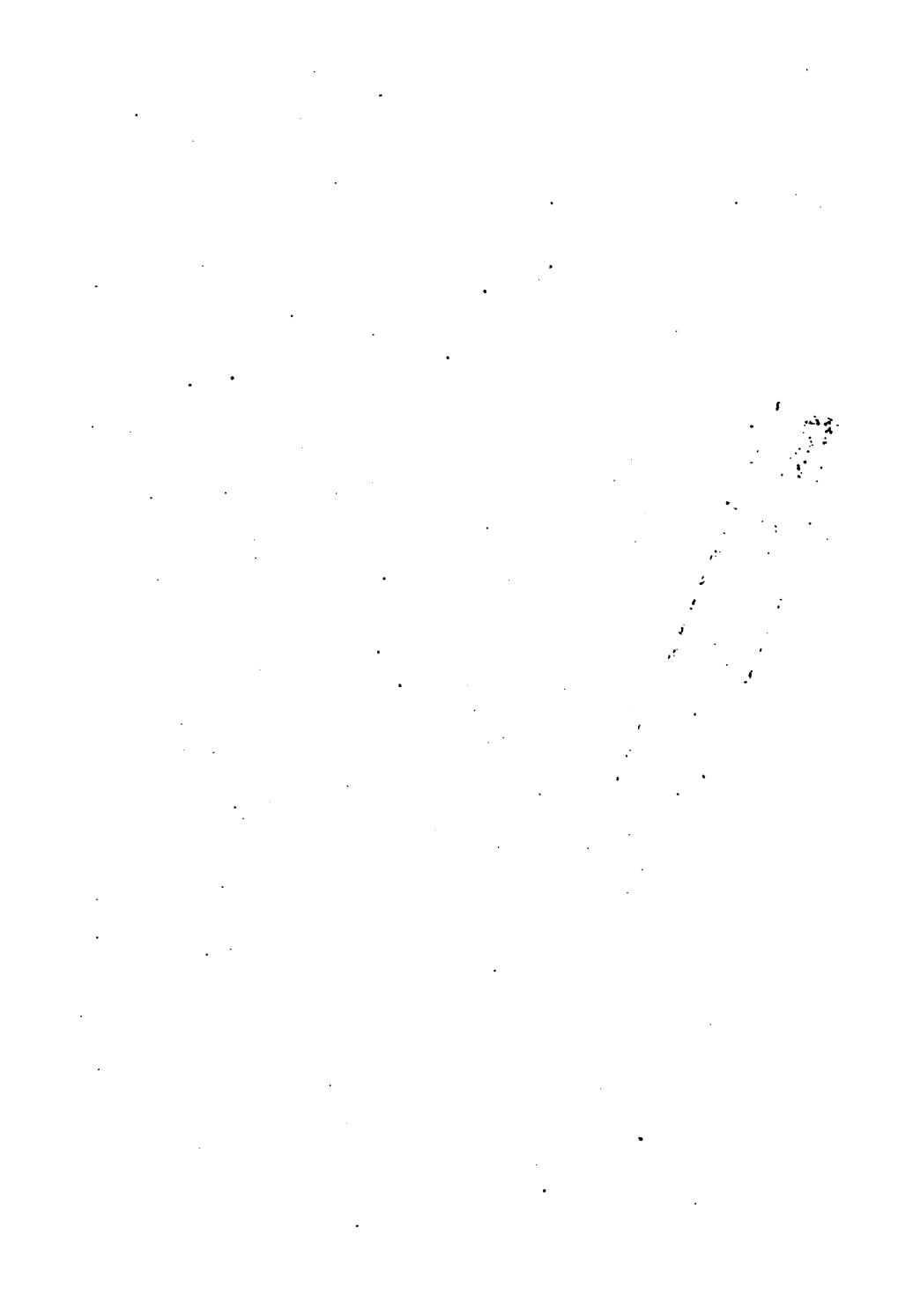
G. A.

# Biographische Einleitung

von

C. A. Buchheim.

---



„Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den  
Baubewald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die  
lecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die roten Wangen,  
und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Mut. In dem  
Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich  
schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an mensch-  
liche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hier und  
da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnennd licherte und lachte.  
Allerlei Fabelgetier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter  
freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig, und nickte aus den  
breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge  
Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertroß: „Wann  
erscheint denn der Kämpfe, der mich besiegen kann?“ Da kam, nicht  
eben rüstig, aber doch nicht allzu schlötterig, herangezogen ein langer,  
magerer Ritter, mit geschlossenem Visier, und stellte sich zum Kampfe.  
Sein Helmbusch war gefickt, sein Harnisch war eher verwittert als  
schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein  
Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden miteinander  
söchten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die  
Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen lange  
kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten  
im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne daß sie es  
merkten, die beiden Kämpfer, die beständig aufeinander loshielten,  
anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas  
phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen  
und erschöpft ihre Helmgitter auffischlossen — das gewährte einen be-  
trübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausforderte Kämpfe, war  
ein Totter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel.  
Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug  
jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß.  
— Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnenend, licherte und lachte das  
gespenstisch weiße Gevögel.“

In dieser Geschichte, welche Heine am Schlusse einer seiner polemischen Schriften erzählt, hat er wohl sein eigenes Leben symbolisch dargestellt. Und in der That, man kann dieses Leben, wenn man es nicht durch die gefärbte Parteibrille, sondern mit voller Objektivität betrachtet, nicht anders denn als „einen Kampf gegen die Mächte der Zeit, gegen Mißverständnis und Hass, gegen Philistertum und Neid“ auffassen. Ganz wie in jener obenerzählten Geschichte verläuft auch sein Lebenskampf und sein Erdenwallen, das auf den folgenden Blättern in kurzem Abriss erzählt werden soll. Nur der Schluß wird hoffentlich ein anderer sein: denn nicht Hohn und Gelächter wird zu hören sein, sondern inniges Mitgefühl und herzliche Teilnahme wird sicher alle diejenigen erfüllen, die dieses Leben und Ringen kennen gelernt haben.<sup>1)</sup>

1) Die Hauptquelle für das Leben Heines sind seine eigenen Schriften, wenn auch die darin mitgeteilten Daten und Nachrichten nicht durchaus zuverlässig sind. Dazu kommt, für die früheste Jugendzeit, das Fragment der „Memoiren“, das Eduard Engel mit einer gut orientierenden Einleitung (Hamburg 1884) herausgegeben hat. Schriftähnliche und interessante Details finden sich in den Schriften Alfred Strobls, der Heines intimster Freund in dessen letzten Lebensjahren war, zunächst in den „Erinnerungen an H. Heine“ (Hamburg 1857), sodann in den „kleinen Memoiren“ (Berlin 1860), in der Sammlung „Schattentanz“ (Göttingen 1875) und in der Autobiographie „Erinnerungen meines Lebens“ (Wien 1884). Auch in den „Erinnerungen“ von Friederich Maximilian (Prag 1857) und in den „Erinnerungen an H. Heine und seine Familie“ (Berlin 1868) von Maximilian Heine, des Dichters Bruder, findet sich wertvolles, jedoch nicht durchwegs zuverlässiges Material. Zum größten Teil als plumpre Fälschungen haben sich jedoch die „Gedichte“ und „Briefe“ erwiesen, die Steinmann in drei starken Bänden (Münster 1861) herausgegeben. Die ausführlichste Darstellung von Heines Leben und Werk hat Wolf Stroblmann in seinem grumbreitenden Buche „H. Heines Leben und Werk“ (Berlin 1878, II) gegeben. Dieses Werk ist, obwohl es im einzelnen manche Schwierigkeiten aufzuweist, bis jetzt der wichtigste Beitrag zur Heine-Litteratur. Es ist ein gerechtes kritisches Urteil mit warmer Sympathie für den Dichter und angemessene Beurteilung seiner Lebensgeschichte. Ein reiches Material hat auch der Herausgeber der „Neuen Ausgabe in Büchern und Zeitschriften“ seit mehr als zwanzig Jahren aufgetragen. Besonders umfänglich in den beiden Publikationen: „Heinrich Heine, eine biographische Skizze“ (Berlin 1867) und „H. Heines Biographie“ von G. Karpelé (Berlin 1884). Professor Hermann Hüffer's Buch „Aus dem Leben Heinrich Heine“ (Berlin 1878) ist eine vorzüchliche Monographie, die mit warmer Liebe für den Dichter geschrieben ist. In einem höheren kritischen Standpunkte aus beleuchtet. Die kritischen Essays, die die biographischen Arbeiten und Skizzen von Robert Prößl, Schmidt-Weissenfels, Julian Schmidt, Rudolf Gottschall, H. Elkan, J. Mähly, St. Born, H. Gaedke u. a. bieten ebenfalls wichtiges Material zur Kenntnis des Dichters. In England haben Lord Houghton, George Eliot und vor allem Matthew Arnold für Heine Propaganda gemacht. Der meisterhafte Heine-Uberseer Snodgrah, Stigand, Jappy und Sichel folgten in derselben Richtung. Der Schreiber dieser Zeilen hat durch sein Werk „Heines Prosa“ (Clarendon Press, Oxford 1884) weitere Kreise des englischen Volkes für Heine zu interessieren gesucht. Es ist natürlich, daß auch in Frankreich interessante biographische Erinnerungen, von A. Meill (Paris 1885), C. Faubert (Paris 1876), Henri Julia (Deutsche Revue 1884—1886), sowie wertvolle kritische Essays von St. René Taillandier,

„Jugendeindrücke,“ sagt Goethe, „kann man niemals abschütteln.“ Dieser Auspruch läßt zwar, wie alle allgemeinen Maximen, auch Ausnahmen zu, sicher aber gilt er für Menschen von lebhafter Einbildung und am meisten bewahrt er sich bei Heinrich Heine. Er wurde aufgezogen im altjüdischen Glauben und unter französischer Herrschaft. Daher sein zähes Festhalten an jenen religiösen Reminiszenzen, die beständig bis an sein Lebensende ihn verfolgen und sein Denken beeinflussen, daher auch die Vorliebe für Frankreich und französisches Wesen. Der Pomp und die Weihe der katholischen Kirche, die er in seiner Heimat kennen zu lernen Gelegenheit hatte, machten ebenfalls einen tiefen Eindruck auf sein für derartige Einflüsse überaus empfängliches Gemüt. Heine wurde geboren am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf am Rhein.<sup>1)</sup> Beide Eltern waren Juden. Sein Vater, Samson Heine, stammte aus Hannover, und seine Mutter Betty (Elisabeth) war aus einer alten und angesehenen Familie, die aus Geldern oder Gelderland in Holland ausgewandert war, und sich deshalb nachher den Namen „van Geldern“ beigelegt hatte.

Über seine Großeltern von väterlicher und mütterlicher Seite macht Heine in seinem „Memoiren“ die interessantesten Mitteilungen. Die „väterlichen Sippen und Magen“ werden dort allerdings nur kurz abgehan; die Familie seines Vaters bestand meist aus einfachen Kaufleuten und es war daher nichts besonders Charakteristisches von ihnen zu berichten. Nur die Erinnerung an ein Porträt des Großvaters, Heymann Heine, und an die komische Mitteilung des Vaters: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart,“ bewahrte der Dichter bis in seine letzten Lebenstage. Desto mehr wußte er von der Familie der Mutter zu berichten, in der der Sinn für Poesie und Wissenschaft allezeit rege gewesen zu sein scheint.

Samson Heine hätte in jungen Jahren den Feldzug nach Flandern und Brabant im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland mitgemacht, und zwar als Proviantmeister oder „Kommissarius.“ Aus dieser Zeit stammte seine Vorliebe für militärisches Leben, die er auch nach

Philarete Chasles, Ferrier, Pontmartin, J. Janin u. a. veröffentlicht wurden. In Italien hat B. Bendini, und nach ihm A. Maffei, das meiste für Heine gehabt. Spanien und Ungarn, Holland und Amerika sind auch nicht zurückgeblieben, so daß die Heine-Litteratur bereits zu ansehnlicher Ausdehnung gelangt ist.

1) Dieses Datum darf nun wohl als feststehend gelten, nachdem Heine selbst in einem erst kürzlich bekannt gewordenen Briefe an seine Schwester erklärt, daß er „laut Taufchein“ am 13. Dezember 1799 geboren und daß das Datum seiner Geburt aus Gründen, die er nicht nennen wolle, vorher stets unrichtig angegeben worden sei.

seiner Verheiratung mit Peire van Geldern, der Tochter des Hoffaktors Lazarus van Geldern, und nachdem er sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, nicht ganz abgelegt zu haben scheint. Er war ein schlichter Mann von natürlichem Empfinden und grossem Wohlwollen; einen tiefen Einfluss auf die Erziehung seiner Kinder hat er nicht ausgeübt. Ganz verschiedener Natur war aber seine Gattin. Diese hatte selbst schon in früher Jugend eine gute Erziehung genossen; sie las englische und französische Werke, vor allem Rousseaus „Emile“ mit Interesse; ihr Lieblingsdichter war aber Goethe, in dessen „Elegien“ sie schwelgte. Ein reifer Geist und ein gesunder patriotischer Sinn spricht aus ihren Bekanntschaften, die uns in der Korrespondenz mit einer ihrer Jugendfreundinnen aufbewahrt sind, und in denen sie sich schon damals gegen „Vorurteil, Konvenienz und Etikette“ auflehnt. Später wurde „Erziehungsweise ihr Stedeltpferd“ und Heine hatte wohl recht, wenn er einmal sagte: „Ah Gott, Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Müh' ge kostet.“

Es ist interessant, daß der Dichter selbst es ausdrücklich erklärt, er habe „den Sinn für das Phantastische und die Romantik“ nicht von seiner Mutter geerbt. Vielmehr scheint dieser Sinn, soweit dabei persönliche Einwirkungen in Frage gekommen, ein Erbe der Brüder seiner Mutter gewesen zu sein. Das Bild, das Heine in den „Memoiren“ von seinem Onkel Simon van Geldern entwirft, weist deutlich auf einen solchen Einfluss hin. Das Geheimnisvolle, Alterskunstliche in dem Wesen dieses Mannes, anderseits wieder seine merkwürdige Schreiblust, seine poetischen Spielereien und nicht zuletzt seine Erzählungen von großen Reisen und seltsamen Abenteuern, dies alles weckte in dem Knaben jenen eigentümlichen Sinn für das alte Zauber- und Märchenwesen, die poetische Empfängnis für das Geheimnisvolle und Schauerliche, die sich in seinen „Traumbildern“ zuerst ausspricht, und die den Dichter eigentlich nie verlassen hat.

Heines Jugend fällt in die Zeit, da Düsseldorf die Hauptstadt eines neu geschaffenen Großherzogtums war. Nach dem Frieden von Preßburg (am 26. Dezember 1805), welcher das Resultat der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz war, wurde das Herzogtum Berg mit dem preußischen Territorium Kleve und der Stadt Wesel in ein Großherzogtum umgewandelt, dessen Regentschaft im Jahre 1806 Joachim Murat, der Schwager Napoleons, übernommen hatte. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe von der Außenwelt empfing, waren also französische. Die Bevölkerung Düsseldorfs wie des ganzen unterworfenen linken Rhein-

ufers war keineswegs mißvergnügt über die französische Herrschaft, und Heines Vater war, wie alle seine Glaubensgenossen, ein aufrichtiger Bewunderer Napoleons. Der Kaiser hatte den Juden die bürgerliche Emmanzipation gegeben, die ihnen die deutschen Regierungen damals noch entschieden verweigerten. Er wurde daher von ihnen wie ein Messias verehrt, der die Erlösung aus dem Druck der Jahrhunderte brachte. Überdies war Samson Heine ein Freund des Soldatenspiels. Ein stattlicher Mann und mit den militärischen Allüren wohlvertraut, hellebte er das Amt eines Offiziers der Bürgergarde und trug als solcher eine schöne dunkelblaue, mit violetten Sammtaufschlägen versehene Uniform.

Kein Wunder, daß auch der Knahe von dem Soldatenpiel und den glänzenden Uniformen sich lebhaft angezogen fühlte, daß die fröhlichen Kriegerscharen des siegenden Kaisers, und dieser selbst seinen Sinn gefangen nahmen. Um so höher ist es aber anzuschlagen, daß er nichtsdestoweniger schon damals ein patriotisches Gefühl für das deutsche Vaterland innig empfunden hat. Dieses Gefühl war zum Teil natürliche Empfindung, zum Teil von der Mutter beeinflußt, die in ihren Briefen mit Wehmut der Zeit gedachte, wo „Deutschland noch Deutschland war und wo alles, was deutsch sprach, Brüder waren“, und die keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne in ihren Kindern die Liebe zur deutschen Heimat zu wecken und zu kräftigen. Und doch war Deutschland ja nur ihr Adoptivvaterland und doch hatte ihr Stamm dort die meisten Verfolgungen zu erdulden! Aber es scheint im Stammescharakter der Juden zu liegen, daß sie sich aus Wahlverwandtschaft dem Lande mit innigem Patriotismus anschließen, dessen Geistesleben und Charaktereigentümlichkeiten ihnen am meisten entsprechen.

Heine hat stets mit inniger Liebe seiner Mutter und seiner Heimat gedacht. „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön,“ schreibt er, „und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zur Mute. Ich bin dort geboren und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Völkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin.“ Die Erinnerungen an die Tage seiner frühen Jugend, an jenes Haus in der Völkerstraße (Nr. 602), an den Schloßplatz zu Düsseldorf, an die französische Invasion, an die Erscheinung des Kaisers selbst, der zweimal, 1811 und 1812, in Düsseldorf war, bilden die glänzendsten Kapitel seiner „Reisebilder.“ Fast alles, was wir über seine Knabenzeit wissen, verdanken wir diesen Mitteilungen, in denen Dichtung und Wahrheit zwar innig, jedoch nicht so fest verwebt sind, daß man die

eine von der andern nicht zu trennen vermöchte, wo es sich um wichtige Nachrichten handelt.

Heine wurde zuerst in eine Mädchenschule geschickt und lernte dort, als vierjähriger Knabe, die Elemente des Lesens und Schreibens mit spielernder Leichtigkeit. Dann schickte man ihn in die israelitische Knabenschule eines Herrn Rintelsohn, wo er in den Unterrichtsgegenständen alle andern Schüler überflügelte, wo er indessen auch durch seine Streiche und Unarten den Lehrer in Verzweiflung brachte. Wichtiger als die Schule war aber die Erziehung der Mutter im Hause für die Kinder, von denen Harry der älteste war. Ihm folgte 1800 seine Schwester Charlotte, 1805 sein Bruder Gustav und 1807 der jüngste Bruder Maximilian.

Vom zehnten Jahre ab besuchte Heine das französische Lyceum zu Düsseldorf, eine halb geistliche, halb militärisch organisierte Anstalt, die von einem katholischen Rektor, Namens Schallmeyer, geleitet wurde. Der pedantische Unterricht der Lehrer, die meist dem geistlichen Stande und zwar dem Jesuitenorden angehörten, vermochte auf den fröhlichen Knaben keinen sonderlich günstigen Eindruck auszuüben. Dennoch blieben die Eindrücke, die Heine dort empfangen, in ihm lebendig, so weit sie sich auf seine Lieblingsgegenstände: deutsche Literatur, Poesie und Rhetorik, Philosophie und Geschichte bezogen. Mit seinen Mitschülern verkehrte Heine nur wenig. Raum zwei oder drei von ihnen waren seine Freunde. Er hatte freilich manchen Schabernack und Spott zu dulden, den er aber in den meisten Fällen wohl selbst durch irgend eine satirische Bemerkung, oder einen leichten Streich provoziert hatte. Von diesen Jugendfreunden hat er selbst später einige genannt; aber nur einer von ihnen ist ihm auch in der Folgezeit treu geblieben — es war dies Christian Sethe, der ihm ein treuer Genosse in der Schulzeit, wie in den Studentenjahren war. Mehr jedoch als Sethe wirkten damals auf sein empfängliches Gemüt der Umgang mit einem träumerischen und verschlossenen Knaben, dem sogenannten „Heringophilosophen,” mit dem Heine geheime Zusammenkünfte hatte. Mit diesem Genossen und der alten Hauswärterin Zippel — oder Sibylla — machte er wohl auch jene geheimnisvollen nächtlichen Besüche bei der „Hexe von Goch,” der Witwe eines Scharfrichters, die in dem fern abgelegenen „Freihause“ ihr Unwesen trieb, und dort dem Knaben die abenteuerlichsten Spulgeschichten erzählte. Alle diese Eindrücke spiegeln sich in den „Traumbildern,” den ersten poetischen Erzeugnissen der Muße des Dichters, deutlich ab.

Heine besuchte das Lyceum bis zum Jahre 1815. Dann wurde er für die kaufmännische Karriere bestimmt. Er besuchte die Handelschule von Barrentrapp in Düsseldorf und musste dort fremde Sprachen, besonders Englisch, sodann Geographie, Buchhaltung, „kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerkskunde bezüglichen Wissenschaften“, erlernen. Dann nahm ihn der Vater nach Frankfurt am Main zur Messe mit, wo er durch seine Geschäftsverbindungen eine gute Stelle für den Sohn zu finden hoffte. Auch die Eindrücke dieser Zeit und dieser Stadt hat Heine, und zwar in seinem novellistischen Fragment „der Rabbi von Bacharach“ poetisch verewigt.

Aber nur zwei Monate hielt er es in der alten Handelsstadt, und in der „Wechselbank“ des reichen Bankier Mindkops gar nur vierzehn Tage aus. Dann verbrachte er vier Wochen als Volontär in dem „Gewölbe eines großen Spezereihändlers.“ Schließlich kehrte er nach Düsseldorf zurück, wo er sich mehrere Monate ohne bestimmten Lebenszweck aufhielt, bis sein reicher Oheim Salomon Heine sich für sein Schicksal zu interessieren begann und ihn nach Hamburg kommen ließ. Es war dies im Sommer des Jahres 1816. Dort arbeitete er in dem Kontor der Firma Hedscher & Kompanie, deren Teilhaber Salomon Heine war, wie es scheint, an zwei Jahre. Dann begründete er 1818 mit Hilfe des Oheims ein selbständiges Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaren unter der Firma „Harry Heine & Comp.“ Aber schon im darauffolgenden Jahre musste die Firma liquidieren. Heine hatte kein Talent für den kaufmännischen Beruf, den ihm seine Familie durchaus aufzwingen wollte.

Vielmehr brach sich gerade in diesen drei kaufmännischen Lehrjahren seine poetische Ader siegreiche Bahn. Nach eigenem Geständnis sind seine ersten Dichtungen 1815 entstanden; die ersten poetischen Veröffentlichungen erfolgten zwei Jahre später — 1817 — in einer Hamburger Zeitschrift „Der Wächter“ unter dem, aus den Buchstaben seiner Vaterstadt und seines Namens gebildeten, sonderbaren Anagramm „Sy Freudhold Riesenharf.“ Unter seinem eigenen Namen hätten diese Dichtungen damals in Hamburg nicht erscheinen dürfen. „Da es lauter Minnelieder sind,“ schreibt er in einem charakteristischen Brief an Sethe, „würde es mir als Kaufmann ungeheuer schädlich sein; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht.“

Am meisten hatte natürlich Salomon Heine gegen seinen Neffen Harry einzuwenden, aus dem er einen tüchtigen Kaufmann, nicht aber einen hungernden Poeten machen wollte. In einer Biographie Heinrich

Heines muß dieser Oheim trotzdem einen hervorragenden Platz einnehmen. Salomon Heine hatte es durch Fleiß und kaufmännische Begabung in jungen Jahren schon zu einer gewichtigen Stellung im kaufmännischen Leben gebracht. Wegen seiner strengen Rechtlichkeit, wegen seines großen Wohlthätigkeitssinns und — nicht zum mindesten — wegen seines unverwüstlichen Humors war er eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Hamburgs. Gern hätte er, mit der seinem Stamme eigenen Familienliebe, auch dem Neffen die Laufbahn erschlossen, die er selbst mit so großem Glücke zurückgelegt. Aber dieser war für dieselbe nicht geschaffen. Nur schwer entschloß sich Salomon Heine zu dieser Erkenntnis.

Nachdem er aber einmal zu derselben gelangt war, gewährte er Harry auf Bitten der Mutter gern die Mittel zum Studieren. Er sollte sich nur nach dem Wunsch des Onkels dem juristischen Studium widmen, den Doktorgrad erwerben und dann sich in Hamburg als Advokat ~~verstellen~~ verlassen.

Als Heine im Sommer des Jahres 1819 Hamburg verließ und nach Düsseldorf zurückkehrte, um sich dort für das Universitätsstudium vorzubereiten, trug er den ersten großen Schmerz seines Lebens, den über eine hoffnungslöse und unglückliche Liebe, zugleich aber auch das Bewußtsein seiner dichterischen Kraft mit von dannen. ~~Verzagt~~ hat man vergebliche Kombinationen über die erste Liebe Heines gesucht; eine nicht existierende Eveline v. Gelbern wurde eigens zu diesem Zwecke erdichtet. Heine selbst hat die Verehrer seiner Musik darüber im unklaren gelassen, wer die Heldenin seines ersten Liebestraums, die in zahllosen Bildern und Gestalten in all seinen Dichtungen immer wiederkehrt, gewesen sein möge. Es hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese Angebetete seines Herzens Amalie, die dritte Tochter Salomon Heines, gewesen ist, die sich dann mit einem reichen Rittergutsbesitzer aus Ostpreußen vermählte. Alles weitere aber über den Verlauf dieses Liebesromans hält sich in ein undurchdringliches Dunkel, das wohl kaum je gelichtet werden dürfte.

Die Erinnerung an seine „verratene Liebe“ folgte dem jungen Dichter auch nach Bonn, wo er sich an der juristischen Fakultät immatrikulieren ließ. Bald zog ihn aber das fröhliche Studentenleben in seine Kreise, und mehr als die juristischen, fesselten ihn die historischen und germanistischen Kollegien von Schlegel und Arndt. Insbesondere August Wilhelm v. Schlegel übte einen großen Einfluß auf den jungen Dichter, der damals ganz im Zauberbanne der Romantik stand. Es ist nicht bekannt, aus welchem Grunde Heine schon nach zwei Semestern das

anregende Leben in Bonn mit dem minder angeregten und in pedantischen Geleisen sich bewegenden Universitätsleben in Göttingen vertauschte. Wahrscheinlich trieb ihn die Notwendigkeit des juristischen Brobstudiums nach Göttingen. Doch auch hier fesselten ihn die historischen und litteraturgeschichtlichen mehr als die Fachstudien. Dazu kam noch, daß ihm der heitere Kreis strebender Genossen fehlte, den er in Bonn um sich hatte, und der seine poetische Begabung schon damals zu schätzen wußte.

Von den studentischen Kreisen hielt sich Heine in Göttingen ziemlich fern. Dennoch wurde er in einen Ehrenhandel verwickelt, der ein Duell und später das consilium abeundi zur Folge hatte. Heine wendete sich nun nach Berlin, wo die neir begründete Universität bereits Scharen lernbegieriger Jünglinge anlockte. Das Leben der preußischen Hauptstadt zog ihn bald in seine Kreise und lenkte ihn immer mehr von dem juristischen Studium ab. Für seine litterarische Karriere war der Aufenthalt in Berlin aber von entscheidender Bedeutung. Hier lernte er in der „Mittwochsgesellschaft“ die hervorragenden Dichter und Schriftsteller jener Zeit, Chamisso, Fouqué, Hoffmann, Willibald Alexis, Fr. Förster kennen, hier schuf er mit jungen Poeten, wie Chr. D. Grabbe, L. Robert, K. Köchy, Fr. v. Uechtriz und andern einen neuen Bund freier Geister, hier ward ihm durch die Bekanntschaft mit K. A. Barnhagen v. Ense und dessen geistvoller Gattin Rahel der große Kreis jener litterarischen Salons erschlossen, die damals in ihrer Vollblüte waren, hier lernte er aber auch die Bestrebungen seiner Glaubensgenossen kennen, die damals auf innige Verbrüderung mit dem deutschen Geistesleben ausgingen. Das „junge Palästina“, welches in jenen Jahren den „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ begründete, an dessen Spitze Eduard Gans, Leopold Zunz und Moses Moser standen, zählte Heine, der sich damals noch ganz als Jude fühlte, zu seinen eifrigsten Mitgliedern. Und hier fesselte ihn schließlich auch die Philosophie Hegels, der damals im Zenith seines Ruhmes stand. Die Dialektik Hegels übte einen bezaubernden Einfluß auf die jungen Geister aus, die bis dahin in den Banden der Romantik geschmäcktet hatten. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn man behauptet, daß all die verschiedenen Unregungen und Einflüsse, die in Berlin auf Heine einstürmten, von ausschlaggebender Bedeutung für seine dichterische Produktion geworden sind.

In Berlin erschien 1821 auch die erste Sammlung der „Gedichte“ Heines im Verlage der Maurerschen Buchhandlung, nachdem schon vorher „Der Gesellschafter“, eine ästhetisch-belletristische Zeitschrift, von F. W. Gubitz herausgegeben, die bedeutendsten derselben gebracht hatte.

Diese Gedichte erregten damals in gebildeten Kreisen großes Aufsehen und stellten den jungen Poeten sofort in die erste Reihe der lebenden Dichter. Auch diejenigen Rezensenten, welche sich den „Gedichten“ gegenüber entschieden ablehnend verhielten, erkannten unumwunden an, daß man es hier mit einer neuen, bedeutenden und urkräftigen poetischen Originalität zu thun habe.

Für Heine selbst lag in der Aufnahme der „Gedichte“ ein Ansporn zu weiterem Schaffen. Zunächst wurde die Tragödie „Almansor,“ die er schon in Bonn angefangen hatte, vollendet, sobann die dramatische Ballade „Matcliff,“ wie er selbst behauptet: „in drei Tagen,“ Januar 1822 geschrieben. Den beiden Tragödien fügte er die inzwischen entstandenen Gedichte unter dem Titel „Lyrisches Intermezzo“ zu. Im April 1823 erschien dieser Band und stand eine widersprechende Aufnahme. Während fast alle Kritiker die dichterische Bedeutung Heines freudig anerkannten, setzten sie in seine dramatische Begabung berechtigte Zweifel. Die beiden Tragödien fanden bei ihnen nur geringe Gunst. Und eine Bühnenaufführung des „Almansor“ im Hoftheater zu Braunschweig (20. August 1823) bestätigte dieses Urteil der Kunstrichter. Dieser Misserfolg, sowie die Unfeindungen, die Heine in der Presse wie im Leben sowohl seiner Gedichte als namentlich des „Almansor“ wegen zu bestehen hatte, machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Poeten, dessen Gemüt sich immer mehr verbüßte und der sich fortan beständig von Feind und Freund verfolgt wähnte.

Um dem rauschenden Leben der Hauptstadt zu entfliehen, zog sich Heine nun auf längere Zeit nach dem kleinen hannoverschen Städtchen Lüneburg zurück, wo seine Eltern seit zwei Jahren wohnten. Dort lebte er fast ausschließlich seinen dichterischen Arbeiten. Und nur der Verkehr mit dem jungen Rudolf Christiani brachte einige Abwechslung in die Einförmigkeit des kleinstädtischen Lebens. Von Lüneburg aus machte Heine im Juli 1823 einen Ausflug nach Cughafen, wo er zum erstenmale das Meer sah. Ein nervöses Kopfleiden, das ihn schon in jungen Jahren heimsuchte und später nicht wieder verließ, vielmehr immer heftiger auftrat, zwang Heine von Zeit zu Zeit in ein Seebad zu gehen, um dort Erleichterung für dieses Übel zu suchen. Er fand dort aber mehr als er suchte — eine neue Geliebte, das Meer, das er liebte wie seine Seele und das er zuerst der deutschen Poesie erschlossen hat.

Im Herbst desselben Jahres reiste Heine nach Hamburg, um sich mit seinem reichen Oheim zu verständigen. Leider endete jedoch diese

Zusammenkunft nicht mit einer Verständigung. Onkel und Neffe waren zu verschiedenartige NATUREN, um einander verstehen zu können. Das Geld hatte für den Mann, der es vom ersten Groschen an selbst durch redliche und unermüdliche Arbeit verdient hatte, einen sehr hohen Wert. Der Dichter aber, der den Wert des Geldes ja gar nicht kannte, war stets geneigt, so zu leben, als hätte er über unerschöpfliche Hilfsquellen, zum mindesten über die Millionen des Oheim's unbeschränkt zu verfügen. In der Unterstützung, die dieser ihm angedeihen ließ, sah er kein verwandschaftliches Almosen, sondern vielmehr den ihm von Rechts wegen zukommenden Tribut der Dankbarkeit für die Ehre, die er der ganzen Familie mache. Diese Dankbarkeit fühlte aber der Oheim gar nicht, und sein berühmt gewordener Ausspruch: „Hätte der Junge was Ordentliches gelernt, so brauchte er keine Bücher zu schreiben,“ beweist, daß er auch die Ehre, einen gesieerten Dichter als Neffen zu haben, nicht gerade hoch zu schätzen wußte. Die Mißstimmung zwischen beiden wurde überdies durch eifrige Zwischenträger, vor allem durch die Schwiegersöhne Salomon Heines, und durch die zahlreichen Schmarotzer genährt, die boshaft oder satirische Äußerungen des Dichters brüderwarm dem Oheim hinterbrachten. So konnte es zu einer Verständigung zwischen beiden nie gelangen. Das Höchste, was Heine während jenes Besuches erreichte, war die Erhöhung seines Jahreswechsels von 400 auf 500 Thaler bis zur Beendigung seiner juristischen Studien.

Zu diesem Zwecke begab er sich nun abermals Januar 1824 nach Göttingen. „Ich muß mein jus mit mehr Fleiß als andere studieren,“ schrieb er damals an einen Freund, „da ich, wie ich voraussehe, nirgends angestellt werde und mich aufs Advocieren legen muß.“ Nichtsdestoweniger entstieg Heine auch in Göttingen nicht ganz den poetischen Arbeiten. Dort entstand vielmehr das novellistische Fragment „Der Rabbi von Bacharach,“ das zu vollenden er später leider keine Gelegenheit mehr fand, ferner wurden dort große Pläne, wie der einer neuen Fausttragödie gefaßt, und viele schöne und warmempfundene Gedichte geschaffen. In den Sommerferien dieses Jahres unternahm Heine eine Reise durch Thüringen und den Harz, die einen sehr geheimlichen Einfluß auf seinen verbitterten Geist ausübte, und die er bald darauf in seiner „Harzreise“ beschrieben hat. Während seines Aufenthalts im Harz bat er Goethe in einem sehr höflichen Schreiben um die Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen. „Er wollte ihm nur die Hand küssen und wieder fortgehen.“ In der That pilgerte er nun nach Weimar, um dort Goethe den Tribut seiner Verehrung darzubringen.

Die Nachrichten über seine Audienz bei dem greisen Dichterfürsten lauten sehr widersprechend: aus dem Ton, den Heine in seinen Briefen an Moser gegen Goethe anschlägt, ist aber jedenfalls zu entnehmen, daß er Weimar nicht eben befriedigt verlassen habe.

Nach der Rückkehr von seiner Reise machte Heine nun ernstlich alle Anstalten zur Promotion. Das Examen, zu dem er mit nicht geringer Angst ging, fand am 3. Mai, die Promotion am 20. Juli statt. Beides ging glücklich von statten und Heine war nicht wenig erfreut, als der Dekan, Professor Hugo, in seiner Rede bei Übergabe des Doktordiploms ihn mit Goethe verglich, der ja auch Dichter und Jurist zugleich sei.

Bevor Heine Göttingen und die Universität für immer verließ, erledigte er aber noch eine Angelegenheit, die, wie es scheint, ihm die ganze Zeit über viel zu schaffen gemacht hatte. Er trat nämlich in dem nahen Heiligenstadt zur christlichen Religion, und zwar zum Protestantismus über. Die Taufe wurde in aller Stille vollzogen. Heine nahm statt seines bisherigen Vornamens „Harry“ nun die Namen Christian Johann Heinrich an — vielleicht um damit symbolisch auszudrücken, daß er von nun an zur christlich-germanischen Nation gehöre. Der Übertritt selbst war ihm ohne Frage ein gleichgültiger Akt; er hielt ihn für notwendig, um seinen Studien ein Resultat geben und eine Anstellung in Preußen erlangen zu können. Zwar kann man aus vielen Äußerungen Heines entnehmen, daß er dem Protestantismus stets seine Sympathie bezeugt hat; — feierte er ja den Begründer desselben als den „Befreier des Menschheitgedankens!“ — indes brachte ihn diese Überzeugung doch in beständigen Zwiespalt mit seiner Vorliebe für die katholische Kirche und mehr noch mit seinen jüdischen Reminiszenzen. Die interessantesten Belege für diesen Zwiespalt sind seine Briefe aus der Zeit des Übertrittes: es spricht aus ihnen ein tiefer Unmut, eine ungerechtfertigte Bitterkeit gegen das Christentum und eine besonders innige Unabhängigkeit an den Glauben seiner Väter. Dieser Unmut, dem er auch in verschiedenen Liedern Ausdruck gab, wuchs noch, als Heine sich auch durch die Taufe „von dem Alpdruck des Judenhasses“ nicht befreit sah, und als seine Hoffnungen auf eine Anstellung in Preußen sich immermehr als Träume erwiesen.

Die Familie freilich sah in der Beendigung der Studien und in der Taufe nur die Vorbereitung für ein Advokatenamt in Hamburg, eine Karriere, die der Onkel für seinen Neffen stets gewünscht hatte.

Bereitwillig gewährte er daher demselben zunächst die Mittel zu einer Badereise, um sich dort von den „Strapazen der juristischen Kampagne“ zu erholen.

Im August 1825 trat Heine die Reise nach Norderney an, wo er sich bald sehr heimisch fühlte. In Norderney entstand der erste Cyklus jener Hymnen des Meeres, „Nordseebilder“ genannt, die bald darauf im Berliner „Gesellschafter“ abgedruckt wurden und die Aufmerksamkeit von neuem auf den jungen Dichter lenkten.

Nach Hamburg zurückgekehrt, unterlich aber Heine alle Vorbereitungen für eine Abvolatür. In ihm hatte der Dichter wieder die Oberhand gewonnen. Daraus entstanden dann von neuem Mißverständnisse und Herwürfnisse mit der Familie, vor allem mit dem Onkel, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sah. Die Lage Heines war keine beneidenswerte. Alle Aussichten, die er sich selbst oder die ihm Freunde gemacht hatten, waren rasch verschwunden; nur ein Ziel wirkte ihm in verheißungsvoller Ferne: das eines großen Dichters und eines politischen Führers der liberalen Opposition.

Um nun seine Familie für dies Lebensziel zu gewinnen, wollte er ein Werk herausgeben, das seinem Namen neue Ehre machen und seinen Ruhm in weite Kreise tragen sollte. So entstanden die „Reisebilder,“ deren erster Band im Mai 1826 bei Julius Campe in Hamburg, der fortan Heines treuer Verleger blieb, erschien, und den Liederzyklus „die Heimkehr,“ ferner „die Harzreise“ und endlich den ersten Cyklus der „Nordseebilder“ nebst anderen Gedichten umfaßte. Die Wirkung, die dieses Buch in jener stillen Zeit hervorbrachte, war eine erstaunliche. In allen Kreisen des deutschen Volkes wurde es gelesen und als ein litterarisches Ereignis gefeiert. Mehr als durch seine Gedichte wurde der Name Heines durch die „Reisebilder“ bekannt und berühmt.

Mit dem Honorar dieses Werkes machte er im Sommer des darauf folgenden Jahres abermals eine Badereise nach Norderney; als das Resultat dieser Reise erschien die Beschreibung jener Insel sowie der zweite Cyklus der „Nordseebilder,“ die der Dichter im Angesicht „des blassen Meeresstrandes“ schuf.

Dann lehrte er zu seinen Eltern nach Lüneburg zurück und beschäftigte sich mit der Herausgabe des zweiten Bandes der „Reisebilder.“ Dieser umfaßte außer der Beschreibung von Norderney noch die „Ideen, das Buch le Grand,“ ferner den zweiten Cyklus der „Nordseebilder“ und die „Briefe aus Berlin,“ die Heine für den

„Westfälischen Anzeiger“ in Hamm geschrieben hatte. Durch die Aufnahme des ersten Bandes war der Mut und das Selbstbewußtsein des Dichters gestiegen. Er wollte in diesem zweiten Bande „etwas Gewaltiges,“ das „wunderbarste und interessanteste Buch“ der zeitgenössischen Literatur bieten und forderte deshalb alle seine Freunde, vor allem Barnhagen v. Ense, Moser und Karl. Immermann, mit dem Heine schon seit 1821 innig befreundet war, zu Beiträgen auf.

Aber nur Immermann entsprach dieser Aufforderung, indem er eine Anzahl Zeilen beisteuerte, in denen er litterarische Richtungen der Zeit, vornehmlich Goethe und die Romantiker bekämpfte. Das geharnischte Buch erschien Mitte April 1827 und erregte ob seines polemischen Inhalts womöglich noch größere Sensation als der erste Band der „Reisebilder.“ Aber die Aufnahme war keine einmütige. Zunächst wurde das Buch in vielen deutschen Staaten und in Österreich polizeilich verboten; dieses Verbot reizte aber die Neugier des Publikums um so mehr, den Inhalt des gefährlichen Werkes kennen zu lernen.

Die Begeisterung für Napoleon, der Heine in dem „Buch le Grand“ so glühenden Ausdruck gab, fand aber selbst in jener stillen Zeit keine günstige Aufnahme. Auch später noch konnte man dem Dichter diesen Napoleon-Kultus nicht verzeihen. Dagegen fand seine Begeisterung für die revolutionären Ideen von 1789 einen Wiederhall in den Herzen der damaligen Jugend. Es war eine trübe, niedergedrückte Zeit für Deutschland, als der zweite Band der „Reisebilder“ erschien, und Heine fand es für zweckmäßig, dem Klugheitsgesetz, „das jedem rate, nichts zu riskieren, wo nichts zu gewinnen sei,“ folgend, Deutschland für einige Zeit zu verlassen.

England, das gelobte Land der Freiheit, war schon seit langer Zeit das Ziel seiner Sehnsucht. Nun, wo er den Beruf eines Volkstribuns von neuem ergreifen wollte, wendete er sich zunächst nach London, als dem politischen Metta. Im April 1827, an dem Tage, wo der zweite Band der „Reisebilder“ ausgegeben wurde, reiste er dahin ab.

Die Eindrücke der Riesenstadt hat Heine in den „Englischen Fragmenten“ wiederzugeben versucht. „London,“ schreibt er am 27. April 1817 an einen Hamburger Freund, Friedrich Merdel, „hat alle meine Erwartungen übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit; aber ich habe mich selbst verloren.“ Das englische Leben, das bunte Treiben in Handel und Wandel mitspiel natürlich dem träumenden deutschen Poeten, dem Waldesduft und Mondscheinzauber damals noch

anziehender erschienen als die großartige Realität des Weltlebens, die sich ihm hier zum erstenmale offenbarte. Das strengere englische Leben behagte ihm ebenfalls nicht. Und auch der Zustand der schönen Literatur in England fand nicht sein Wohlgefallen. Einzig und allein das mächtig entwickelte politische Leben vermochte ihm in England zu imponieren. Ganze Tage saß er auf 'der Galerie des Parlaments und lauschte den Reden englischer Staatsmänner, vor allem Georg Canning, dem mutigen Verfechter der Katholiken-Emanzipation, der freiheitlichen Bewegung in Europa, und dem kühnen Verteidiger der Verwaltung Ostindiens. Wie ein Held der liberalen Ideen des Jahrhunderts erschien ihm der britische Staatsmann, und er gesteht gern, daß ihm diese Zeit „ewig im Gedächtnis blühen werde.“ Dort in der „St. Stefanskapelle“ erwachte auch von neuem in Heine der Wunsch, ein Vertreter der Volksrechte zu werden und er leistete sich selbst den Schwur, seine Stimme jederzeit gegen „Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte“ zu erheben.

Nach der Rückkehr von London verlebte Heine wiederum mehrere Wochen in Norderney und nachher auf der einsamen Insel Wangerooge. Gegen Ende September traf er wieder in Hamburg ein und von neuem kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen Oheim und Neffen. Heine mußte nun wirklich daran denken, sich eine Anstellung zu verschaffen. Er wollte sich auch in der That um die erledigte Stelle eines Matschhndikus zu Hamburg bewerben, gab jedoch auch bald dieses Projekt auf, wie viele andere schon vorher, weil es ihm im gegebenen Momente stets als eine Unmöglichkeit erschien, einen bürgerlichen Beruf zu erwählen, der ihn von den Bahnen abgezogen hätte, die er mit so vielem Glücke bereits eingeschlagen hatte.

Das „Buch der Lieder“, welches damals gerade erschien, und ein volles Bild seiner dichterischen Individualität nach allen ihren Ausstrahlungen gewährte, legte ja von neuem ein bereites Zeugnis dafür ab, daß er ein Dichter von Gottes und der Muse Gnaden war. Hier waren all die verschiedenartigen poetischen Schöpfungen seiner ersten Schaffensperiode zu einem harmonischen Gesamtbilde vereinigt. Das waren nicht mehr einzelne Blumen, ausgestreut auf verschiedene Felder, sondern ein prächtiges, wohlduftendes Boskett von Rosen.

Die Popularität, deren sich die „Reisebilder“ und nun auch das „Buch der Lieder“ in Deutschland zu erfreuen hatten, brachte Heine, der als Student ja auch an den Thüren der ersten Verleger angeläutet hatte, von allen Seiten die ehrenvollsten Anträge. Er ent-

schied sich für diejenigen des Barons Cotta, der ihm vorschlug, in Verein mit dem bisherigen Herausgeber Dr. F. W. Lindner die Redaktion der „Allgemeinen Politischen Annalen“ zu führen und auch für die andern Zeitschriften seines Verlags zu arbeiten. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden an. In den letzten Novembertagen des Jahres 1827 traf Heine in München ein.

Aber es zeigte sich bald, daß Heine die wichtigsten redaktionellen Tugenden: Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Ausdauer fehlten. Die „Annalen“ nahmen auch unter seiner Leitung nicht den gewünschten Aufschwung, und brachten von ihm selbst nur wenig. Nun hielt sich Heine noch an einen Rettungssanker. Eduard von Schenck, der damals Minister in Bayern war, hatte ihm Hoffnung auf eine Professur in München gemacht. Das Eingehen der „Politischen Annalen“, im Juni 1828, verursachte ihm daher nur geringen Schmerz. Frohen Mutes zog er vielmehr nach dem Lande der Sehnsucht aller Poeten, nach Italien, um dort die königliche Entscheidung abzuwarten. Mitte Juli desselben Jahres trat er seine Reise an, die ihn über Tirol nach Italien führte. „Über die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodien der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz lang und blühte wieder wie vormals.“ Also schilderte Heine in seiner Reiseerfassung „Italien“ jene Zeit, da er dem jungen „lorbeerumkränzten Frühlingsgott“ in das Land der Poeten und Künstler folgte. Diese Reise von München nach Genua und der Aufenthalt in den Bädern von Lucca bildet den Gegenstand einer unnachahmlichen Schilderung. Unglücklicherweise wurde Heine an der Weiterreise durch die Nachrichten gehindert, die von Hause über den Gesundheitszustand seines Vaters anlangten. In Venetia erhielt er von seinem Bruder Maximilian die Mitteilung, daß der Vater lebensgefährlich krank sei, auf dem Heimwege in Würzburg ereilte ihn die Todesbotschaft.

Heine hat seinen Vater innig geliebt und dessen Tod versetzte ihn in eine tief wehmütige Stimmung. „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen und nie verschmerzen können,“ sagte Heine etwa dreißig Jahre nachher zu einem Freunde. Und in seinen „Memoiren“ heißt es über den Vater: „Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt tot seit länger als 25 Jahren. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich

ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tode der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht tot, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele. Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinne, als müßt' ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabseilen in die große Stube, wie ich als Knabe that."

Es hat ziemlich lange gedauert, bis Heine diesen Schlag verwinden und neuem Schaffen sich zuwenden konnte. Zunächst ging er wieder nach seinem geliebten Berlin zurück, wo er im Umgang mit alten und neugewonnenen Freunden einige Monate verlebte. In Potsdam bei Berlin legte er die Hand an den dritten Band der „Reisebilder“, den er im Herbst desselben Jahres zu Hamburg vollendete. Inzwischen hatte er einige Sommerwochen auf Helgoland dem Zauber der Meereswogen mit stets erneuter Lust sich hingegessen.

Zu Anfang des Jahres 1830 erschien dieser langvorbereitete dritte Band der „Reisebilder“, dessen lezte Kapitel trotzdem in „fliegender Hast“ geschrieben wurden. Er erregte nicht geringeres Aufsehen als die beiden ersten Bände, fand aber entschiedeneren Widerspruch. Insbesondere die Angriffe auf den Grafen August von Platen wurden fast allgemein gemisbilligt. Die Form derselben war auch eine überaus scharfe und verlebende. Das Schlimmste dabei war, daß Heine durch frivole Anspielungen auf ein geheimes Laster, das Platen in seinen Gedichten allerdings in etwas zweideutiger Weise gefeiert, den berechtigten Kern seiner Satire abschwächte. So kam es, daß Heines Gegner, von damals bis heute, übersahen, daß Graf Platen der herausfordernde Teil gewesen, daß er in Briefen und privaten Äußerungen sich lange vorher schon — in München und in Italien — in gehässigster Weise über Heine ausgesprochen, daß er später in seinem „Romantischen Ödipus“ gegen Zimmermann und Heine in einer so aggressiven Weise aufgetreten, daß eine scharfe Antwort notwendig wurde. Nichts verletzte Heine so sehr, als wenn man ihn als Juden — in dem gemeinen Sinne, den der Haß diesem Worte verliehen — brandmarkte. Und gerade das hatte Platen gethan, indem er Heine „den Pindar vom Stämme Benjamin,“ „den Petrarcha des Laubhüttenfestes“ nannte, dessen „Küsse Knoblauchgeruch absonderten“ und dergleichen mehr. Auf einen solch groben Kloß gebührte ein nicht minder grober Keil.

Und man muß zugeben, daß für eine so satirische Natur, wie die Heines, gerade mit Bezug auf solche Äußerungen, wie die jetzt angeführte, die Versuchung nahe lag, über jenes geheime Laster, welches aber längst nicht mehr geheim war und zu gleicher Zeit von L. Robert in einer streng sachlichen Kritik der Hegelschen Jahrbücher über Platens Gedichte ganz unverhüllt getadelt wurde, die Lauge seines Spottes auszugießen. Daß Heine dabei weit über das Ziel hinausgeschossen, darf aber auf der anderen Seite ebenfalls nicht geleugnet werden. Er verlebte durch die Art seines Angriffs nicht nur den guten Geschmack und die Würde der Literatur, die er ja verteidigen wollte, sondern er übte auch einen unglücklichen Einfluß auf die Form der litterarischen Polemik aus, die später noch lange Zeit sich in denselben Bahnen gehässiger persönlicher Angriffe bewegte.<sup>1)</sup>

Obwohl Heine auch in dieser Fehde die Lacher auf seiner Seite hatte, zog er doch keinen Vorteil aus dem Pyrrhusieg über Platen. Der bessere Teil des Publikums fühlte sich verlebt und einzelne seiner besten Freunde zogen sich von ihm zurück. Vor allem Moses Moser, der ihm bisher in treuer Unabhängigkeit ergeben war und der seine Polemik nun scharf tadelte. Aus dem Ton, in dem Heine seinem „treuen Marquis Posa“ die Freundschaft aufständigte, hört man den Verdruß heraus über den Verlust dieser Freundschaft. Auch von den andern Freunden trat keiner für den vielgeschmähten Dichter ein, dessen litterarische Stellung in Deutschland durch dieses Buch arg gefährdet schien.

Körperliches Unwohlsein und Mißmut über diese Angriffe veranlaßten Heine, sich zurückzuziehen und nur im Umgang mit wenigen Freunden Erholung zu suchen. Im Sommer ging er wieder nach Helgoland, und dort auf dem „einsamen Felsen“ erreichte ihn die Nachricht von der Julirevolution in Paris. Diese Botschaft versetzte ihn in den glühendsten Enthusiasmus. Wie alle Liberalen in und außer Frankreich sah er in dem revolutionären Ansturm die Vorboten einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Er hoffte, daß von Paris „die Befreiung der Welt“ ausgehen werde und stimmte in den, anfangs 1831 publizierten „Nachträgen zu den Reisebildern“ einen begeisterten Hymnus auf die Julirevolution an. In den „Briefen aus Helgoland,“ die er später in das Buch über Börne eingehoben, spricht sich dieselbeflammende Begeisterung für die Pariser

1) Eben diese Art der Polemik zwischen den „begabten“ Dichtern Platen und Heine wird auch von Goethe beklagt. Vergl. Eckermanns „Gespräche mit Goethe.“ Bd. III. S. 217.

Revolution aus. Wir ersehen aus diesen, unter dem frischen Eindruck jener Tage geschriebenen Briefen, welche tiefe Wirkung die Nachrichten aus Paris auf Heine hervorgebracht hatten. „Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Glüten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten.“ Und ein anderes Mal, am 10. August, schreibt er: „Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich soll und muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gesetzten Waffen, worüber meine Mutter ihren Haubersegen ausgesprochen . . .“

In der That, Heine war ein „Sturmvogel“, der die nahenden Stürme verkündete. Und man thut ihm entschieden unrecht, wenn man behauptet, daß es ihm an Mut und an Überzeugungskraft fehle, um ein Vertreter, und wenn es sein mußte, auch ein Märtyrer der Volksrechte zu werden. Gerade damals, in jener gefährlichen Zeit, wo jenseit des Rheins die „Sturmglöcke des Volkszornes erscholl“, während in Deutschland die „trübseligste Entmutigung und Niedergeschlagenheit“ im Volke herrschte, und die Regierungen ihre Jagd auf das liberale Hochwild forschten, gerade damals bewies er diesen Mut der Überzeugung. Was ihm fehlte, war die Konsequenz in dem Festhalten einer politischen Überzeugung und die Energie in der Ausführung seiner Ideen. Dieser Konsequenz spottete er; aber er verkannte, daß man ohne sie zum Amt eines Volkstriibunen nicht gelangen könne.

Damals allerdings, wo „das Wort eine That“ war, bewies er seine manhaftste Gefinnung sowohl in den bereits erwähnten „Machträgen zu den Reisebildern“ als auch in der Einleitung zu der Schrift eines deutschen Litteraten, Robert Wesselhöft: „Kahldorf über den Adel. In Briefen an den Grafen M. v. Moltke.“<sup>1)</sup> Diese Schrift war ein direkter Angriff auf eine Broschüre: „Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande“ von dem dänischen Grafen Magnus von Moltke, und die Vorrede, die Heine dazu schrieb, ist eine energische Verteidigung der Volksrechte gegenüber den Adelsprivilegien des Mittelalters.

Durch ein solch entschiedenes Auftreten für die neuen französischen Freiheitsideen hatte aber Heine alle Brücken in Deutschland hinter sich abgebrochen. Er fühlte dies wohl vom ersten Moment an, wo ihm

1) Kahldorf ist natürlich nur ein erbichteter Name für ein unfruchtbare Dorf, der auf die Armut der Bauern und auf die Expresungen des Adels hinweisen soll.

auf dem einsamen Felsen die Kunde von der „großen Julivwoche“ zuflog, und seine ganze Sehnsucht galt nun Paris.

Noch einen Winter verlebte Heine in Hamburg. Dann ging er, enttäuscht wie so viele deutsche Liberale jener Zeit, über die Wirkenungen der Julirevolution in Deutschland, nach Paris. Am 1. Mai des Jahres 1831 betrat er französischen Boden und zwei Tage darauf war er in Paris, das er nicht wieder, auf längere Zeit wenigstens, verlassen sollte.

Das rauschende Leben der französischen Hauptstadt nahm bald das ganze Interesse Heines in Anspruch. In seinen „Geständnissen“ schildert er in sehr amüsanter Weise die ersten Eindrücke, die das Seinebabel mit all seinem Glanz und Luxus, mit seinen schönen Frauen und wunderbaren Überraschungen auf ihn hervorbrachte. „Ich fand alles so amüsant, und der Himmel war so blau und die Luft so liebenswürdig, so generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch rot von den Flammenküschen dieser Sonne, und an ihrer Brust war noch nicht ganz verweilt der bräutliche Blumenstraß.“

Es bedurfte geraumer Zeit, ehe Heine darangehen konnte, die verschiedenartigen, neu auf ihn einstürmenden Eindrücke schriftstellerisch zu fassen. Als dies geschah, war es seltsam genug ein Aufsatz über den Pariser Salon des Jahres 1831, den er im September 1831 nach der Heimat sandte. Über auch durch diese friedliche Arbeit weht ein Hauch der Freiheitsluft, die Heine damals mit vollen Augen einatmete. Der „miktönende Lärm der Weltgeschichte“ dringt auch in die friedlichen Räume der Kunst und veranlaßt den Dichter zu einer tiefsinngigen Betrachtung über die Weltlage, über die mit Goethe zu Ende gegangene „Kunstperiode“ und über die Litteratur und Poesie der Zukunft, deren Grundzug ihm die Freiheit zu sein scheint.<sup>1)</sup> Mit diesem Bericht für das „Morgenblatt“ nahm nun Heine die journalistische Tätigkeit wieder auf, der er ansangs ganz hatte entsagen wollen, um in ungestörter Muße seinen poetischen Schöpfungen leben zu können.

Allein der Drang, sich über die Beitereignisse auszusprechen und seine politischen Gedanken in Deutschland verbreiten zu können, trieb

1) Dieser Bericht für das Cottasche „Morgenblatt“ wurde 1834 nochmals abgebrüttet in dem ersten Bande des „Salon“, einer Sammlung, welche verschiedene Arbeiten Heines, zunächst „Französische Mater“, sodann „Neue Gedichte“ und endlich das Fragment: „Aus den Memoiren des Herr Schnabelewopski“ umfaßte. Die Gedichte und das Reisefragment erregten aber großen Unwillen bei den deutschen Liberalen, da sie in diesen Schöpfungen Heines ihre politischen Hoffnungen verspottet glaubten.

Heine von neuem in die Arena der Publizistik. Es kam noch hinzu, daß Baron Cotta eigens den Redakteur der von ihm verlegten „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ welche damals eine führende Rolle in Deutschland spielte, nach Paris geschickt hatte, um mit Heine wegen Übernahme einer regelmäßigen Korrespondenz in Unterhandlung zu treten. Diese Unterhandlungen führten auch rasch zum Ziele, da Heine sich in der That kein besseres und angeseheneres Organ für die Verbreitung seiner Ideen wünschen konnte. Im September 1831 begann Heine seine politischen Briefe zu schreiben. Einen Teil seiner Korrespondenz sammelte er nach zwei Jahren unter dem Titel „Französische Zustände“, deren erster Band „das Bürgerkönigtum im Jahre 1832“ behandelt. In der Vorrede zu diesem Bande vertrat er seine demokratischen Überzeugungen, allen Unfeindungen und Gewaltmaßregeln gegenüber, mit großer Schärfe und Entschiedenheit. Die Kämpfe, die er dieserhalb mit der Censur zu bestehen hatte, vermochten ihn nicht zu schwächen; sie erhöhten vielmehr seinen Mut und verstärkten die Rühmtheit in dem Ausdruck seiner politischen Ansichten.

Diejenen politischen Anschauungen fehlte allerdings eines — und zwar vielleicht das Wichtigste, — die Konsequenz. Wenn die Gegner Heines an diejenen Fehler anknüpften, so trafen sie wohl das Richtige. Aber sie hatten darum noch kein Recht, auch die Ehrlichkeit seiner Überzeugungen in Frage zu stellen.

In der That macht es —, wie schon Ludwig Börne tadelnd bemerkte — einen seltsamen Eindruck auf den unbefangenen Leser, wenn er Heine heute die republikanische Idee verteidigen und morgen verwiesen sieht, wenn ihm auf einer Seite das Lob und auf der nächsten schon der heftigste Tadel gegen das französische Bürgerkönigtum begegnet. Wer sich solcher Widersprüche in kurzen Zwischenräumen schuldig macht, der hat keinen Anspruch auf das Prädikat eines politischen Kopfes. Aber nichts berechtigt dazu, ihm auch den politischen Charakter abzusprechen. Nichts hinderte Heine gerade in jener Zeit, seine politische Meinung frei und unverhohlen auszusprechen. Man darf also wohl glauben, daß er heute ebenso ehrlich die republikanischen Ideen gefeiert, wie er sie in der festen Überzeugung von ihren gemeinschädlichen Folgen morgen zu verwiesen geneigt ist, indem er sich zum Verfechter der monarchischen Idee aufwirft. Konsequenz erschien ihm nicht als eine politische Tugend, sondern viel eher als ein „fortgesetzter Irrtum“ und er behauptet einmal alles Ernstes, daß der, dem man nachröhme, er sei sein ganzes Leben hindurch konsequent geblieben,

eigentlich dieses ganze Leben einem einzigen Irrtum zum Opfer gebracht habe.

Mit solchen Überzeugungen war Heine zum politischen Führer nicht geeignet. Je länger er in Paris lebte und je mehr er mit den dort im Exil lebenden Deutschen verkehrte, die er doch als die Träger der republikanischen Ideen ansehen mußte, desto mehr entfernte er sich selbst von dieser Idee und desto klarer wurde es ihm, daß das politische Märtyrerthum nicht seine Sache. Der „Konvent der Patrioten von ganz Europa,“ so nannte Börne, der mit Heine zugleich nach Paris ging, die Flüchtlinge aus aller Herren Ländern, die damals in Paris sich zusammenfanden, zählte Heine daher nur sehr kurze Zeit zu seinen Anhängern. Er selbst erzählt darüber: „Als ich Börne zum zweiten Male besuchte, in der Rue de Provence, fand ich in seinem Salon eine Menagerie von Menschen, wie man kaum sie im Jardin des Plantes finden möchte.“ Den „jakobinischen Beitanz“ dieser hizigen Tumultuanten, von denen jeder einzelne sich für einen Märtyrer hielt, wollte Heine nicht mitmachen. Und vielleicht datiert aus jener Zeit gerade, wo er zu der Erkenntnis von der Nichtigkeit und Hohlheit dieser Umtriebe gelangte, seine Umkehr zur monarchischen Idee, indem er leider die Vertreter der Sache für die Sache selber nahm. „Ich kann den Tabaksqualm nicht vertragen und ich merkte, daß in einer deutschen Revolution die Rolle eines Grosssprechers in der Weise Börnes und Konsorten nicht für mich paßte.... Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde.“

Solche und ähnliche Äußerungen, welche auch in den Korrespondenzartikeln Heines aus Paris regelmäßig wiederkehrten, wurden als eine offene Absage von der demokratischen Idee angesehen. Die liberale Opposition in Deutschland selbst fing damals an, den Dichter wie einen Renegaten zu betrachten und zu behandeln.

Eine solche Unbeständigkeit in den politischen Anschauungen mußte natürlich Heine in einen entschiedenen Gegensatz zu Ludwig Börne bringen, den er schon von Jugend auf kannte und verehrte und mit dem er auf seiner Durchreise nach München drei Tage in Frankfurt a. M. in so angeregtem Verkehr verlebte, daß die Erinnerung an jene Unterhaltungen ihm noch nach zehn Jahren frisch im Gedächtnis lebte. Als Börne nach Paris kam, eilte Heine, ihn sofort zu besuchen. Es

liegt nahe, daß zwischen den beiden Schriftstellern, die so viele Anknüpfungspunkte boten und schon damals von Freund und Feind immer zusammengeannt wurden, entweder eine innige Freundschaft oder eine entschiedene Abneigung sich entwickeln müste. Es war nicht die ausschließliche Schuld Heines, daß es bald zu einer Entzweigung kam. Heine näherte sich dem Genossen freundschaftlich, fand diesen aber verschlossen, misstrauisch, in Verhältnissen, die Heine nicht zusagen konnten, in persönlichen Beziehungen, die er bisher geslissentlich gemieden hatte. Die inzwischen veröffentlichten Briefe Heines beweisen, daß er ehrlicher gegen Börne gewesen, als dieser gegen ihn. Während dieser an seine Freundin, Madame Wohl, nicht genug Schlechtes von Heines Gesinnungen, seinem Charakter, Benehmen u. s. w. zu melden weiß, ergreift jener die Partei des im Vaterlande angefeindeten Schriftstellers und selbst, als dieser „einige jakobinische Ränke gegen ihn losgelassen,“ erklärt er ihn nicht für schlecht, sondern lieber für „verrückt.“ Allerdings geschah dies nur in Privatbriefen.

Börne dagegen nahm keinen Anstand, alsbald offen gegen Heine aufzutreten. Seine Äußerungen über denselben in den beiden letzten Bänden der „Pariser Briefe,“ die 1833 erschienen, kamen einer offenen Herausforderung ziemlich gleich. Es ist bedauerlich, daß Heine diese Herausforderung nicht damals gleich als solche aufgenommen, sondern die Antwort bis nach dem Tode Börnes aufgeschoben hat. Aber es ist notwendig, dies alles zu erwähnen, um seinen Groß gegen Börne zu begreifen.

Gleichwie von Börne und den deutschen Republikanern, hatte aber Heine auch von den konservativen Parteien in Deutschland und von den Machthabern daselbst zu leiden, denen seine Berichte aus Paris in einem so einflußreichen Blatte nicht geringen Schrecken einjagten. Fürst Metternich, der in den „melancholisch süßen Gewässern“ der Heineschen Lyrik so gern badete, war der erste, der gegen diese Berichte durch seinen litterarischen Famulus, Friedrich von Gentz, Protest erhob. In einem charakteristischen Briefe des letzteren an Baron Cotta, den Eigentümer der „Augsburger Allgemeinen Zeitung,“ heißt es: „Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Teil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine . . . Dies alles befremdet mich nicht . . . Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine

Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer (!) wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Tot tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht erraten lässt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter anderem, und jetzt vorzugsweise, von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klasse gegen sie aufbringen.“

Eine solche Mahnung direkt aus dem Kabinette des gewaltigsten Mannes jener Zeit durfte Baron Cotta nicht unbeachtet lassen. Heine mußte zunächst seine Berichte einstellen. Er schwieg aber nicht und seine nächste Arbeit war die Herausgabe jener Berichte in dem bereits obenerwähnten Buche „Französische Zustände,“ das er mit einer gehänselten Vorrede gegen die Unterdrücker der Freiheit ausstattete. In dieser Vorrede heißt es: „Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, solange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Exil weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärtesten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präjudizierenden Übergang zum Servilismus.“

Vergleicht man die privaten Äußerungen Heines aus jener Zeit und seine Handlungen mit dieser öffentlich gegebenen Versicherung, so wird man derselben wohl unbedingten Glauben schenken können. Er war sich dessen wohl bewußt, daß allein schon diese Vorrede genüge, um ihm „vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland zu versperren,“ aber er wollte sie trotzdem publizieren und legte damit mehr Mut an den Tag, als die deutschen Republikaner im Exil, die fern vom Schuß die wütendsten Tiraden „gegen die Tyrannen“ hielten. Erst als die Censur ihm ungewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg legte und seine persönliche Sicherheit selbst gefährdet schien, wurde er schwankend und unmutig.

So von allen Seiten in der Ausübung seiner politisch-litterarischen Thätigkeit gehemmt, sah sich Heine schließlich genötigt, zunächst der Tageslitteratur zu entsagen und auf einem andern Felde die Vorbeeren zu suchen, die man ihm auf diesem beharrlich verweigerte. Pläne, die schon lange in seinem Geiste gereift waren, mit denen er vielleicht schon nach Paris gekommen war, traten nun in den Vordergrund und

gelangten nach und nach zur Ausführung: Heine wurde der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich.

Nichts kann deshalb falscher sein, als wenn behauptet wird, seine Mission sei mit dem Jahre 1830 und dessen Ereignissen abgeschlossen gewesen. Man muß vielmehr eingestehen, folgt man dem Leben Heines und seinen literarischen Schöpfungen aufmerksam, daß gerade mit diesem Jahre jene neue Mission für ihn beginnt, die auszuführen keiner so berufen war wie er, und deren Inhalt bereits angedeutet wurde. —

Die Erfüllung dieser Mission, welche seinem Talent höhere und wichtige Aufgaben stellte, wurde ihm um so leichter, je tiefer die religiöse und geistige Bewegung zu jener Zeit in Frankreich ging, und je weniger man dort von den geistigen Revolutionen wußte, die Deutschland ein halbes Jahrhundert vorher erschüttert hatten. Dazu kam, daß Heine weit mehr als von dem unklaren Phrasenheldentum der deutschen und französischen Republikaner sich von der saintsimonistischen Idee angezogen fühlte, die eine junge Schar begeisterter Apostel damals zu einer positiven Formel für die weltumgestaltende friedliche Reform aller menschlichen Verhältnisse erweitern wollte.

Mit allen Jüngern St. Simons, mit St. Armand Bazard, Barthélemy Prosper Enfantin, Michel Chevalier, Pierre Leroux, Olinde Rodrigues, Hippolyte Carnot u. a. war er innig befreundet und der Entwicklung ihrer Ideen folgte er mit lebhaftestem Interesse. Es spricht für die Klarheit seines Geistes und seinen philosophischen Schärfsblick, daß er den Kern dieser Ideen aus ihrer phantastischen Umhüllung herauszuschälen verstand und alsbald die Bedeutung des St. Simonismus für die Entwicklung der religiösen Idee erkannte, während er den politischen Teil ihrer Doctrin, die Eigentumslehre vor allem, für verbessерungsbedürftig erklärte. So scheute er sich auch nicht, zu einer Zeit, wo der St. Simonismus sich durch die Exzentrizität seiner letzten Apostel schon lächerlich gemacht hatte, für diesen berechtigten Kern seiner religiösen Ideen energisch das Wort zu ergreifen. Die Anhänger St. Simons ihrerseits waren nicht wenig erfreut, in dem deutschen Dichter einen Vorkämpfer ihrer Ideen zu finden; die tiefe Befriedigung darüber sprach Prosper Enfantin in einem offenen Sendschreiben an Heine aus, in dem er letzterem für seine Begeisterung dankt und ihn an der gemeinsamen Aufgabe, „der Assoziation der Völker untereinander und der Menschheit mit dem Erdball,“ fortzuarbeiten bittet.

Wesentlich auf die Unregung Enfantins hin hatte Heine auch die größere Arbeit unternommen, die den Franzosen von den Revolu-

tionen des religiösen Gedankens in Deutschland Kunde geben sollte. Vorher schon hatte er ihnen, die damals selbst in dem Zauberbann einer neuen Romantik standen, das Wesen der deutschen Romantik anschaulich erörtert. Es geschah dies in einer Reihe von Aufsätzen in der von Victor Bohain begründeten „Europe littéraire“, die dann in deutscher Ausgabe den Titel „Zur Geschichte der neuen schönen Litteratur in Deutschland“ führten und eine Art Gegenstück zu dem bekannten Buche der Frau von Staël über Deutschland bilden sollten. Diese Aufsätze erregten in Frankreich um so größeres Interesse, als Heine inzwischen in der „Revue des deux Mondes“ einen Teil der „Harzreise“, das „Buch le Grand“ und „die Bäder von Lucca“ in französischer Übersetzung veröffentlicht hatte. <sup>1)</sup>

Die tiefere Einsicht in das geistige Leben Deutschlands, welche den Franzosen diese beiden Werke eröffneten, war nicht ohne Nutzen für die französische Litteratur selbst. Für Heine und seine persönliche Stellung war sie von entschiedener Bedeutung. Mit einem male hatte er wieder den Posten erobert, den er fast verloren hatte. Und während in Deutschland jeder Journalist mit den meist aus der Rüstkammer Heines geholten Waffen gegen ihn ankämpfen zu können glaubte, eroberte er sich in Frankreich und besonders in der Pariser litterarischen Gesellschaft eine Position, die er bis zu seinem Tode behauptet hat. Seit jenen Veröffentlichungen galt Heine in Frankreich als ein großer Dichter, als eine litterarische Celebrität, die die ersten zeitgenössischen Größen wie ihresgleichen behandelten, obwohl sie sonst Deutschen gegenüber sehr fühl- und ablehnend sich verhielten. Ja, man muß sagen, daß Heine der erste Deutsche war, der eine solche Stellung innerhalb der exklusiven und konservativen litterarischen Gesellschaft Frankreichs inne hatte.

Ganz anders war es dagegen in Deutschland um seine Würdigung bestellt. Dort vergrößerte sich die Schar seiner Feinde und Gegner mit jedem neuen Werk aus seiner Feder; von dort kamen ihm nur Angriffe und Verleumdungen, feindselige Maßregeln der Behörden und ewige Mergelien der Bensoren. Man wird deshalb den Unmut begreifen, der seinen Geist erfüllte, so oft er auf Deutschland zu sprechen kam, und aus diesem Unmut wird man jedes harte, bittere Wort er-

1) Bei dieser französischen Übersetzung wurde Heine wesentlich von F. A. Loeve-Beimars unterstüzt, dem er später (1854) einen warmen Nachruf widmete. Bei den späteren Übersetzungen seiner Werke — dieselben sind in einer Ausgabe von 15 Bänden fast vollständig bei Calman Lévy in Paris erschienen — waren Gérard de Nerval, Édouard Grenier, St.-René Taillandier in hervorragender Weise thätig.

ßären müssen, daß er gegen Deutschland und die Deutschen richtete. Aber gerade aus diesem Unmut wird man dann auch die Liebe heraus hören, die der Dichter trotz alledem und alledem seinem Vaterlande widmete. Ja, er verbirgt diese Liebe durchaus nicht; er verleiht ihr jedesmal beredten, sichtlich tiefempfundenen Ausdruck, so oft er sich gehörig ausgegrößt hat.

Mit Recht hat deshalb einer seiner schärfsten Kritiker behauptet, daß Heine niemals mehr Gemütsstiese und Wahrhaftigkeit an den Tag lege, als da, wo er auf Deutschland zu sprechen komme. Im Grunde wendete sich sein Zorn ja auch nur gegen die „Pharisäer der Nationalität;“ das ehrlieche deutsche Streben in Politik und Wissenschaft, in Literatur und Kunst erkannte er stets mit freudiger Begeisterung an und selten ist der Ruhm des deutschen Geisteslebens mit solcher fast leidenschaftlicher Wärme gefeiert worden, wie von Heine, zu einer Zeit, wo man in Deutschland geneigt war, ihn als unpatriotisch, als Verräter am Vaterlande anzusehen und zu behandeln.

Nur ein kleiner Teil der deutschen Schriftsteller, diejenigen, die gleich Heine für eine freie Entwicklung des Geisteslebens kämpften, ja meist in seinem Sinne und mit seinen Waffen kämpften, wagte es für den Dichter in Deutschland Partei zu nehmen. Es war dies das sogenannte „junge Deutschland,“ zu dessen hervorragendsten Führern Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Ludolf Wienbarg und Gustav Kühne gehörten. Das „junge Deutschland“ war aber keine organische Verbindung oder gar ein politischer Verein, sondern nur ein Kreis zu gleicher Zeit für dieselben Ziele kämpfender Schriftsteller, als deren geistigen Führer man damals mit Recht allgemein Heine angesehen hat, insofern die Ideen, welche die jungen Schriftsteller vertraten, von ihm zuerst angeregt worden waren.

Es ist begreiflich, daß Heine die Bestrebungen und Kämpfe der jungen Geister im Vaterlande mit Interesse verfolgte, mit begeistertem Schwung feierte. Leider wurde die Bewegung, deren Ziele und Wünsche sich vielleicht in der Folgezeit geklärt hätten, durch die Denunziation eines deutschen Schriftstellers, der vorher mit ihnen sympathisiert hatte, plötzlich gehemmt und unterdrückt.

Wolfgang Menzel war es, der in seinem „Literaturblatt“ von einem gehässig reaktionären und beschränkt nationalen Gesichtspunkte aus, die „jeune Allemagne“ wegen ihrer revolutionären Gesinnungen den Staatsbehörden denunzierte. Und diese Denunziation hatte Erfolg. Am 10. Dezember 1835 faßte der deutsche Bundestag zu Frankfurt a. M.

folgenden charakteristischen Beschuß, der es verdient, ausführlich mitgeteilt zu werden: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Litteratur“ eine litterarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahingehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lefern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Eucht und Sittlichkeit zu zerstören, so hat die deutsche Bundesversammlung . . . sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: „Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Litteratur“ bekannten litterarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Missbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern.“

Dieser drakonischen Maßregel folgten noch andere, die die gesamte Produktion des „jungen Deutschland“ zu vernichten bestimmt waren. Und die deutschen Regierungen beeilten sich natürlich, diesen Beschuß des Bundestages so rasch und so streng wie möglich auszuführen. Ja in Preußen wurde das Interdikt sogar „auf sämtliche künstigen litterarischen Erzeugnisse des Heinrich Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen, wo und in welcher Sprache es sei,“ ausgedehnt. Ein Gleichtes geschah in anderen deutschen Staaten.

Am schwersten wurde durch diese Maßregeln Heine getroffen, er, der ja nicht einmal Mitglied dieser „litterarischen Schule“ gewesen war. Während ein Teil der Mitglieder nach rechts abschwankte, der andere Teil jede Verbindung mit den Genossen rundweg ableugnete, saß er in der Fremde und sah durch dieses Verbot seine ganze litterarische Zukunft nicht nur gefährdet, sondern völlig zerstört. Daß er dennoch der Fahne treu blieb und seine Gesinnungen auch in jenem kritischen Moment nicht verleugnete, spricht mehr für seinen Charakter als alles Übrige. Nachdem eine Verteidigungsschrift, die er der „Augs-

burger Allgemeinen Zeitung" zugesandt hatte, nicht das Imprimatur der Zensur erhielt, veröffentlichte er im Januar 1836 einen Brief an den deutschen Bundestag, dessen ironische Färbung unverkennbar ist, der aber trotzdem „einen selbstbewußten, unerschrockenen Geist“ atmet. In diesem Schreiben verlangt er freies Geleit, wie einst Martin Luther, oder wenigstens „freies Wort in der deutschen Druckwelt,“ um seine Sache persönlich führen zu können. „Wenn ich mich gegen etwas verwahre,“ heißt es am Schluß dieses Briefes, „so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafösürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine litterarische Schule, benannt „Das junge Deutschland,“ sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben.“

Einen Erfolg erwartete Heine von diesem Schreiben nicht; es lag ihm auch wohl nur daran, auf die auswärtige Presse und durch diese auf das deutsche Publikum selbst zu wirken. Desto größer Erfolg erhoffte er aber von einem überaus scharfen Pamphlet gegen Wolfgang Menzel, der die erste Veranlassung zu allen Angriffen gegeben hatte, obwohl er Heine gegenüber stets eher die Rolle eines litterarischen Protektors als eines feindlichen Gegners gespielt und obwohl er selbst noch die „Memoiren des Herrn Schnabelowopski“ höchst gelobt hatte.<sup>1)</sup> Es war Heines ausgesprochene Absicht, Menzel auf die Mensur zu treiben. Daß ihm dieselbe nicht gelungen ist, wird jeder begreifen, der die persönlichen und litterarischen Verhältnisse jener Zeit kennt. Und ebenso wird man die Schärfe begreifen, mit der Heine bei jedem Anlaß gegen Menzel und Konsorten vorgegangen. Im Grunde genommen waren ja bei diesen litterarischen Gefechten die Waffen sehr ungleich. Die Gegner konnten jeden Angriff ungescheut wagen; Heine dagegen mußte sich seine Verteidigung durch die Schere des Zensors zurechtstuzen lassen. So kam es, daß er damals der bestverleumdeten

1) Die Streitschrift gegen Menzel, unter dem Titel: „Über den Denunzianten,“ war bestimmt, als Vorrede den dritten Band des „Salon“ zu eröffnen, der die „Florentinischen Nächte“ und die „Elementargeister“ enthalten sollte; sie erhielt aber zur Zeit des Erscheinens dieses Bandes nicht die Zensurlaubnis und erschien später als besondere Broschüre.

Mann im ganzen Vaterlande war. Er war angeklagt, die öffentliche Meinung zu demoralisieren, verderbliche Ansichten zu verbreiten; ja manche seiner Gegner gingen so weit, ihm selbst die dichterische Begabung abzusprechen. Die deutschen Regierungen fürchteten und verfolgten ihn; die deutschen Liberalen wiederum, besonders diejenigen, die zu gleicher Zeit in Paris im Exil lebten, versemten ihn als einen Verräter an der Sache der Freiheit, weil er an ihren unschönen Konspirationen sich nicht beteiligen wollte.

Besonders Ludwig Börne und sein Anhang waren in dieser Richtung thätig, seinen Ruf zu verdächtigen. Dem starren Republikaner, der etwas von einem Brutus an sich hatte, konnte die leichtsinnige Art, mit der Heine von politischen Dingen zu sprechen pflegte, nicht behagen. Heine dagegen machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen die republikanischen Prinzipien. Er verfolgte eine „patriotisch-demokratische Tendenz,” deren Grundzug eigentlich durch alle seine Schriften geht und von der er nie, oder doch nur sehr selten, abgewichen ist.

Heines schlimmster Feind war aber damals die Zensur, die seine Gedanken mordete und ihn zwang, mit „halber Zunge zu stammeln“ ihn, der sonst wie ein Mann frei und offen gesprochen hatte. Die Kämpfe, die er mit den Zensoren zu bestehen hatte, rieben seine Kräfte auf, verbitterten seinen Geist und schwächten seine Gesundheit. Es war nicht übertrieben, wenn er angesichts all dieser Widerwärtigkeiten, die auch sein äußeres Leben zu zerstören drohten, damals ausrief: „Ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller!“ Und es war auch kein Wunder, daß er die französische Gesellschaft, welche ihn überaus gastfreundlich aufgenommen, der deutschen, die ihn feindselig oder mindestens misstrauisch betrachtete, vorgezogen hat. Während seines Pariser Lebens verkehrte er mit Victor Hugo, Alfred de Vigny, Alexander Dumas, Alfred de Musset, Sainte-Beuve, George Sand, Jules Janin, Théophile Gautier, Léon Gozlan, Prosper Mérimée, H. de Balzac, Béranger, Eugen Sue, Michelet, Thiers, Mignet, Gustine, H. Berlioz, Halévy, Rossini, Adam, F. David, L. Robert, de la Roche, Louis Blanc, J. Sandeau, Lamartine, Victor Cousin, Lamménais u. a. in allen politischen, künstlerischen, litterarischen und gesellschaftlichen Kreisen der Seinestadt.

Von Deutschen sah er nur durchreisende Dichter und Künstler, die nie verfehlten, ihn zu besuchen. Nur mit Franz Liszt und Ferdinand Hiller, sowie mit einigen deutschen Zeitungskorrespondenten, die treu zu ihm standen, verkehrte Heine freundschaftlich.

Mehr aber als Dichter und Künstler fesselte Heine in jenen Jahren seiner größten „Schriftstelleröten“ ein „munteres Dorffind aus der Normandie,“ das bestimmt war, verhängnisvoll in sein Leben einzugreifen: Crescencia Eugenie Mirat war ihr Name und ein Weiler in der Normandie, Vinot, im Gebiete der Seine und Marne, ihre Heimat. Sie war die natürliche Tochter eines reichen und angesehenen Mannes; in ihrem sechzehnten Lebensjahre verließ sie die Heimat und ging, da sie sich mit der Mutter nicht gut vertragen konnte, zu einer Tante nach Paris, die in einer Passage in der Nähe des Justizpalastes einen Schuhwarenladen hatte. Dort fungierte die „reizende Kleine“ als Verkäuferin und dort sah sie auch Heine im Oktober 1834 zum erstenmal. Sie gefiel ihm sehr und alsbald wurde ein flüchtiges Verhältnis angeknüpft. Die Unbefangenheit, Naivität und Munterkeit des Naturkindes sowie ihre Schönheit und Unmut entzückten den Dichter. Aus der flüchtigen Liaison wurde bald ein festes Verhältnis. Heine gab seine Kleine, der er wohl erst den Namen „Mathilde“ beigelegt, in das Pensionat einer Madame Darte nach Chaillot, damit sie dort eine regelmäßige Erziehung genieße. Das Deutsche konnte sie indes niemals erlernen und auch ihre Bildung war nur sehr unbedeutend. Nie hatte sie eine Seite von Heine gelesen, auch nicht einmal in französischer Übersetzung. Sie wußte nur im allgemeinen, daß er ein großer Dichter sei, und begnügte sich damit vollaus.

Mathilde wurde bald „trotz ihrer tollen Launen“ und trotz ihres allzulebhaften Temperaments eine wackere Hausfrau, die den gemeinschaftlichen Haushalt in der Cité bergère Nr. 3. sehr tüchtig führte. Einzelne Eifersuchtszenen, die einmal sogar zu einer mehrmonatlichen Trennung führten, abgerechnet, war das Zusammenleben beider ein sehr glückliches und zufriedenes. Für Heine war der Verkehr mit dieser harmlosen und fröhlichen Pariserin ein wahrer Genuß; Mathilde liebte ihren Henri herzlich und zog ihn allen anderen Bewerbern vor, „parce qu'on m'a dit, que les Allemands sont plus fiddes que les Français,“ wie sie sagte. Auch freute sie sich der schönen Kleider und Schmuckgegenstände, der Papageien und Vögel. Wenn sie an seinem Arm spazieren oder in Theater und Konzerte gehen konnte, so war sie glücklich. Selbst ihre Frömmigkeit störte Heine nicht; aber ebensowenig hatte sie je eine Ahnung davon, daß Heine ein Jude war. Nur selten überkamen in jenen Jahren den Dichter trübe Ahnungen, daß diese Verbindung ein trauriges Ende nehmen könnte.

Solche Momente wurden meist hervorgerufen durch die „Wildheit

der teuren Person" oder durch die materielle Lage des Dichters, die sich damals nicht eben günstig gestaltet hatte. Seine Ausgaben vermehrten sich durch den Haushalt wesentlich; seine Einnahmen dagegen hatten sich in den letzten Jahren verringert. Die Bekanntschaft mit Rothschild und anderen Fürsten der Pariser Börse hatte ihm nur wenig genügt, eher geschadet, da sie ihn zu Börsenspekulationen veranlaßte, die leider mißglückten und Heine in arge Verlegenheit brachten. Eine Schuld von 20000 Frank zwang ihn, sich von neuem an den reichen Oheim zu wenden, diesmal aber vergeblich.

Erst im folgenden Jahre — 1837 — kam es, wahrscheinlich durch die Vermittelung Meyerbeers, mit dem Heine damals sehr befreundet war, zu einem Arrangement. Salomon Heine setzte seinem Neffen eine bestimmte jährliche Pension von 4800 Frank aus und gab ihm das Versprechen, daß die Hälfte dieser Summe nach seinem Tode der Gattin als jährliche Pension zufallen solle. Außerdem machte er mit Julius Campe in Hamburg einen Kontrakt auf die Gesamtausgabe seiner Werke, demzufolge er das Recht auf seine Schriften diesem für 20000 Frank auf elf Jahre verlauft. Allein auch diese Summe reichte noch nicht hin, um Heine aus all seinen Geldverlegenheiten zu befreien. Und damals war es wohl auch, daß er in der Not zu jenem Hilfsmittel griff, das seine Feinde später in so rachsüchtiger Weise gegen ihn ausbeuteten.

Er nahm eine Pension von der französischen Regierung an, „jenes große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten.“ Es ist wahr, daß er keinerlei Verpflichtung mit dieser Pension übernommen; aber die Thatsache, daß er dieselbe im geheimen annahm, spricht doch gegen ihn, wenn auch das Argument seiner Gegner, er sei nicht für das Reden, sondern für das Schweigen bezahlt worden, ein gänzlich hinfälliges ist. Auf jener Pensionsliste befanden sich die Namen zahlreicher Exulanten aus aller Herren Ländern, von Fürsten und Generälen, von Schriftstellern und Gelehrten, „une aristocratie von Verdümmtheiten des Talents und des Unglücks.“

Gleichwohl muß die Annahme dieser „allocution annuelle d'une pension de secours“ vom höheren ethischen Standpunkte aus verurteilt werden. Es war nur eine sophistische Verteidigung, daß Heine behauptete, diese Pension sei eine Wohlthat, die zu nichts verpflichtet.

Anderseits jedoch darf man auch in dieser Verurteilung nicht zu weit gehen. Nichts ist weniger berechtigt, als Heine der Bestechlichkeit zu zeihen; allein schon das, was er in den Jahren, wo er die Pension empfangen — von 1838 bis 1848 — über Frankreich und die dortigen politischen Verhältnisse geschrieben, hätte ihn vor diesem Vorwurf schützen sollen. Und wenn man sich schließlich die materielle Lage Heines in jener Zeit vergegenwärtigt, wo er durch die Verfolgungen in Deutschland in seiner litterarischen Thätigkeit gehemmt, mit seinem reichen Oheim sich entzweit und durch unglückliche Spekulationen in eine große Schuldenlast sich gestürzt hatte, so dürfte seine Schuld wohl juridisch gemildert, wenn auch nicht moralisch gerechtfertigt erscheinen.

Mannigfache Projekte datieren aus jener Zeit großer Geldnot, zu der sich eine Augenkrankheit gesellte, die den Dichter der Gefahr der Erblindung aussegte. Zuerst wollte er eine „Pariser Zeitung“ in deutscher Sprache herausgeben; dann hatte er die Idee einer Monatsschrift „Paris und London.“ Schließlich wollte er sogar eine litterar-historische Anthologie, „eine Kompilation guter deutscher Schriftsteller“ zur „Beförderung weltpatriotischer, gefülsfreier, hellenischer Richtung“ mit seinem Freunde J. H. Detmold in Hannover, zusammen herausgeben. Über dieses, sowie die früheren Projekte, kam nicht zu stande, teils weil man in Deutschland ihm vielfache Schwierigkeiten in den Weg legte, teils weil die Lage ihn zwang, für den Tag zu sorgen und alle weitausschauenden Projekte aufzugeben. Mathilde hatte keinen Teil an seinen Sorgen; sie wußte nur das Geld auszugeben und war unglücklich, wenn sie keines erhalten konnte. Und dennoch liebte Heine „dieses tolle aber gesunde Herz,“ je länger er mit ihr zusammenlebte, desto herzlicher und inniger. Nicht zum mindesten die Verleumdungen, die man gegen dieses Verhältnis verbreitet hatte, waren es, die Heine zu einer übereilten und später oft bereuten Publikation veranlaßten, zu seiner Denkschrift: „*Ludwig Börne*.“

Börne war am zweiten Februar 1837 in Paris gestorben. Und die ganze Verbitterung, die Heine damals fühlte, wendete sich nun gegen den Toten oder vielmehr gegen dessen Sippschaft, die das Werk der Verdächtigung seines Namens mit ansehnlichen Geldmitteln und rastlosem Fleiß in der deutschen Presse jahrelang fortbetrieben hat. Man sage nicht, daß Heine Börne fürchtete und deshalb bei Lebzeiten dieses kühnen Fechters nichts gegen ihn unternommen habe. In der litterarischen Polemik hatte Heine niemand in der deutschen Literatur zu fürchten; man muß vielmehr annehmen, daß ihn jene Angriffe fast

ließen oder daß sie ihm nicht wichtig genug erschienen in jener Zeit, wo er gegen Regierungen und Zensoren, gegen Verleger und Gegner wie Menzel und die schwäbische Dichterschule anzukämpfen hatte. Nun aber, da er sah, wie Börne von den Deutschen zum Teil auf seine Kosten gefeiert, ja wirklich kanonisiert wurde, konnte er sich doch nicht enthalten, auszurufen: „Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Verleumdungen, die er der Welt über mich insinuiert hat, ins Grab gegangen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mein Stillschweigen über ihn“ breche.“

Allen Groll und Unmut, den Heine jahrelang mit sich umhergetragen, legte er nun in diesem Buche über Börne, das 1840 erschienen, nieder, dessen Erscheinen einen Sturm der Entrüstung gegen den Verfasser heraufbeschworen hat. In der That hatten wohlmeinende Freunde, wie Heinrich Laube, schon vor der Veröffentlichung Heine von dieser Art der Polemik gegen einen Toten und von so gehässigen Angriffen gegen eine wehrlose Frau — Madame Wohl, Börnes Freundin — dringend abgeraten. Aber dieser bestand fest auf seiner Absicht, das Buch so herauszugeben, wie er es geschrieben. Die Folge war, daß Heine von den Unhängern Börnes nun in der unerhörtesten Weise verfolgt und verleumdet wurde. Schließlich kam es sogar zu einem Duell zwischen ihm und dem Gatten der beleidigten Dame, einem Herrn S. Strauß aus Frankfurt am Main, in dem Heine das Haupt der feindlichen Klique sah. Das Duell fand am 7. September 1841 im Thale von St. Germain statt. Heine wurde durch die Kugel des Gegners an der Hüfte leicht gestreift, er selbst schoß in die Luft.

Obwohl nun Herr Strauß nach dem Ehrenhandel die üblichen Höflichkeitsformen unterließ, nahm Heine doch keinen Anstand, seiner Gattin eine bündige Ehrenerklärung zu geben, daß die Anzüglichkeiten, die er sich ihr gegenüber habe zu schulden kommen lassen, „auf ganz irrgen und grundlosen Annahmen beruhten.“ — Zugleich gab er sein Ehrenwort, daß in den künftigen Ausgaben des Buches die Stellen, welche Madame Strauß berührten, nicht wieder abgedruckt werden sollten. Damit war dieser Ehrenhandel für Heine tatsächlich abgeschlossen, nicht so für die Gegenpartei, die in ihren Verleumdungen nicht aufhörte und den geheimen Krieg gegen den Dichter unermüdlich weiterführte.

Die ganze Angelegenheit war aber für Heines Leben doch nicht ohne tiefere Bedeutung. Schon vor dem Duell war es seine angelegentlichste Sorge, die Zukunft Mathildens sicher zu stellen. Zu diesem



und monatelang saß er auf der Bibliothek oder studierte er zu Hause alle einschlägigen Werke, ehe er an eine Arbeit heranging. Seine dichterischen Entwürfe gingen immer erst durch die Hand des Künstlers, der sie unablässig feilte. Lägen nicht die Originalbrouillons seiner Gedichte noch vor, so möchte man es kaum glauben, wie fleißig Heine an diesen scheinbar kaum hingehauchten und durch eine bedächtige Nachlässigkeit sowie durch reizende Leichtigkeit sich auszeichnenden kleinen Liedern gearbeitet hat. Ein Beispiel für viele mag diese Thatsache erhärten. Jeder kennt das wehmütige Frühlingslied „Gekommen ist der Maie,“ das sich in der Gestalt, in der es jetzt dem „Neuen Frühling“ einverlebt ist, so leicht und anmutig liest. Man vergleiche nun mit dieser Fassung (Bd. I. S. 255 dieser Ausgabe) die früheren Fassungen, um die kritische Arbeit des Dichters nach Gebühr würdigen zu können. Das Gedicht lautete in der ältesten Fassung also:

Gekommen ist der Maie,	Ich sitze mit meinem Kummer
Die liebe Erb' ist grün,	Im hohen grünen Gras,
Wohl durch die Himmelsbläue	Da kommt ein sanfter Schummer,
Die rosigten Wolken ziehn.	Ich träum' ich weiß nicht was.
Die Nachtigallen singen	Ich denk an meine Schöne,
Wohl in der laubigen Höh,	Ich denk ich weiß nicht was,
Die weißen Lämmer springen	Es rinnt gar manche Thränne
Wohl in dem weichen Klee.	Hinunter in das Gras.

Beim Abdruck im „Gesellschafter“ waren schon erhebliche Verbesserungen eingetreten. So lautete gleich die zweite Zeile der ersten Strophe anders:

Die Blumen und Bäume blühn,

Dann kamen einige kleine Verbesserungen, die auf den ersten Blick unwesentlich erscheinen, die aber gerade für den musikalischen Rhythmus des Gedichtes von hoher Bedeutung sind. Man vergleiche nur die vierte Zeile der zweiten Strophe in den beiden ersten Fassungen. In der ersten heißt es:

Wohl in dem weichen Klee,  
in der zweiten aber:

Im weichen, grünen Klee.

Statt der beiden letzten Strophen hat aber schon die zweite Fassung nur eine, die aber bedeutend besser das Gedicht abschließt.

Doch ich kann nicht singen und springen,  
Ich liege franz im Gras,  
Ich hör ein süßes Klingen  
Und träume, ich weiß nicht was.

Aber auch diese Fassung genügt dem Dichter noch nicht. Erst zwei Jahre später erschien das Gedicht in der letzten Fassung, und in der künstlerischen Vollendung, in der es allgemein bekannt geworden ist.<sup>1)</sup>

Schon dieses eine Beispiel mag genügen, um zu beweisen, welchen Fleiß und eine wie große Sorgfalt Heine seinen Schöpfungen angeleihen ließ. Nicht geringer war die Arbeit an seiner Prosa. Die stilistische Vollendung des Ausbruchs war stets seine angelegentliche Sorge und der Ernst, mit dem er zu seinen größeren Arbeiten Vorstudien mache, sticht vorteilhaft ab von dem Leichtsinn und der Flüchtigkeit, die man in den Schriften des „jungen Deutschland“ der dreißiger und vierziger Jahre als ständige Gäste zu begrüßen gewohnt ist.

Alle Vorwürfe, die griesgrämige Beurteiler Heine nach dieser Richtung machen, erweisen sich bei genauerer Betrachtung und bei tieferer Einsicht in die Quellen seiner Lebensgeschichte meist als hinfällig und unberechtigt. Nur durch ein Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Bedingungen war über dem Leben Heines in Paris lange Zeit ein mythisches Dunkel verbreitet, das durch die persönlichen Erinnerungen literarischer Touristen nur wenig erhellt wurde. Erst in neuerer Zeit ließen die Quellen auch für diese Lebensperiode reichlicher, so daß für dieselbe, die bisher in den Biographien nur stiefmütterlich behandelt worden, ausführlichere Darstellung ermöglicht wurde.

Um ein gesteigertes Interesse für ihre Berichte heranzurufen, oder auch um den Dichter aus irgend einem persönlichen Grunde zu schaden, wurden über sein Pariser Leben die abenteuerlichsten Gerüchte in der Heimat erzählt. Nach seinem Tode hat einer seiner besten Freunde — in der wohlmeindenden Absicht zwar — diese üble Nachrede durch einen Hymnus auf den Kult der sinnlichen Liebe, den Heine gefeiert haben soll, förmlich sakrifiziert. Und doch beruht all dies im wesentlichen auf Läuschung. Ja man darf das aus seinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht:

„Hab eine Jungfrau nie verführt  
Mit Liebeswort und Schmeichelei;  
Ja, hab auch nie ein Weib berühret,  
Wußt ich, daß sie vermählt sei. —“<sup>2)</sup>

ziemlich wörtlich als eine getreue Konfession des Dichters hinnehmen, der damit begründeten Anspruch erhebt, daß sein Name „in dem Buch der Ehre“ strahle. Wenn man den Kultus der Liebe, wie

1) Vgl. Hüffer: Aus dem Leben G. Heines S. 154 ff. und Strodtmann: G. Heines Leben und Werke I. 510 ff. Besonders wertvoll ist in dieser Beziehung das in dem ersten Buche S. 180 angeführte Zeugnis Karl Hillebrands.

2) Ein ähnliches Geständnis mache Heine an Alfred Meißner.

ihn Heine gepflegt, beurteilen will, so muß man in seinem Buch über Börne folgende, in den bisherigen Ausgaben seiner Werke nicht reproduzierte Erklärung lesen: „Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Beugnis geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch geraten mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die befehlende Seele meines Lebens. Ich gehörte fast passiv einer sittlichen Notwendigkeit, und mache deshalb keine Ansprüche auf Vorbeerkänze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liege keine Phryne über die Pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem würdigen Korrespondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden; ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlern befreit und die eitlen Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt.“

Und diese Erklärung gab Heine zu einer Zeit ab, wo eine ganze Meute läßender Gegner auf ihn losgehecht worden war, die sicher jedes Wort, das er gesprochen und veröffentlicht, auf seine Wahrhaftigkeit hin geprüft und abgewogen haben. Und vielleicht das günstigste Zeugnis für seinen Charakter, der nur schwach aber keineswegs schlecht war, legen die zahlreichen privaten und keineswegs für den Druck bestimmten Äußerungen Heines ab, die mit seinen bei Lebzeiten veröffentlichten Schriften und mit den Alten seines Lebensprozesses, soweit uns dieser bis jetzt bekannt geworden, sich fast durchweg in voller Übereinstimmung befinden.

Es ist deshalb um so lebhafter zu beklagen, daß Heine seine Memoiren, an denen er schon seit seinen Jugendtagen ununterbrochen gearbeitet, nicht vollendet hat. Im Jahre 1840 lagen bereits vier Bände dieser Lebensbeschreibung vor, die seinen Charakter sicher in besserem Lichte gezeigt hätte, als man ihn lange zu betrachten geneigt war. Er schreibt über diese Memoiren damals an Campe: „Ich bin nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehrere Bände, welche den Schluß der Gesamtausgabe bilden sollen und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, samt den markantesten

Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthalts im Hoyer der politischen und sozialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet."

Auch manche andere Ideen kamen nicht zur Ausführung, obwohl Heine sein ganzes Leben sich mit ihnen herumgetragen. So wird von vielen seiner Freunde übereinstimmend berichtet, daß er selbst noch in späteren Lebensjahren nach den Vorbeeren eines dramatischen Dichters gezeigt hat. Schon in Göttingen hatte er den vollständigen Entwurf einer neuen Fausttragödie seinen Bekannten vorgelesen; in Norderney hatte er bereits mehrere Szenen dieses Dramas vollendet. Dann blieb die Arbeit liegen. Ein ähnliches Schicksal hatte auch das gleichfalls in Göttingen schon begonnene Romanfragment „Der Rabbi von Bacharach“, das 1840 im vierten Salontande erschien mit der Bemerkung, der Schluß sei „ohne Verschulden des Autors verloren gegangen.“ Darf man den Mitteilungen eines sonst zuverlässigen Freundes trauen, so hat Heine auch in jenen Jahren ein Lustspiel geschrieben, das Gérard de Nerval übersetzte und den Direktionen der Pariser Theater anbot. Da diese es aber ablehnten, habe der Dichter mißmutig sein Werk den Flammen überliest.

Auch die politischen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ nahm Heine im Jahre 1840 wieder auf. Es ist nicht bekannt, wer zuerst die Veranlassung dazu gegeben; sicher aber ist es, daß diese neue Anknüpfung für Heine um so willkommener sein mußte, als sie ihm auch Gelegenheit gab, seine Ansichten über die parlamentarische Periode des französischen Bürgerkönigtums in Deutschland zu verbreiten. Dieselben waren natürlich dem Ministerium Thiers und Guizot, die damals nacheinander an der Spitze der Regierung standen, ungleich günstiger als den früheren Machthabern. Mit großer Entschiedenheit zog er damals nur gegen den Kommunismus zu Felde, dessen Gefahren er mit seinem Scharfsinn erkannte und prophezeite. „In der That“, sagte er, „nur mit Schaudern und Schrecken denke ich an die Epoche, wo die finstern Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwielen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Vorheerhaine fallen und dort Kartoffeln pflanzen. . . .“

Indes hatte Heine auch jetzt wieder wegen seiner politischen Korrespondenzen manchen Strauß auszufechten. Im Juni 1840 mußte er sich im Pariser „Constitutionel“ gegen die Verleumdung wehren, er habe sich dem französischen Ministerium für 100 000 Frank verkauft — „unterdessen bin ich arm wie Hioß,“ fügte er hinzu — und acht Jahre später mußte er deutschen und französischen Blättern eine „retrospektive Auflklärung“ über die oben erwähnte Pension geben, die er von dem Ministerium Guizot bezogen. In dieser Erklärung erzählte er auch, wie Guizot, trotzdem ihn Heine oft und heftig angegriffen, doch die Rekriminationen deutscher Regierungen, den deutschen Dichter auszuweisen, unbeachtet ließ und ihm die Pension weiter ausbezahlt. Bei dem ersten und einzigen Besuch, den Heine dem Minister Guizot machte, sagte dieser: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Am Ende hatte er recht, mit Bezug auf solche und ähnliche, durch sein ganzes Leben sich ziehende Angriffe frei zu erklären: „Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Missen der Litteraturgeschichte kann ich gerichtet werden.“

Inzwischen war auch in Deutschland ein großer Umschwung in den politischen und litterarischen Verhältnissen eingetreten, der die Aufmerksamkeit Heines von all dem kleinlichen Parteidank ab- und der Veränderung der Dinge im Vaterlande zuwendete. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in Preußen erwachten neue Hoffnungen; die liberale Partei, welche nach so vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen fast vernichtet war, fing sich zu sammeln an und beschäftigte sich nicht mehr mit unerreichbaren Idealen, sondern vielmehr mit konkreten Forderungen; die Poesie endlich verließ das Reich des Mondscheins, der blauen Blume, der Elfen, Nigen und Ritter des Mittelalters und suchte der neuen Zeitstimmung dichterischen Ausdruck zu verleihen. Ihr Schibolet war die politische Freiheit, die sie in allen Tonarten mit lobender Begeisterung unter dem Jubel der freiheitlich gesinnten Jugend feierte. Heine sah aus der Ferne diesem neuen Liedersturm nur mißtrauisch und verblossen zu. In diesen liberalen Ideen waren ihm noch zu viel Widersprüche und Unklarheiten; in jener politischen Dichtung sah er nur das Grab der Poesie selbst. Das Stichwort der neuen Bewegung, eine unselige Scheidung von „Genie“ und „Charakter,“ die man in Deutschland erfunden hatte, erregte vollends seinen künstlerischen Zorn. In dieser Stimmung schrieb er sein kleines

Epos „*Atta Troll*“ für die von seinem Freunde Heinrich Laube redigierte „Zeitung für die elegante Welt,“ wo dasselbe auch im Januar 1848 erschienen ist. Das satirische Epos ist gegen die Tendenzpoesie jener Zeit gerichtet. Heine, der selbst ein gottbegnadeter Dichter war, konnte den Gedanken an eine Poesie gereimter Zeitungsartikel und Parlamentsreden nicht ertragen. Die uralten Rechte der Poesie schienen ihm durch diese neue Schule politischer Lyrik gefährdet. Für ihn waren der Poet und der Politiker zwei verschiedene Individualitäten, deren Gebiete und Aufgaben nicht miteinander verwechselt werden durften. „Der Parvaß soll gebnnet werden, nivelliert, maladamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt . . . . Warum die Rose besingen? Aristokrat! besing' die demokratische Kartoffel, die das Volk ernährt!“ Ein Protest gegen diese Ideen war der „*Atta Troll*,“ geschrieben in den haupts. Pyrenées während eines Sommeraufenthaltes zur Zeit, da „die Opposition ihr Leder verkaufte und Poesie ward.“

Durch das ganze Gedicht geht eine Parodie des Freiligrathschen „Mohrenfürsten,“ was Heine zwar in Übereinstimmung stellt, was aber nichtsdestoweniger unverkennbar ist. Um aber den Standpunkt des Dichters dieser neuen Poesie gegenüber zu begreifen, darf man nicht unerwähnt lassen, daß die flammenden Ergüsse jener politischen Lyrik, Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ voran, das wie ein Donnerkeil in eine Zeit politischer Windstille einschlug, erst später erschienen.

Den Verdacht aber, ein Verräter oder ein Renegat an der Sache der Freiheit zu sein, den man anlässlich des „*Atta Troll*“ von neuem gegen Heine erhoben, widerlegte am schlagendsten sein zweites satirisches Epos „Deutschland. Ein Wintermärchen,“ das im Jahre 1844 erschien und wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter lenkte, von dem seine Gegner in Deutschland ausgesprengt hatten, seine geistige Schöpferkraft sei bereits völlig erschöpft, während sie sich nun zu ihrem Schaden überzeugen mußten, daß die Flamme seines Genius noch lange nicht erloschen war.

Dieses „Wintermärchen“ war eine bittere und scharfe Satire auf die politischen Zustände in Deutschland, vom Standpunkte der Humanität und der Freiheit aus gedichtet, deren unvergängliche Rechte Heine in diesem Gedichte allen Gewalten der Tyrannie und der mittelalterlichen Finsternis gegenüber manhaft verteidigte. Aber die Republikaner

wollten Heine nun als Apostel der Freiheit nicht mehr anerkennen. Bald nach Erscheinen des „Winternächchens“ brachte der demokratische „National“ eine kurze Kritik, in der es hieß: „Heine habe ein Gedicht „Deutschland“ publiziert; der freien Partei könne aber Heine nicht mehr dienen, er, der Lammenais einen prêtre abominable genannt und in der „Augsburger Zeitung“ so oft über die Republikaner gespottet.“ Heine wollte sich mit Armand Marrast, dem Redakteur jener Zeitung, dieser Notiz wegen schlagen. Da bot Arnold Ruge, mit dem der Dichter seit einiger Zeit befreundet war, seine Vermittelung an. Nun erklärte Marrast ärgerlich, an die dreißig Frankfurter Juden hätten ihn überlaufen und nicht eher geruht, bis er jene Notiz aufgenommen, die er dann — nach Ruges Belehrung — etwa folgendermaßen berichtigte: „Heine habe ein gutes Gedicht gemacht, mit welchem die Opposition vollkommen zufrieden sei, was er sonst auch gesündigt haben möge.“

Das Gedicht „Deutschland“ war an den Faden einer Reiseschilderung angereiht. Es erzählte die Reise, die Heine von Paris nach Hamburg Ende Oktober 1843 unternommen hatte, um seine zweilund-siebzigjährige Mutter noch einmal wiederzusehen. Da ihm der preußische Gesandte den Pass für die Route über Köln und Aachen nicht visieren wollte, war er genötigt, über Holland zu reisen. Mathilde brachte er wieder in das Pensionat der Madame Darte. Während der Unwesenheit in Hamburg schrieb er an seine „geliebte Nonnote“ die liebeglühendsten und eifersüchtigsten Briefe, die einen überaus interessanten Einblick in sein so verschiedenartig geschildertes und auch so häßlich entstelltes Cheloben gewähren. „Ich denke beständig an dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!“ So heißt es in einem dieser Briefe und auf dem gleichen Ton sind auch die anderen alle gestimmt. Wesentlich um die Zukunft des geliebten Weibes zu sichern, vereinbarte er auch diesmal einen neuen Kontrakt mit seinem Verleger, nach welchem dieser das Verlagsrecht auf sämtliche Werke des Dichters für immer kaufte, wofür ihm Campe eine Jahresrente von 2400 Frank zubilligte, die nach seinem Tode auf Mathilde Heine übergehen sollte.

Ende Juli nächsten Jahres wiederholte der Dichter seinen Besuch in Hamburg, diesmal in Gesellschaft seiner Gattin, die er der Familie vorstellen wollte. Mathilde hielt es aber in der fremdartigen Umgebung nicht lange aus und reiste schon nach kurzem Aufenthalt, eine Erkrankung

ihrer Mutter vorschützend, nach Paris zurück. Wieder schrieb Heine an seine Frau die leidenschaftlichsten und zärtlichsten Briefe, die von seiner innigen Liebe und herzlichen Fürsorge für das Weib seiner Wahl bezeugtes Zeugnis ablegen.

Bei einer Ausprache mit dem reichen Oheim kam es auch während dieses zweiten Aufenthaltes nicht. Salomon Heine war damals krank und gereizt und wohl auch von verschiedenen Seiten gegen seinen Neffen ausgehebelt. Aber kaum war er nach Paris zurückgekehrt, so traf ihn die Nachricht, daß der Oheim schwer erkrankt sei. Wenige Wochen darauf — am 23. Dezember 1844 — starb Salomon Heine. Für den Dichter begann nun eine überaus trübe, sorgen- und kummervolle Zeit. Bald nach dem Tode des Oheims empfing er die Nachricht, daß dieser ihn in seinem Testamente, in dem er kolossale Summen für wohltätige Zwecke ausgesetzt hatte, nur mit 8000 Mark Bank bedacht habe und daß der Universalerbe, sein Sohn Karl Heine, die Fortzahlung der im Testamente gar nicht erwähnten Jahrestrente beanstande.

Ein schwerer Schlag für den armen Poeten, dessen Augen- und Kopfleiden gerade damals immer größere Dimensionen annahm und ihn oft arbeitsunfähig machte, für den die Pension des reichen Oheims jahrelang „der zuverlässigste Posten seiner Einnahmen“ gewesen war. Ein Freund, der beim Eintreffen jener Höbbsposten zugegen war, berichtet, daß Heine „wie tot zu Boden gefallen und, nachdem er von ihm und Mathilde auf sein Bett gelegt und wieder zu sich gekommen war, einen Strom von Thränen vergossen habe.“

Heine wendete sich nun zunächst an Campe mit der Bitte, das Vermittleramt in dieser traurigen Familienangelegenheit zu übernehmen. Er war entschlossen, sein bedrohtes Recht, für das er die bündigsten Beweise in Händen hatte, auf gerichtlichem Wege geltend zu machen. Seine Freunde erwiesen sich dabei als wahre Helfer in der Not. Meyerbeer stellte ihm ein Zeugnis aus, daß Salomon Heine die Pension auf Lebenszeit stipuliert habe, der Fürst Pückler-Muskau schrieb an Karl Heine die rührendsten Briefe. Barnhagen v. Ense und Aleg. v. Humboldt vermittelten durch ihre Beziehungen, Ferdinand Bassolle, J. H. Detmold, H. Laube und Levin Schücking führten endlich in der deutschen Presse einen Federkrieg gegen die reichen Verwandten des Dichters. Die Sorgen und Aufregungen aber, in denen Heine die ganze Zeit über gelebt hatte, führten zu einer schlagartigen Lähmung seines Körpers, die zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung bot. Diese Lähmung ergriff zuerst die Augen, zog sich aber allmählich über die

Brust hinunter. Das linke Auge blieb seit damals gänzlich geschlossen, und das rechte war trüb, so daß dem Dichter das Lesen sehr schwer, das Schreiben fast unmöglich wurde. „Der Verrat, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Lust getroffen und fast tödlich beschädigt,“ schrieb er damals an Barnhagen; „wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrete, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht.“

Mit diesen Worten stimmt seine poetische Klage genau zusammen:

Ach, Blutsfreunde sind es eben,	Siegfried gleich, dem hörnen Reden,
Welche mir den Tod gegeben,	Wuhten sie mich hingestreden —
Und die schöne Meuchelthät	Leicht erpäht Familienlist,
Ward verübt durch Verrat.	W der Hels verwundbar ist.

So wenig es Fremden anstehen kann, in intime Familienangelegenheiten sich einzumischen, so wenig darf aber auch geleugnet werden, daß die Klagen Heines ihre volle sittliche Berechtigung hatten. Zwar ist der Schleier, der geslissentlich über jene Vorgänge gebreitet wurde, noch nicht ganz gelüftet. Aber soviel darf doch wohl als zuverlässig angenommen werden, daß es sich nicht um die für den Millionär geringfügige Summe von einigen tausend Frank jährlich, sondern um etwas ganz anderes, um die Demütigung eines unbequemen und wegen seiner Satire gefürchteten Geistes, ja was noch schlimmer, um eine Art von Verwandtenzensur handelte, der der Dichter alle seine geistigen Schöpfungen fortan unterbreiten sollte.

Es setzt dem ganzen schmählichen Handel die Krone auf, daß Heine denselben Better, der sich jetzt so feindselig ihm gegenüber zeigte, stets mit großer Liebenswürdigkeit behandelte. Ja, als dieser im Jahre 1831, zur Zeit, da in Paris die Cholera wütete, von dieser Epidemie ergriffen wurde, hatte Heine durch seine treue und aufopfernde Pflege „den letzten Stammhalter der Familie“ gerettet, der jetzt in so schnöder Weise gegen ihn verfuhr.

Inzwischen nahm die Lähmung ungehindert ihren Fortgang; Heine wollte auf Anraten von Freunden nach Berlin reisen, um dort seinen berühmten Universitätsfreund, Professor Dieffenbach, zu konsultieren und dann nach Hamburg gehen, um dort die Familienangelegenheiten persönlich zu schlichten. Er bat Alexander v. Humboldt um seinen Einfluß bei den preußischen Behörden, damit ihm von diesen auf seiner Reise kein Hindernis in den Weg gelegt werde. Leider waren die

Bemühungen Humboldts vergeblich; er mußte vielmehr den Dichter, den er bewunderte und liebte, eindringlich vor einer solchen Reise warnen. In dem Tagebuche Humboldts findet sich bei der Kopie seiner Antwort auf die Bitte Heines die charakteristische Bemerkung: „Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wußte beim ihr fremden Bartgefühl zu widerstehen.“

Die Reise unterblieb natürlich und Heine hat die deutsche Heimat nicht wiedergesehen. Ueberdies erklärten die Ärzte nun den Gebrauch eines Pyrenäenbades für unbedingt notwendig, da die Lähmung neue Organe ergriffen und immer weitere Fortschritte gemacht hatte. Mitte Juli 1846 trat Heine die Reise nach Vardges an. Während seiner Abwesenheit von Paris verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, daß er plötzlich im Glockenthal bei Thun im Kanton Bern gestorben sei. Glücklicherweise konnte Heine dies Gerücht selbst noch widerlegen.

Aber unter dem Einfluß dieser Nachricht schrieb er nach der Rückkehr sein Testament, in dem er seine geringfügige Hinterlassenschaft seiner „armen Ehefrau“ vermachte. Und vielleicht war es derselbe Einfluß, der auch Karl Heine zum Einlenken veranlaßte. Er schrieb plötzlich an den Dichter einige liebreiche Freundschaftsbriebe, in denen er ihm die Anzeige machte, daß er die Auszahlung der streitigen Pension nun angeordnet habe. Bei einem Besuch, den er im Jahre darauf in Paris machte, wurde die leidige Affaire endlich definitiv dahin geregelt, daß Karl Heine sich verpflichtete, die Fahrsrente dem Dichter und nach dessen Tode seiner Witwe fortzubezahlen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, „daß weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode Heines irgend ein Schriftstück desselben publiziert würde, dessen Veröffentlichung im mindesten kränkend für die Familie Karl Heines oder für die Verwandten seiner Frau sei.“<sup>1)</sup> Damit endigte dieser traurige Familiengzwist, der dem Dichter in Wahrheit das Herz gebrochen hat.

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der ganze Streit wegen dieser Verwandten ausgebrochen. Karl Heines Gattin war eine geborene Gurtado aus Paris, eine Nichte von Benoit und Achille Goult, die Heine in seinen Korrespondenzen aus Paris mit seinem Spott verfolgte und die sich dafür auf solche Weise rächteten.

Die Revolutionsstürme des Jahres 1848, die Heine lange vorher verkündet hatte, fanden einen gebrochenen Mann, dem, was die Welt damals trieb und hoffte, fremd war. In den ersten Maitagen jenes Jahres machte er seinen letzten Ausgang, der ihn auch zu Frau Caroline Faubert, seiner Gönnerin und Freundin führte, die dem Dichter bis zum Tode treu und ergeben blieb. Seither verließ er sein Bett, die oft beschriebene „Matratzengruft“, nicht wieder. Das geräuschvolle Leben der Stadt nötigte ihn, fernliegende Straßen oder den Landaufenthalt zu wählen. Aber jede neue Veränderung brachte neue Schmerzen. Im Winter von 1848—1849 steigerten sich die Qualen des rasch vorschreitenden Rückenmarkserweichung „fast bis zur Grenze menschlicher Leidensfähigkeit.“ Alfred Meissner, der Heine damals besonders nahe stand, erzählt nach dem eigenen Bericht des Dichters von den Qualen, die er in jenen Jahren ertragen. „Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinem armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz alles verwischen. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herantricke, bis er Kraft gesunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und an manches Werk, daß er hier noch zu vollenden habe, und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfster Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin, Grabbe und den unglücklichen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern.““

Und inmitten dieser schweren und bangen Leidenszeit bot der langsam dahinsterbende Dichter ein wahrhaft bewundernswertes Schauspiel von Heroismus und Standhaftigkeit im Ertragen körperlicher Schmerzen. Sein Geist hatte eine seltene Macht über die gebrechliche Körperhülle und sein Wille beherrschte den morschen Leib mit einem weltverachtenden Humor, so daß einer seiner Verteidiger wohl das Recht hatte zu fragen: „Wo findet sich in der ganzen Litteraturgeschichte ein zweites Beispiel, daß ein Dichter auf einem solchen Siechbett nicht allein seine dichterische Kraft behalten, sondern auch mit dem ganzen Ernst, der vollen Gewissenhaftigkeit eines Künstlers gearbeitet hätte?“

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, überschritte sie nicht den diesem biographischen Ubriß zugemessenen Raum, alle die Zeugnisse hervorragender Männer und Frauen zu sammeln, die in den letzten Lebensjahren an Heines Krankenbett gestanden und von seinem nie versiegenden Humor, von seiner ungebrochenen, jetzt fast nur auf das Höhere gerichteten Geisteskräft, von seiner DuldergröÙe und seinem philosophischen Ernst berichtet haben. Männer wie Heinrich Laube, A. Meissner, Adolf Stahr, Immanuel Fichte, Helitor Berlioz, Karl Hillebrand, Moritz Hartmann, Friedrich Hebbel, Gustav Kolb, August Be-wald, Joseph Lehmann, Ferdinand Hüller sind diese Zeugen, denen wir getreue Berichte über Heines letzte Lebenstage verdanken.

Sie alle berichten aber auch nahezu einstimmig von einer großen religiösen Wandlung, die im Geiste des Dichters vorgegangen und die ihn entschieden zu dem Deismus zurückführte, dessen er in übermütigen Jugendtagen so gern gespottet hatte. Die große Gottesfrage trat bei ihm jetzt in den Vordergrund des Denkens; aber es wäre mehr als thöricht, diese Wandlung auf die Geisteschwäche alter Leute und die Furcht vor dem nahen Tode zurückzuführen. Im Grunde genommen war Heine immer eine religiös angelegte Natur; metaphysische Fragen, wie die der Unsterblichkeit, beschäftigten ihn unausgesetzt während seines ganzen Lebens. Die Wandlung in Heines religiösen Anschauungen ist frei von dem pathologischen Beigeschmack, den solche Befehlungen auf dem Sterbebette gewöhnlich haben. Er war eben der atheistischen Philosophie satt und lehrte wieder zum „demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurück.“ „Die religiöse Umwälzung,“ schrieb er an Campe, „die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen . . . .“

Ausdrücklich widersprach er jedoch dem in Deutschland damals vielverbreiteten Gerüchte, als hätten ihn seine religiösen Gedanken „bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt.“ Wenn die lange zurückgedrängten Mächte des Glaubens und die wieder neuauftauchenden Erinnerungen der Jugend ihn mehr als sonst den Ideen und Schicksalen des Judentums, dem er entstammte, zuführten, so ist auch dies begreiflich, ohne daß man deshalb sagen kann, Heine sei an seinem Lebensabend reuig zum Judentum zurückgekehrt. Im Grunde hatte er dasselbe eigentlich gar nicht verlassen, wie er selbst

sagte. Was ihn jedoch an dasselbe fesselte, war aber nicht etwa das positive Bekennen, sondern das Poetische und Philosophische in der Bibel und in der Geschichte der Juden während des Mittelalters.<sup>1)</sup>

Aber auch in jenen Tagen ununterbrochenen Kampfes zwischen Geist und Körper schuf Heine noch einige Werke, die von der siegreichen Übermacht des Geistes heredes Zeugnis ablegen. Im Oktober 1851 erschien sein „Romanzero“ und erregte in Deutschland ungeheures Aufsehen. Der Widerspruch verstummte vor dem Mitteid und der Bewunderung. Gleichzeitig mit dem „Romanzero“ erschien das Tanzpoem „Der Doktor Faust“, dem sich zwei Jahre später „Die Götter im Egel“ anschlossen. Daneben beschäftigten ihn unausgesetzte die „Memoiren“ und die Vorarbeiten zu einer Gesamtausgabe seiner Werke, für welche er bereits alle Dispositionen getroffen hatte, die er jedoch leider nicht mehr erleben sollte.

Als einen Vorläufer seiner „Memoiren“ sandte er schließlich noch im Winter von 1855 auf 1856 seine „Geständnisse“ aus, in denen er Rechenschaft ablegte von seinen religiösen und philosophischen Wandlungen, und in denen er der Welt eine „höchst wichtige Lebensurkunde“ zu geben hoffte. Die geistige Frische, die sich der Dichter bewahrt, spricht auch aus diesen Geständnissen. Kein Krankenbettgedanke stört den Bericht über die Entwicklung seines religiösen Bewußtseins und nur zum Schluß, da er Abschied nimmt von seinen Lesern, überkommt ihn der wehmütige Gedanke an seine Leiden, dem er in ergrifrender Weise Ausdruck verleiht.

Inzwischen erschienen von seinen Werken wiederholt französische und deutsche Ausgaben, die den Namen des Dichters in Frankreich populär machten, in Deutschland aber demselben eine bessere Geltung und lebhaftere Anerkennung verschafften.

Gerade die letzten Lebensjahre waren nach dieser Richtung hin lebhaft und bewegt. Dazu kamen Besuche aus der Heimat von Freunden und Verwandten. Und wie zum Abschluß dieser Lebenstragödie, in der die Frauen eine so wichtige Rolle spielen, erscheint auch noch einmal ein Weib am Krankenbette des Dichters, die rätselhaft kommt und verschwindet, von der die seltsamsten Grüchte nach dem Tode des Dichters umgehen und die dann nach einem Vierteljahrhundert selbst wieder auf

1) Es ließe sich wohl mit Grund annehmen, daß Heine seinem angeborenen Instinkte gemäß der jüdischen Religion anhing, daß er aber mit seiner Phantasie Katholik war und mit seinem Verstande Protestant. Dieser Umstand wird seine katholischen Sympathien, seine Verherrlichung Luthers und seine religiöse Stimmung auf dem Krankenbette genügend erklären.

dem Plan erscheint, um das schaurige Rätsel jener Episode zu lösen — die „Mouche“, wie sie Heine nach der Devise ihres Besuchst taufste, Camilla Selden, wie sie in ihren Erinnerungen an Heine sich selbst nennt.<sup>1)</sup>

Sie war zu Heine etwa im Herbst 1855 gekommen, wie es heißt, um sich als Vorleserin zu empfehlen. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Anmut ihrer Erscheinung, der süße Klang ihrer Stimme zogen den Dichter lebhaft an und fesselten seine romantische Sehnsucht. Er konnte bald keinen Tag ohne sie verbringen; kam sie nicht, so schrieb er ihr die zärtlichsten und liebenswürdigsten Briefchen und schickte ihr die schwermütigsten Gedichte, die er damals ihr zugesungen und aus denen „die zartesten Sehnsuchtworte von ehemals und die süßesten Rosalaute, der bekannte Spott von der Neckerei an bis zu blasphemischem Zugrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genusse, nach dem Leben“ herauszuhören waren. Und dies alles hüllte sich wie das ganze Verhältnis „in eine finstere Atmosphäre der Melancholie, aus welcher zuweilen auch wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.“

Es ist begreiflich, daß eine solche Erscheinung für Mathilde Heine nicht eben angenehm war. Sie wollte sich das Herz ihres Gatten nicht noch am Rande des Grabs entwinden lassen, nachdem sie selbst sich in den letzten Lebensjahren als eine wahrhaft aufopfernd treue Gattin erwiesen hatte. Nichts ist ungerechter als die Verurteilung, die Mathilde Heine nach ihrem im Februar 1883 erfolgten Tode von so vielen Seiten erfahren hat. Dass ihr die Familie des Dichters nicht hold war, möchte für ihre Werthätszung im allgemeinen wenig bedeuten. Dass aber auch einzelne seiner Freunde und ihrer früheren Verteidiger sich nun gegen sie erhoben, fiel schon schwerer ins Gewicht. Und doch steht es fest, dass Heine diese Frau heiß und innig geliebt hat, ja in seinen letzten Lebensjahren noch zärtlicher und inniger geliebt hat, als vorher. Und auch dies steht fest, dass Mathilde, möchte sie auch den Geist ihres Mannes nicht fassen, ihm mit liebevoller Treue ergeben war und ihm die unermüdlichste Fürsorge während seiner Krankheit widmete. Wenn sie die Pflege seines Körpers fremden Händen überließ, so war wohl der Umstand schuld daran, dass solche Pflege eine kundige, wohlerfahrene Wärterin erheischt, nicht aber Nachlässigkeit oder gar Lieblosigkeit ihrerseits.

1) „Les derniers jours de Henri Heine“ (Paris 1884). Sehr interessante Details über diese mysteriöse Dame gibt Alfred Meissner in seinem letzten Buche: „Geschichte meines Lebens.“ Er nennt sie aber dort nicht Selden, sondern Clélie de Rienitz, welches der richtige Name der jetzt als Lehrerin in Rouen weilenden Dame sein soll.

Mehr als alle Zeugnisse von Freunden und Feinden sprechen die Gedichte zu gunsten Mathildens, die Heine noch in den letzten Lebenstagen ihr gewidmet, wie „Babylonische Sorgen,“ „Ich war als Lamm, o Hirt, bestellt,“ „Ich seh' im Stundenglaſe schon“ und vor allem das tiefergreifende Gedicht „An die Engel,“ in dem er diese um den Schutz seines Weibes ansleht:

Bei allen Thränen, die ihr je  
Geweint um unser Menschenweh,  
Beim Wort, das nur der Priester kennt,  
Und niemals ohne Schauder nennt,  
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,  
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde!“

„Wer nicht Zeuge davon gewesen ist,“ erzählt Frau Caroline Faubert, die Heine noch vier Tage vor seinem Tode besuchte, „kann sich die Innigkeit und Härlichkeit dieses Gefühls nicht vorstellen.“ Es ist bedauerlich, daß gerade in der Heimat des Dichters, wo schon bei seinen Lebzeiten die meisten Verleumdungen gegen Mathilde gläubige Ohren fanden, auch nach seinem und ihrem Tode dieses reine Verhältnis eine so absprechende Beurteilung erfahren hat.

Wie ein versöhnendes und wehmütiges Abschiedsbild von dieser deutschen Heimat, die er trotz alledem und alledem so heiß und innig bis zum letzten Atemzuge wie sein ganzes Leben hindurch geliebt hat, erscheint das Konzert, welches die Mitglieder des Kölner Männergesangvereins in seinem Krankenzimmer, wenige Wochen vor seinem Tode, veranstalteten.<sup>1)</sup> Mit gedämpfter Stimme sangen sie ihm eine Reihe seiner Lieder nach den Kompositionen Mendelssohns vor, unter andern „Am fernen Horizonte,“ „Der Herbstwind rüttelt die Bäume,“ „Leise zieht durch mein Gemüt,“ „Auf Flügeln des Gesanges“ und das Quartett: „Entszieh mit mir und sei mein Weib!“

Heine, der nie oder doch nur selten in Paris Gelegenheit hatte, seine Lieder singen zu hören, war über diese Huldigung hocherfreut. Nicht eine einzige dieser Kompositionen war ihm bekannt und er erfreute sich innig an der musikalischen Auffassung seiner poetischen Gedanken. Da sein leiblicher Zustand keine Auffregung duldet, mahnte Mathilde leise zum Aufbruch. Die Erinnerung an diese Stunde, die ihm den letzten Gruß aus der Heimat brachte, mochte den Dichter wohl noch bis in seine letzten Lebenstage geleiten.

Rascher, als er und seine Ärzte es glaubten, nahmen diese letzten

1) Vergl. Hüffer: „Aus dem Leben Heinrich Heines,“ S. 179 ff.

Tagen heran, über die die treue Wärterin Heines, Katharina Bourlois, einen genauen Bericht erstattet hat. Diesen Mitteilungen zufolge war Heine anfangs Februar des Jahres 1856 schon seit mehreren Tagen von Ohnmachten, Krämpfen und starkem Erbrechen heimgesucht. Er mußte ganze Nächte im Bett liegend zubringen und die Wärterin konnte ihm nur die verschriebene Medizin tropfenweise einsöhnen. Am 13. Februar arbeitete er noch volle sechs Stunden, nachdem er die Woche vorher aus Schwäche jede Arbeit unterlassen mußte. Katharina, die ihn keinen Augenblick verlassen durfte, bat ihren geliebten Herrn, er möge sich doch Ruhe gönnen. Heine wies sie mit den Worten ab: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.“ Tags darauf hatte er heftige Kopfschmerzen und klagte beständig: „Ich werde der teuern Mutter nicht mehr schreiben können!“ Am nächsten Tage erschien der Arzt, Dr. Gruby, und verordnete Eisumschläge auf den Magen. Heine fragte ihn geradezu, ob er sterben würde und Gruby glaubte ihm die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen, die er mit voller Ruhe aufnahm. Am Sonnabend den 17. Februar verschlimmerte sich in der That sein Zustand. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort: „schreiben.“ Dann rief er: „Papier, Bleistift“...

Dies aber waren seine letzten Worte. Die Schwäche nahm zu und der ihm gereichte Bleistift entfiel seiner Hand. Die Wärterin richtete ihn auf. Da stellten sich Krämpfe ein; qualvolle Pein drückte sich in seinem Gesichte aus. Der Todestampf ging zu Ende. Wenige Minuten später, gegen fünf Uhr, war er sanft entschlafen.

Als wenige Stunden darauf die „Mouche“, die er noch tags vorher gesehen hatte, ihn zu besuchen kam, führte man sie in das Zimmer, wo die Leiche des Dichters, „einer Statue“ auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. „Keine Spur menschlicher Leidenschaften war auf diesem Gesichte zurückgeblieben, nichts mehr, was an den erinnerte, der da geliebt, gehaßt und gelitten; eine antike Erscheinung, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Ewigkeitsgültigkeit gelegt, ein bleiches Marmor-gesicht, dessen schöne Linien an die erhabenen Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten, so habe ich ihn zum letztenmale gesehen. Der Tod zeigte sich gerecht gegen den, den er liebte; ähnlich der herrlichen Gestalt, die er in der Wallfahrt nach Kevelaer gezeichnet, lenkte der Tod, der große Trost, seine Schritte des Morgens nach dem Bett des Kranken, um seinen Leiden ein Ende zu bereiten.“

Drei Tage später, am 20. Februar in der elften Morgenstunde, wurde Heine zu Grabe getragen. Etwa hundert Personen geleiteten den Leichenzug nach dem Montmartre, wo Heine begraben zu werden wünschte. Den Trauerzug führten sein Freund Henri Julia und sein Verwandter Josef Cohen, der Redakteur des „*Paris*.“ Außer einigen deutschen Journalisten und Schriftstellern waren noch Alexander Dumas, der heftig weinte, Théophile Gautier, E. Mignet, Paul de Saint-Victor und Alexander Weill anwesend. Lautlos, wie es der Dichter vorher gesagt, wurde sein Sarg der Erde übergeben und nur ein schlichter Grabstein mit der einfachen Namensinschrift deckt, was sterblich war von Heinrich Heine.

---

## **Einleitung.**

---

und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeil und in jedem Grade.“ Bei solcher Stimmung dürfe natürlich „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leiden“. Um aber eine solche Grundstimmung hervorzurufen, war es notwendig, aus dem klassischen Altertum die sogenannte „sokratische Ironie“ hervorzu suchen als einen Standpunkt, von dem aus das Subjekt in genialer Freiheit die Welt beurteilen könne. Diese „romantische Ironie“ aber ist der Schlüssel zum Verständnis der rätselhaften Poetennatur Heines.

Die Romantiker hatten sie zuerst bei Plato finden wollen „als eine Mischung von Scherz und Ernst, welche für viele geheimer und dunkler ist als alle Mysterien“. Der Begriff verwandelte sich dann bei ihnen zu einer „steten Selbstparodie,“ die ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten erregen sollte. Diese Ironie stellte den Dichter natürlich über sein Werk. Mit Phantasie und Witz konnte er ja die gesamte Idee des Universums erfassen und deuten, sowie deren Nichtigkeit und Vergänglichkeit erkennen. Der unendliche Schmerz, der den Dichter sodann erfaßt, wenn er zu dieser Höhe sich emporgerungen, von der aus er das Herrlichste und Größte durch sein irdisches Dasein in nichts zerstieben sieht, dieser tiefe Schmerz ist Poesie! So ist die Ironie eine Tochter der Mystik und die Mutter der Poesie, der sie das Geheimnis des Universums in Werden und Sterben, Blüte und Verfall, Entstehen und vergehen erschließt.

Galt nun in der That die Ironie als der „innerste Lebenskeim der ganzen Kunst,“ so war das Kunstwerk als solches nicht das Wesentliche, sondern nur die Hülle einer innern Idee, eines Geheimnisses, einer Doktrin. Aus dieser Quelle fließt alle Poesie der Romantik; hier war aber auch die Klippe, an der sie notwendig scheitern mußte. Und diesen Auflösungsprozeß der Romantik hat Heine herbeigeführt, er, der vordem selbst einer ihrer treuesten Jünger war, der einst mit den alten Traumgenossen im Mondenschein sich herumtummelte und der dann mit bewußter Ironie den Schwanengesang der untergehenden Epoche, das Wiegenlied der neuen Zeit dichtete.

Als Heine der romantischen Schule sich zugesellte, brachte er alle Bedingungen mit, die ihn zu ihrem „Fabelkönig“ prädestinierten. Phantasie, Sinnlichkeit und Verstand waren bei ihm hochentwickelt; jene resultierte aus seinem rheinischen Naturell und seiner romantischen Jugend, diese waren wesentlich jüdischen Ursprungs. Alle drei Eigen-

schäften hätten in harmonischer Vereinigung den größten Dichter schaffen können. Bei Heine stritten sie sich beständig um die Herrschaft, so daß, je nach äußerer oder inneren Einflüssen, bald diese, bald jene auf den Herrscherthron gelangte. Man muß aber stets auf diese Ausgangspunkte zurückkommen, wenn man alles scheinbar Unverständliche, alle Widersprüche und Dissonanzen in seinem poetischen Wesen sich erklären will. Derselbe Dualismus in Glaube und Neigung durchzieht sein ganzes Leben, der die Romantiker in die seltsamsten Paradoxe verwickelt hat, dieselbe Klüft zwischen Poesie und Leben stört sein gesamtes Schaffen, die jene mit romantischer Ironie überbrücken wollten. Daraus erklären sich alle Widersprüche seines Lebens und Dichtens; was ihn hob und was ihn hemmte, floß aus dieser Quelle.

Alle Gegensätze: kindlicher Glaube und wilder Unglaube, ruhevolle Liebe und rastloser Hass, glühende Begeisterung und frostige Empfindungslösigkeit, ideale Höhe der Weltanschauung und niedrige Trivialität der Betrachtung finden sich daher bei ihm vereint. Aber all diese Gegensätze überstrahlt doch ein Höheres, ein Ewiges: der Goldzauber echter und voller Poesie, die nur aus einem reichen und reinen Dichterherzen hervorströmen kann, der letzte zauberische Abendstrahl der sterbenden Romantik, zugleich aber auch das goldige Morgenrot des jungen Tages einer neuen Zeit! Dadurch erhob sich Heine weit über die Romantik und schwang sich fühlh in die Reihen der ersten Dichter der Weltliteratur. Was die Romantiker versprochen hatten: das Unendliche dichterisch zu gestalten, Poesie und Leben, Kunst und Wissenschaft harmonisch zu verknüpfen, das war eine Unmöglichkeit zu erfüllen. Sie selbst brachten es nicht über das Wollen hinaus. Was aber Heine schuf, das war ein Positives, nicht bloß aus Sehnsucht und Sentimentalität, aus Traum und Ironie Zusammengesetztes. Er war es, der in einer Zeit allgemeiner Erschlaffung und geistiger Stagnation einen neuen und frischen Ton in die deutsche Poesie brachte, er „löste dem modernen Kulturmenschen die Zunge“ und gab ihm zu sagen, was und warum er leide.

Darin beruht seine Größe und darin liegt die Bedeutung seiner im „Buch der Lieder“ gesammelten Dichtungen der ersten Periode, innerhalb welcher schon die große Wandlung von den Ideen der Romantik zu neuen Gestaltungen und Anschauungen sich vollzogen hat. Demgemäß umschließt diese Sammlung Gedichte, die noch ganz im phantastischen Nebel der Romantik liegen, zu einer Zeit entstanden, da „die ersten Küsse der Muse“ in seiner Seele brannten, sowie jene Lieder, die eine Poesie der Wirklichkeit schufen und durch den neuen Ton, den

sie anschlugen, eine mächtige Umwälzung des poetischen Schaffens zur Folge hatten.

Um nun aber den Wert und die Bedeutung dieses poetischen Schaffens festzustellen, ist es notwendig, die wesentlichen Bestandteile desselben, die Fehler und Vorzüge der Poesie Heines zu analysieren.

Als den Grundzug seiner Dichtungen hat Heine selbst den Fortschritt zum Modernen anerkannt. In einer der Vorreden zum „Buch der Lieder“ sagt er von diesen mit Recht, daß sie „eine Art Volkslieder der neuern Gesellschaft“ geworden sind. Wenn auch nicht das Wesentliche seiner Poesie, der Hauptanteil des Erfolges derselben liegt doch in diesem Umstand. In der That hatte nie vorher ein Sänger auf dem deutschen Barnab mit einer so unerhörten Subjektivität sein Herz, seine Individualität, sein ganzes inneres Leben dargestellt. Diese Subjektivität, die die geniale Freiheit der Romantik usurpierte und deren Ironie in einer neuen Form anwendete, wirkte zunächst überraschend und aufregend, sodann fesselnd und zündend. Es war für die Generation ein folgenreiches Ereignis ihres inneren Lebens, als sie diese Gedichte mit atemloser Gier verschlang. Es war ihnen, nach dem Geständnis eines der bedeutendsten neueren Dichter, als sei der Vorhang von einer neuen Welt hinweggezogen. Einen so lecken und frischen Ton hatten sie noch nicht gehört. Die Söhne Belsials und die Kinder des Lichts lauschten diesem Ton mit gleichem Entzücken, mit banger Lust und unendlicher Sehnsucht nach dem neuen und frischen Leben, das ihnen diese Poesie erschloß. Und aus diesem Ton hörte die schlaffe und thatenarme Zeit zunächst natürlich die Kontraste heraus, in denen sich dieses Dichters Laune mit Vorliebe bewegte. Dieses Gefühl des Kontrastes gewährt einen eigentümlichen Reiz, den man auf sich wirken lassen muß, gleichviel aus welchen Stoffen und Stimmungen dasselbe hervorgegangen. Und durch dieses Gefühl der Kontraste ging Heine über seine Vorgänger wesentlich hinaus. „Bei Goethe bleiben wir durchaus in der individuellen Empfindung, bei Uhland versenken wir uns selbstlos in den märchenhaften Stoff, bei Heine empfinden wir den Kontrast“ (Julian Schmidt). In diesen Kontrasten liegt vielleicht der Hauptreiz seiner Poesie.

Ihre tiefste Wirkung aber liegt unstreitig in den Stoffen und in der Melodie dieser Lieder. Ein großer Reichtum von neuen Bildern und Formen, Figuren und Empfindungen erfüllte diese Lieder und beflügelte ihren Schwung. Ihre Melodie war leidenschaftlich bewegt und riß alle empfindenden Gemüter hin. Sehr richtig präzisiert der oben-

genannte Kritiker den Unterschied zwischen Heines Gedichten und denen Goethes und Uhlands in folgenden Eigentümlichkeiten: „Bei Goethe liegt der Reiz in der Harmonie einer schönen Seele, bei Uhland in der Einheit der Stimmung, in der Bescheidenheit des Stoffes und in der Korrektheit der Form, bei Heine in dem eigentümlichen Wellenschlag der Leidenschaft, der die Seele fortträgt, auch wenn sie sich sträuben möchte.“

Dieser Wellenschlag der Leidenschaft ist aber freilich nicht in allen Dichtungen Heines zu verspüren. Ein ansehnlicher Teil derselben ist von der Einheit der Stimmung, die Uhland nachgerühmt worden. Es sind das diejenigen, in denen Heine das Volkslied nachahmte und erneuerte. Seit früher Jugend beschäftigte ihn das Volkslied. „Des Knaben Wunderhorn“ war sein Lieblingsbuch; die Lieder von Ludwig Uhland und Wilhelm Müller begeisterten ihn. Aber er stieg auch selbst zum Volke hinab und lauschte seinen Gesängen. Als er dann die Hülle der Konvenienzpoesie abwarf, da zeigte es sich, daß er aus dem Jungbrunnen des deutschen Volksliedes jenen reichen und kräftigen Naturdrang beschöpft hatte, der aus jenen alten Volksliedern mit überquellender Frische hervorbricht. So gelang es ihm denn auch, jene wahre Einfalt und schlichte Naivität, jenen schallhaften Tieffinn und sehr oft auch jene poetische Unschuld in vielen seiner Gedichte zum Ausdruck zu bringen, durch die uns das alte Volkslied entzückt und ergreift.

Auch die eigentümliche, oft nachlässig erscheinende Form seiner Lieder hat Heine dem Volkslied nachgebildet, damit, wie er selbst sagt, „der höchst poetische Stoff desto mehr kontrastiere mit der schlichten, funflosen Form.“ Wie eine Schöne, die einen Schleier trägt, um ihre Reize mehr zu entfalten als zu verhüllen, so nahm auch Heine oft eine etwas falloppe Form an, um desto mehr auf den Inhalt des Gedichtes hinzuweisen. Auch hier erwies er sich als ein gelehriger Schüler der Romantik. Daß er aber ohne sonderliche Mühe, wie es den Anschein hat, den echten Volkston in Liedern getroffen, die selbst Kenner für echte Volkslieder gehalten, das ist gewiß das untrüglichste Zeichen des geborenen Poeten, den Klassiker wie Romantiker als solchen anerkennen mußten.

Was Heine von der Romantik aber vollständig trennte und was seinen Liedern einen weit über seine Zeit hinausreichenden Wert verleiht, das ist das rein Menschliche in ihnen, jene ewigen Empfindungen von Liebe und Schmerz, die leben werden, solange ein Mensch und ein Dichter leben auf dieser Erde. Diese Empfindungen hat er mit einer Wahrheit und Frische, mit einer leidlichen Originalität, in den gewagtesten

Formen, oft nur mit wenigen Strichen, oft wieder mit der reichsten Farbenpracht, mit den glühendsten Bildern, mit einem noch nicht erhörten Realismus und einer künstlerischen Freiheit ohnegleichen gezeichnet. Zwar seine Stoffe sind nicht wesentlich neu; nur das Meer hat er der Poesie erschlossen und allenfalls noch das Gefühl für Freiheit gefeiert. Über die Art und Weise, die Formen und Gestalten, mit denen und in denen er diese Stoffe behandelt, sind neu und bedeutend zugleich.

Die Natursymbolik, der Weltschmerz und die unglückliche Liebe bilden die wesentlichen Elemente seiner lyrischen Stoffwelt.

Die Natursymbolik ruht noch ganz auf dem Boden der romantischen Weltanschauung, deren Naturanbetung dem klassischen, auf dem Boden des Hellenismus entsprossenen Naturideal als scharfer Kontrast gegenübersteht. Die Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben sind es nicht allein, die Heine in den Kreis seiner Poesie zieht: die Natur selbst empfindet bei ihm menschlich, und mit Recht hat man es als charakteristisch hervorgehoben, daß sich in unserer ganzen neuern Poesie kein so liebliches Beispiel parabolischer Naturbeselung finde, wie in Heines Gedicht von dem nordischen Fichtenbaum und der Palme des Orients. Gerade diese Natursymbolik hat später auch die meisten Nachahmer gefunden und ist ein stark vorwiegendes Element der modernen lyrischen Stoffwelt geblieben.

Ein nicht weniger beliebtes Motiv der neuern Poesie ist der Weltschmerz geworden, den die Poeten freilich schon seit uralten Zeiten empfunden und besungen haben. Es war dies die Klage über das Elend der Welt, über all das Leid und Wehe, das die Menschenseele von der Geburt bis zum Grabe geleitet. In mannigfachen Formen und Variationen tritt diese Klage in der Welt poesie auf. In unserem Jahrhundert hat zuerst Lord Byron dem Weltschmerz als einer Klage über den Riß, der durch diese Zeit geht, poetisch tiefsten Ausdruck verliehen. In seine Fußstapfen trat nun auch Heine. Durch sein Herz wie durch seine Poesie ging der „große Weltriß“, die Klage darüber, daß die Welt so unvollkommen und die Zeit so arg zerlumpt sei. Dieser Weltschmerz mußte aber bei einem poetischen Naturell, wie das von Heine war, mit psychologischer Notwendigkeit zu einem tragischen Humor sich ausweiten, der ein Grundferment seiner Dichtungen geblieben ist. Zu allen Zeiten ist ja der Humor als ein ins Unendliche gehender Kontrast angesehen worden, der aus der Erkenntnis hervorgegangen ist, daß die Welt trotz aller Größe und Schönheit doch voller Thorheiten und Widersprüche sei, daß alles, was entstehe, schon den Keim des Vergehens in sich trage.

und wert sei, daß es zu Grunde gehe. Wenn die Welt nun aber so ist, so folgert der tragische Humor, dann ist sie auch nicht wert, daß man darüber eine Thräne vergieße. Das einzig Vernünftige ist dann, sie so zu nehmen wie sie ist, als einen absoluten Widerspruch, und über einen solchen kann man nur lachen. Hier ist die Quelle des Humors mit der Thräne im Wappen, der aus der tragischen Weltanschauung entspringt und — nachdem er seinen Kreislauf vollendet, das heißt, nachdem ihn auch das Lachen von seinem Schmerz nicht befreit, vielmehr die Sehnsucht nach dem Ideal von neuem in ihm geweckt hat — in dieselbe wieder einmündet. In vielfachen Spielarten ist dieser Welt-Schmerz in die neuere Poesie übergegangen, die er gänzlich erfüllt. Aber er darf ja nicht mit dem philosophischen Pessimismus verwechselt werden. Er ist vielmehr eher die Klage über den Pessimismus der Weltordnung und entspringt aus einer Grundstimmung des Charakters oder aus einer frankhaften Richtung des Gemütes, wo nicht aus besonderen Lebensverhältnissen oder einer bestimmten Weltanschauung.

Nur eine einzelne Provinz in dem weiten Reiche des Welt-Schmerzes ist die unglückliche Liebe, die sich übrigens den Dichtern zu allen Zeiten eher förderlich erwiesen hat. Es ist ein Zeichen seiner dichterischen Originalität, daß Heine auch diesem Stoff noch neue Seiten und Variationen abzugeben wußte. Noch kein neuerer Dichter hatte mit solcher Glut und Wahrheit das Weh einer unglücklichen Liebe besungen, wie Heine in seinem „Lyrischen Intermezzo,“ das im „wunderschönen Monat Mai,“ als dem Wonnemonat der Liebe, beginnt, und uns durch die ganze Passionsschule eines unglücklichen Liebesträums bis zum jähnen Erwachen geleitet. An dieses „Lyrische Intermezzo“ schließt sich dann folgerichtig „die Heimkehr“ mit ihren Liedern als ein entsprechender Abschluß dieses Liebesromans an. Sie eröffnen die Perspektive in ein neues Leben, das außer der Liebe noch höhere Güter kennt: die Freiheit, das Vaterland, den Fortschritt der Menschheit. Wieviel der Dichter auch verloren, es ist ihm genug geblieben, was er lieben und im Liede feiern darf. In den Armen der Natur, mit der er als ein Freund und treuer Genosse verkehrt, erwacht er aus seinem Liebesträum, und ihm erschließt sich eine Aussicht in die unendliche Weite — das Meer!

Heine war der erste Dichter des Meeres in Deutschland. Die „kolossalen Epigramme,“ die der Cyklus „die Nordsee“ umfaßt, atmen in ihrem gigantischen Schwung, in ihren fessellos hinflutenden, freien Rhythmen eine innige Liebe zum Meer, das ihm wie ein verwandtes Element erschien. Diese satirischen Oden und schwungvollen Dithyramben

eines prometheisch sich gegen die alte Weltordnung auslehnenden kühnen Poetengeistes mußten in jener stillen und näheren Zeit besonderes Entfesseln auf der einen, tiefes Entzücken auf der andern Seite hervorufen.

In der That knüpfsten und knüpfen noch immer die Einwürfe, die man gegen Heines poetisches Schaffen erhebt, gerade an diese und ähnliche Gedichte an, in denen man das Bild des Engels, der von der Gottheit abfiel, und ein leeres, frivoles Spiel mit den heiligsten Empfindungen der Menschenbrust erkennen wollte. Allerdings liegt einer solchen Auffassung der dichterischen Eigentümlichkeiten nur ein oberflächliches oder übelwollendes Urteil zu Grunde. Wer aus diesen Gedichten nur den Spott und die Ironie herausfühlt, der hat Heine eigentlich nie verstanden. Sein Spott ist in den meisten Fällen so wahr und echt wie seine Rührung, seine Sehnsucht so tief empfunden wie seine Ironie. Beide Gegensätze wurzeln in des Dichters Seele, in seinem eigentümlichen Poetennaturell, in seinem romantischen Bildungsprozeß. Der große Riß, der durch die ganze Zeit geht, der ewige Widerstreit zwischen der tiefen Glut idealer Empfindungen und der schneidenden Kälte eines zerstörenden Verstandes geht auch durch seine Poesie. So ist es weniger eine romantische Dichterlaune, oder gar eine beabsichtigte künstlerische Wirkung, wenn Heine durch ein Wort oder Bild, oft durch einen einzigen Strich nur den einheitlichen Eindruck manches Gedichts in einer ironischen Schlußwendung aufhebt oder zerstört. Vielmehr deutet er durch solche Kontraste und Dissonanzen nur seinen eigenen, von dem eben geschilderten weit entfernten Standpunkt an; er wahrte sich gegen die Romantik, die ihn wieder einmal zu umgarnen gesucht hatte, oder sein Spott traf das, was jene hohle, romantische Zeit als ihr Ideal verehrte, nimmer aber das Ideal selbst. Gerade der Schmerz darüber, daß das Ideal in dieser Welt keine sichere Heimstätte auf Erden, erzeugte jenen Spott, der wiederum diejenigen am meisten verlebte, die diesem Ideal so weit wie möglich sich entfremdet hatten!

Und darum ist dieser Spott gegen die Weltordnung, gegen Gott und Menschen, vor allem aber gegen sich selbst gerichtet, weil der Dichter in allem und in allen nur Unwahrheit und Unvollkommenheit erblickte. Diese Selbstverhöhnung ist aber kein eitles Spiel, sie ist vielmehr einem höhern Triebe nach Wahrheit und dem tiefen Schmerz über den Widerstreit zwischen Ideal und Leben entsprungen. Aus dieser Empfindung heraus sind jene Kontraste und Dissonanzen zu erklären, die uns sonst verwirren und die gar oft die poetische Stimmung selbst zerreißen. Aber

freilich, gerade jener Hauch empfindsamer Stimmung, der zuerst über diesen kleinen Gedichten liegt, ist ja in den meisten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, sondern vielmehr ein romantisch übertriebenes Gefühl, das er ironisch auflösen will. Er geht dabei von einer geheimen Grundstimmung aus, die ebenso jenem frankhaften Stimmungshauch, wie der grellen Dissonanz entgegengesetzt ist, und dem reinen Quell des Guten und Schönen, dem tiefen Trieb nach Wahrheit oder dem ewigen Weltschmerz entsprungen ist.

Ein kurzes Beispiel mag diese Auffassung erhärten, die dem innersten Wesen der Dichterseele wohl eher gerecht wird als die entgegenstehende. Jeder kennt das Gedicht Heines:

Die Jahre kommen und gehen,	Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,
Geschlechter steigen ins Grab.	Und sinken vor dir aufs Knie,
Doch nimmer vergibt die Liebe,	Und sterbend zu dir sprechen:
Die ich im Herzen hab.	„Madam, ich liebe Sie!“

Dieses Gedicht beginnt mit einer sentimental Feier der Liebestrue, wie sie im Liede sehr oft, im Leben aber wohl selten vorkommt. Dieser übertriebene Gefühlsausdruck, der die individuelle Liebe des Einzelnen Geschlechter und Zeitalter überbauen lassen möchte, bedarf sicherlich einer humoristischen Korrektur. Aber nicht allein um diese ist es dem Dichter zu thun. In dem Spott über die empfindsame Liebe verbirgt sich der tiefe Schmerz über die Unbeständigkeit der Liebe wie alles Erdischen an sich. Das ist die Grundstimmung des Dichters, die der romantisch übertriebenen Liebeserklärung, wie dem humoristisch übertriebenen Schluß des Gedichts gleich fern steht. Und diese Perspektive muß man bei all jenen kleinen Gedichten zu gewinnen suchen, will man die poetische Empfindung teilen, die den Dichter beseelte, da er sie geschaffen, und das Verständnis für eine Poetennatur gewinnen, die an der Pforte zweier Perioden steht und das alte, tausendjährige Reich der Romantik mit der Poesie einer neuen Zeit des Fortschritts und der Freiheit verbindet.

Eine entschiedenere Berechtigung haben diejenigen Vorwürfe, welche sich gegen den Cynismus einzelner Lieder Heines wenden. Es ist nun einmal nicht wegzuleugnen, daß sich neben den leushesten und zartesten Blüten auch solche Giftblumen im Garten seiner Muse befinden. Mit orientalischer Liebesglut besingt er das Weib und feiert er den sinnlichen Genuß. Solche Lieder, mit lebendigen Farben gemalt und aller ethischen Gesetze spottend, hat Heine später oft selbst ausgemerzt. Einzelne sind trocken geblieben; aber es wäre vermeissen, sie nun auszuschließen, denn

auch diese Lieder gehören zur Individualität des Dichters, der der Natur ihre Rechte wiedererkämpfen wollte und darum der Moral des Zeitalters den Krieg erklärte.

Nicht die mindeste Berechtigung darf aber der letzte Einwurf für sich beanspruchen, den man gegen die Poesie Heines mit Bezug auf die künstlerische Form seiner Lieder erhoben hat. In Wahrheit haben es nur wenige Dichter mit der Form so ernst, ja streng genommen wie Heine, der an seinen Gedichten unablässig besserte und feilte. Gerade die anscheinend tändelnde und nachlässige Form war mit Eifer und sorglichem Nachdenken gewählt; wer ohne Pedanterie metrischen Studien sich hingiebt, findet bei Heine die reichste Gelegenheit, die aller Gesetze und Regeln spottenden Geheimnisse des Metrums und der Reimkunst zu erforschen. Und er wird bei den kleinen Gedichten am meisten die Übereinstimmung des sinnlichen Klangs mit der geistigen Vorstellung voll ausgeprägt finden. Die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachte über diesen kleinen, leichten, fast hingehauchten Gedichten und ein unermüdlicher Fleiß gab ihnen den rhythmischen Wohklang, die lieblichste Vollendung.

Es ist begreiflich, daß all die aufgezählten und noch viele andere, längst entkräftete Vorwürfe gegen Heines Poesie zuerst geltend gemacht wurden, als das „Buch der Lieder“ 1822 erschien, und eine Beurteilung der gesamten poetischen Individualität des Dichters gestattete, ja sogar herausforderte. Schon im Winter 1820 trug sich Heine mit der Idee einer „äuserlesenen Gedichtsammlung,“ von der seine Freunde glaubten, daß sie ebenso populär werden würde, wie die von Bürger, Uhland, Goethe u. a. Er selbst glaubte freilich nicht an den Erfolg und stellte dem Buche, als es erschienen, kein besonders günstiges Prognostikon. „Es ist nichts, als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte,“ schrieb er einem Freunde nach Berlin; „es ist wunderschön ausgerüstet und wird, wie ein harmloses Kaufahrteischiff, unter dem Schutz des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln.“

Glücklicherweise war der Dichter diesmal ein schlechter Prophet. Denn die Wirkung, welche dieses „Buch der Lieder“ hervorbrachte, war eine tiefe und nachhaltige, der auch der äußere Erfolg entsprach. Zwar dauerte es fast zehn Jahre, bevor die erste, in 500 Exemplaren gedruckte Auflage vergriessen war. Dann aber folgte eine Auflage der andern, zugleich mit der wachsenden Anerkennung Heines, den die Nation als ihren ersten lyrischen Dichter nach dem Heimgang Goethes feierte.

## Neue Gedichte. — Zeitgedichte.

---

Die „Neuen Gedichte“ erschienen zuerst gesammelt im Jahre 1844 und enthielten noch die „Zeitgedichte,“ sowie „Deutschland, ein Wintermärchen.“ Doch war der „Neue Frühling“ schon in der zweiten Auflage des zweiten Teils der „Reisebilder“ (1831), die meisten anderen Gedichte aber im „Salon“ (Bd. I—IV) 1835, 1837, 1839, 1840 und anderen Werken des Dichters schon vorher erschienen. Im ganzen umfaßt die Sammlung eine zweite, von der ersten scharf getrennte Periode der Poetie Heines. Den Einschnitt bildet das Jahr 1830, die Julirevolution, die Übersiedlung Heines nach Paris.

Zwar der „Neue Frühling,“ im Spätherbst 1830 zu Hamburg auf Anregung des Komponisten Albert Methfessel geschrieben, erinnert noch ganz an die Lieder der „Heimkehr,“ und bildet so eigentlich den Abschied von der alten Zeit, die Heine später ironisch „die Kunstperiode“ nannte. Noch einmal wagt er den Ritt in das alte, romantische Land, noch einmal träumt er den bangen Traum einer heißen, unglücklichen Liebe, noch einmal geleitet er uns zu den Stätten, deren er einst im Mondenschein sein tiefes Leid geplagt. Dann scheidet er. Die unstillbare Sehnsucht nach dem schönen Süden befügt seine Phantasie. Inzwischen aber erschallen die Sturmglöckchen der Revolution und die Zeit verlangt ein neues Lied von dem Sänger. Eine begründete Abneigung gegen die Kunstform der gebundenen Rede erfaßt nun den Dichter. „Es will mich bedrücken,“ sagte er, „als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewänden zu erscheinen.“ Im Getöse einer „allgemeinen europäischen Völkerverbrüderung“ werde, so fürchtet er, das Lied des Dichters kein Gehör finden, und Heine wendet sich nun den großen Fragen der Zeit zu.

Da wir ihm wiederbegegnen — es sind inzwischen allerdings kaum drei oder vier Jahre vergangen — ist eine starke Veränderung an dem Poeten wahrzunehmen. Rascher, als es vorauszusehen war, ist er des politischen Sprecheramts und des deutschen Märthertums müde geworden. Nachdem die stolzen Hoffnungen auf eine ideale Freiheit sich als Chimäre erwiesen, lehrt er der Politik den Rücken, und wirft sich jetzt ganz in den tollen Strudel des Pariser Lebens. Allerdings hatten nun seine Gegner Recht, wenn sie behaupteten, daß der nicht zum Sprecheramt berufen sei, der so schnell die Reihen der Kämpfer verlasse.



# Buch der Lieder.<sup>1)</sup>

---

1) Diejenigen Gedichte, bei welchen Ort und Jahreszahl der ersten Veröffentlichung nicht ausdrücklich angegeben, wurden sämtlich in den „Gedichten“, oder in den „Tragödien“ nebst einem lyrischen Intermezzo“, in den „Reisebildern“, oder endlich im „Buch der Lieder“ zuerst publiziert.



## Vorrede zur zweiten Auflage.

---

Diese neue Ausgabe des „Buchs der Lieder“ kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versifizieren. Seit einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und, wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedenken, als sei in schönen Versen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewänden zu erscheinen.

Nicht ohne Besangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneuerten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaubert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikation, die Seele bellemte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen hie und da müssen welche Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne sichtbar sein . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren, und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut.

Ja, es sind nun zehn Jahre, seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie, wie damals, in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner Seele brannten. Ach, die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem sehr viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Verhältnis mußte die Inbrunst der Flitterwochen allmählich verbrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie in Stich, sogar in Geldnot wußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Ebensowenig, wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da in der ersten Abteilung wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparnis wegen habe ich die Dedikationen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien“ im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, sowie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewiesen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr“, welche zuerst in den „Reisebildern“ erschien, ist der seligen Friederike Barnhagen von Esse gewidmet, und ich darf mich rühmen, der Erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Barnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Barnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg

und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmut gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Teilnahme widmete und sich oft nicht wenig für mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüten, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhielt, als erleuchtete . . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet, als erhielt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit allem befassen kann, wenn man nur die dazu nötigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das thun, was thunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligen Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Wert der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schoße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorfürze sind wir gleichgültig; über unsere Gebrüder suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst nach einem Konzerte von Paganini diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobgesprüchen über sein Violinspiel entgegnetrat, unterbrach er mich mit den Worten: „Aber wie gefielen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?“

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend übergebe ich dem Publikum das „Buch der Lieder“; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, ebenso gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern

allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erleitten, auf Angaben beruht, die ich ebenso verachten wie bedauern muß. Nur gewissen bornierten Geistern konnte die Wilderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Überwut mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht, müde zu sein . . . Und dann muß jeder dem Geseze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

Und scheint die Sonne noch so schön,  
Am Ende muß sie untergehn!

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus allem, was ich soeben geschrieben. In einem Stücke von Raimund, dem wackern Komödien, der sich unlängst aus Melancholie totgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied, welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück; ich glaube, es heißt: „Der Bauer als Millionär.“ Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helden, der allein auf der Szene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählich grau und endlich schneeweiss; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlöttern; an die Stelle des vorigen Ungestüms tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erscheint.

Naht diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, teurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich, in der Litteratur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, angefächts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir haben's gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blütenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian,

der jetzt ein alter räudiger Munt sche geworden . . . O, ihr Götter, ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu lassen, aber lasst mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groß, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister ankläfft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig sinnnt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterschwäche noch immer teil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und bebhen, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren rosigem Fingern meine Locken glättete . . . Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,  
Um Ende muß sie untergehn!“

Geschrieben zu Paris, im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

---

## Vorrede zur dritten Auflage.<sup>1)</sup>

---

Das ist der alte Märchenwald!  
Es duftet die Lindenblüte!  
Der wunderbare Mondenglanz  
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,  
Erlang es in der Höhe.  
Das ist die Nachtigall, sie singt  
Von Lieb' und Liebeswehe.

---

1) Erst abgedruckt in Heinrich Laubes „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 172 mit der Überschrift: „Die Liebe“

Sie singt von Lieb' und Liebesweh',  
 Von Thränen und von Lachen,  
 Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,  
 Bergessene Träume erwachen. —

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,  
 Da sah ich vor mir liegen  
 Auf freiem Platz ein großes Schloß,  
 Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall  
 Ein Schweigen und ein Trauern;  
 Es schien, als wohne der stille Tod  
 In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,  
 Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,  
 Der Leib und die Täzen wie ein Löv',  
 Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,  
 Er sprach von wildem Begehrn!  
 Die stummen Lippen wölbten sich  
 Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß,  
 Ich konnt' nicht widerstehen —  
 Und als ich küßte das hölde Gesicht,  
 Da war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,  
 Der Stein begann zu ächzen —  
 Sie trank meiner Füsse lodernde Glut  
 Mit Dürsten und mit Leidzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —  
 Und endlich, wollustheischend,  
 Umklang sie mich, meinen armen Leib  
 Mit den Löwentazen zerfleischend.

Entzündende Marter und wonniges Weh!  
 Der Schmerz wie die Lust unermehlich!  
 Derweilen des Mundes Fuß mich beglückt,  
 Verwunden die Täzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang! „O schöne Sphinx!  
 O Liebe! was soll es bedeuten,  
 Daß du vermischt mit Todesqual  
 All deine Seligkeiten?“

O schöne Sphinx! O löse mir  
Das Rätsel, das wunderbare!  
Ich hab' darüber nachgedacht  
Schon manche tausend Jahre."

\* \* \*

— Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, Bewußt eines erneuerten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überrascht einen unversehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und siehe! es sind Verse, womit ich diese dritte Auflage des „Buchs der Lieder“ eröffne. O Phöbus Apollo! sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen . . . Denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr vorzugsweise mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte . . . Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerkspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte . . . Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Glut mein Herz verzehrt . . . Du verstehst mich, großer schöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauschtest mit dem starken Bogen und den tödlichen Pfeilen . . . Erinnerst du dich auch noch des Marshas, den du lebendig geschunden? Es ist schon lange her, und ein ähnliches Beispiel thät' wieder noth . . . Du lächelst, o mein ewiger Vater!

Geschrieben zu Paris, den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

---

Vorrede  
zur dritten Auflage der „Reisebilder.“

---

Einige Gedichte, die in der ersten Auflage dieses Buches den Schluß der „Heimkehr“ bildeten, durften dieser dritten Auflage um so eher entzogen werden, da sie den Einklang des Buches mehr störten als förderten, und außerdem in einer

neueren Gesamtausgabe meiner Gedichte zu finden sind. — In letzterer — „Buch der Lieder von Heinrich Heine. Dritte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1839.“ — erlaubte ich mir weder eine spätere Nachseile, noch irgend eine Abweichung von der chronologischen Ordnung, so daß darin die frühesten Anfänge und letzten Ausbildungen jener Gedichte, die seitdem als eine Art Volkslieder der neueren Gesellschaft so mannigfach nachgeklungen, bequem und lehrsam zu überschauen sind.

Paris, den 24. Juni 1839.

Heinrich Heine.

### Vorrede

zur fünften Auflage des „Buchs der Lieder.“

Der vierten Auflage die besondere Sorgfalt widmen, Durchsicht abgedruckt. Ein sich glücklicherweise nicht zufällig in dem Druck vor besorgen konnte. Hier und Campe in Hamburg Titel „Neue Gedichte“ die wohl als der zweit trachten ist. — Den Scheidegrüße!

Geschrieben zu H

konnte ich leider keine Vorrede ohne vorhergehende solcher Art wiederholte sten Auflage, indem ich und die Korrektur selber Druckorte, bei Hoffmann ich gleichzeitig unter dem eng poetischer Freundschaft Buch

## Vorrede

### zur französischen Ausgabe der Gedichte.<sup>1)</sup>

Das Buch, welches ich heute publiziere, umfaßt die französische Übersetzung eines Teils der lyrischen Produktionen, die mir in meiner Heimat den Namen eines Dichters verschafft haben. Es ist ein schöner Name und hat wohl denselben Wert wie der eines Volkstribunen, dessen ich mich auch eine Zeit lang zu erfreuen hatte; ich spüre davon noch jetzt den bitteren Nachgeschmack.

Die äußere Ökonomie dieses Bandes gestattet mir nicht, hier eine vollständige Sammlung meiner Gedichte zu geben; aber eine Auswahl derselben zu treffen, ist eine schwere Sache für das Vaterherz eines Poeten, der von gleicher Zärtlichkeit für alle seine poetischen Sprößlinge erfüllt ist. In dieser Verlegenheit habe ich mich entschlossen, hier nur jene Gedichte zu geben, welche ich schon in früheren glücklichen Mußestunden übersetzt hatte, und diejenigen hinzuzufügen, welche ich schon zu verschiedenen Zeiten in Revuen im Verein mit Freunden veröffentlicht hatte, die sowohl die Kunst des Stils wie die noch selteneren der Geduld besaßen.

Ich konnte mir die wehmütige Freude nicht versagen, in diesem Buche auch die liebenswürdigen Bemerkungen mitzudrucken, welche mein verstorbener Freund Gérard de Nerval dem „Intermezzo“ und der „Nordsee“ voraufgeschildert hat. Ich kann nicht ohne tiefe Rührung jener Abende des Märzmonats von 1848 gedenken, wo der gute, sanfte Gérard alltäglich mich in meiner Einsamkeit an der Barrière de la Santé besuchte, um mit mir ruhig an der Übersetzung meiner friedlichen deutschen Träumereien zu arbeiten, während rings um uns her alle politischen Leidenschaften tobten und die alte Welt zusammenbrach mit schrecklichem Getöse! Vertieft wie wir waren, in unsere

1) In einem Bande „Poèmes et Légendes“ waren die Dichtungen „Atta Troll“, das „lyrische Intermezzo“, „Die Nordsee“, „Nachtstunde“, „Ein Wintermärchen“, „Romancero“ und das „Buch Lazarus“ vereinigt. Die französische Vorrede kann man dort nachsehen, desgleichen die Vorrede zu „Atta Troll“ und „Deutschland“, sowie die Bemerkungen von Gérard du Nerval zum „lyrischen Intermezzo“

ästhetischen, ja sogar idyllischen Gespräche, hörten wir nicht das Geschrei des entsehlichen Weibes mit den großen Brüsten, welches damals durch die Straßen von Paris rannte und ihr Lied heulte: „Des lampions! des lampions!“ die Marseillaise der Februar-revolution unglücklichen Angedenkens. Leider war mein Freund Gérard selbst in seinen lichten Tagen fortwährenden Stürmen unterworfen, und ich entdeckte, aber schon zu spät, um es zu verbessern, daß er sieben Gedichte des Cyklus, welches die „Nord-see“ bildet, überschlagen. Ich habe diese Lakume in meiner Dichtung gelassen, um nicht das Ganze zu schädigen, da die harmonische Einheit der Farbe und des Rhythmus durch die Einschiebung von Übertragungen aus meiner eigenen ungeübten Feder leicht hätte gestört werden können. Gérards Diktion floß mit einer lieblichen und unnachahmlichen Reinheit dahin, die nur der großen Anmut seiner Seele gleich kam. Er war wirklich vielmehr eine Seele als ein Mensch, ich möchte sagen: eine Engelsseele, wie banal auch das Wort klingt. Diese Seele war im hohem Grade sympathisch, und ohne viel von der deutschen Sprache zu verstehen, erriet Gérard den Sinn eines deutsch geschriebenen Gedichtes besser als jene, die dieser Sprache das Studium ihres ganzen Lebens gewidmet hatten. Und er war ein großer Künstler; die Parfüms seiner Gedanken waren stets in wunderbar eiselierte Goldkästchen eingeschlossen. Und doch fand ich nichts von dem Egoismus eines Künstlers in ihm; er war von einer kindlichen Offenherzigkeit; er hatte einen sensiblen Bart Sinn; er war gut, er liebte die ganze Welt; er beneidete niemanden; er hat nie einer Fliege was zu Leide gethan; und er zuckte die Achseln, wenn ihn zufällig ein Kläffer gebissen. — Und trotz aller dieser Vorzüge des Talents, der Anmut und der Güte hat mein Freund Gérard, wie ihr wisst, sein Leben in der verrufenen Gasse de la Veille Laterne beschlossen.

Die Armut war wohl nicht die Ursache dieses ominösen Vorfalls, aber sie hat mit dazu beigetragen. Jedenfalls ist es Thatfache, daß der Unglückliche in jener fatalen Stunde nicht einmal ein halbwegs anständiges und gutgeheiztes Zimmer zur Verfügung hatte, wo man mit Bequemlichkeit seine Vorkehrungen treffen konnte, um sich zu . . .

Armer Junge! Du verdientest wohl die Thränen, die deinem Andenken geflossen, und ich kann den meinigen nicht wehren,

da ich diese Zeilen niederschreibe. Aber deine irdischen Dualen haben aufgehört, während die deines Mitarbeiters von der Barrière de la Santé noch immer ihren Fortgang nehmen. Laß dich von diesen Worten nicht allzu weichherzig stimmen, teurer Leser; vielleicht ist der Tag nicht fern, an dem du all deines Mitleids für dich selbst bedürfen wirst. Kennst du denn dein eigenes Ende?

Aber kehren wir zu den Gedichten und Romanzen zurück, die in diesem Buche vereinigt sind. Ich habe am Kopfe jedes Abschnitts die Zeit seiner Entstehung angemerkt. Das ist ein Dienst, für welchen die forschenden Kritiker, die es lieben, in den Werken eines Dichters dem Ursprung seiner Gedanken nachzuspüren und die geheimen Ziele seines Geistes in den verschiedenen Lebensphasen aufzudecken, mir dankbar sein werden. Meine ersten lyrischen Produktionen finden sich in den „Nachtstücken“ und stammen aus dem Jahre 1816. Es sind die vier ersten Gedichte, die zu dem Echlus der „Traumbilder“ gehören. Zur selben Zeit habe ich „die beiden Grenadiere“ gedichtet und diese Jugendarbeit wurde 1822 zu Berlin in der ersten Sammlung meiner Gedichte abgedruckt. Ich mache diese chronologischen Bemerkungen, damit es nicht den Anschein habe, als wäre ich den Fußstapfen eines österreichischen Dichters gefolgt.<sup>1)</sup>

Ich habe gesagt, daß in diesen „Nachtstücken“ die ersten Kinderlaute des lyrischen Dichters sich finden; seine letzten Seufzer, ich möchte sagen: sein Todesröheln findet man am Schlusse dieses Bandes in einer Reihe von Lamentationen, welche ich „das Buch Lazarus“ genannt habe. Die Übersetzung ist das Werk eines ebenso scharfsinnigen wie eleganten Schriftstellers, dem es besser wie vielen seiner Kompatrioten gelungen ist, sich die geistigen Schäze des ernsthaften und gelehrten Deutschlands anzueignen, ohne dieser Requisition die wichtigen und reichen Vorzüge des französischen Genies zu opfern. Ich konnte der Verlockung nicht widerstehen, die wenigen Zeilen, die das „Buch Lazarus“ begleiten, wieder abzudrucken.

Indem ich gleichfalls die Vorrede mit abdruckte, welche dem Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen“ vorangeht, habe ich es nicht beachtet, daß diese Worte für das deutsche Publikum

1) Heine spielt wohl hier auf das Gedicht „Die nächtliche Heerschau“ von Chr. Freiherrn v. Biedtz an.

und nicht für den französischen Leser, der wahrscheinlich das Gedicht zu deutsch und zu wenig verständlich finden wird, bestimmt waren. Ich gestehe, daß dort eine Menge rein deutscher Anspielungen sich findet, die eines mehrbändigen Kommentars bedürfte. Außerdem finden sich dort zahlreiche Stellen, wo der Gedanke des Dichters mit humoristischen und grotesken Reimen spielt, deren Mangel die französische Version oft sehr matt, wo nicht gar trocken gestalten muß.

Es ist immer ein sehr gewagtes Unternehmen, ein metrisches Werk, das einer Sprache germanischen Stammes angehört, in der Prosa eines romanischen Idioms wieder zu geben. Die intimen Gedanken des Originals verflüchtigen sich leicht in der Übertragung, und es bleibt nur ein „in Stroh gewickelter Mondschein“<sup>1)</sup> zurück, wie ein boshafter Mensch sagte, der sich über meine übersetzten Gedichte lustig gemacht hat.

Ich grüße dich, teurer Leser, und bitte zu Gott, daß er dich in seinen heiligen und gnadenreichen Schutz nehme.

Paris, 25. Juni 1855.

Heinrich Heine.

---

1) „Claire de lune empaillé“ heißt es im französischen Original.

# Junge Leiden.

(1817—1821.)

---

## Traumbilder.

1.<sup>1)</sup>

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,  
Von hübschen Locken, Myrten und Resede,  
Von süßen Lippen und von bitterer Rede,  
Von düsterer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,  
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!  
Geblieben ist mir nur, was glutenvwild  
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh jetzt auch,  
Und such das Traumbild, das mir längst entschwunden,  
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —  
Dem lust'gen Schatten send' ich lust'gen Hauch.

2.<sup>2)</sup>

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,  
Ergözte und erschreckte mich.  
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,  
Und in dem Herzen wogt es wild.

---

1) Das erste dieser „Traumbilder“ leitete ursprünglich als „Zueignung“ die erste Ausgabe der „Gedichte“ ein. Die gesamten „Traumbilder“ sind wohl die ältesten uns erhaltenen Dichtungen Heines und stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1816.

2) Erschien zuerst in „Hamburgs Bächter“, 1817, Nr. 17 unter dem Titel: „Der Traum“ und unterzeichnet: „Sy Freuhbold Riesenharf“, ein Anagramm für: Harry Heine aus Düsseldorf. In den „Gedichten“ „Die Wundermaid“ betitelt.

Das war ein Garten, wunderschön,  
Da wollt' ich lustig mich ergehn;  
Biel schöne Blumen sahn mich an,  
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein  
Biel' muntre Liebesmelodein;  
Die Sonne rot, von Gold umstrahlt,  
Die Blumen lustig bunt bemalt.

Biel Balsamduft aus Kräutern rinnt,  
Die Lüfte wehen lieb und lind;  
Und alles schimmert, alles lacht,  
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland  
Ein klarer Marmorbrunnen stand;  
Da schaut' ich eine schöne Maid,  
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Auglein milb,  
Ein blondgelocktes Heil'genbild;  
Und wie ich schau', die Maid ich fand  
So fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, sie sputet sich,  
Sie summt ein Lied gar wunderlich:  
„Rinne, rinne Wässerlein,  
Wasche mir das Linnen rein!“

Ich ging und nahete mich ihr,  
Und flüsterte: O sage mir,  
Du wunderschöne, süße Maid,  
Für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: „Sei bald bereit,  
Ich wasche dir dein Totenkleid!“  
Und als sie dies gesprochen kaum,  
Zersloß das ganze Bild wie Schaum. —

Und fortgezaubert stand ich bald  
In einem düstern, wilden Wald.

Die Bäume ragten himmelan;  
Ich stand erstaunt und sahn und sahn.

Und horch! welch dumpfer Widerhall!  
Wie ferner Ägtenschläge Schall;  
Ich eil' durch Busch und Wildnis fort,  
Und komm' an einen freien Ort.

Zumitten in dem grünen Raum,  
Da stand ein großer Eichenbaum;  
Und sieh! mein Mägdelein wundersam  
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil',  
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:  
„Eisen blinkt, Eisen blank,  
Zimmre hurtig Eichenschrank!“

Ich ging und nahete mich ihr,  
Und flüsterte: O sage mir,  
Du wundersüßes Mägdelein,  
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,  
Ich zimmre deinen Totensarg!“  
Und als sie dies gesprochen kaum,  
Zersloß das ganze Bild wie Schaum. —

Es lag so bleich, es lag so weit  
Ringsum nur kahle, kahle Heid';  
Ich wußte nicht, wie mir geschah,  
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schwief',  
Gewahr ich einen weißen Streif;  
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und stand,  
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid' stand weiße Maid,  
Grub tief die Erd' mit Grabscheit.  
Raum wagt' ich noch sie anzuschauen,  
Sie war so schön und doch ein Graun.

Die schöne Maid, die spütet sich,  
Sie summ't ein Lied gar wunderlich:  
„Spaten, Spaten, scharf und breit,  
Schaufle Grube tief und weit!“

Ich ging und nahete mich ihr,  
Und flüsterte: O sage mir,  
Du wunderschöne, süße Maid,  
Was diese Grube hier bedeut'?

Da sprach sie schnell: „Sei still, ich hab'  
Geschaufelt dir ein kühles Grab.“  
Und also sprach die schöne Maid,  
Da öffnet sich die Grube weit.

Und als ich in die Grube schaut',  
Ein kalter Schauer mich durchgraut;  
Und in die dunkle Grabesnacht  
Stürzt' ich hinein — und bin erwacht.

3.<sup>1)</sup>

Im nächt'gen Traum hab' ich mich selbst geschaut,  
In schwarzem Galafrack und seidner Weste,  
Manschetten an der Hand, als ging's zum Feste,  
Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut.

Ich beugte mich und sagte: „Sind Sie Braut?  
Ei! ei! so gratulier' ich, meine Beste!“  
Doch fast die Kehle mir zusammenpreßte  
Der langgezogene, vornehm kalte Laut.

Und bittre Thränen plötzlich sich ergossen  
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen  
Ist mir das holde Bildnis fast zerlossen.

O süße Augen, fromme Liebessterne,  
Ob'schon ihr mir im Wachen oft gelogen,  
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

1) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Der Glückwunsch“.

4.<sup>1)</sup>

Im Traum sah ich ein Männchen, klein und puzig,  
 Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,  
 Trug weiße Wäsche und ein feines Kleid,  
 Inwendig aber war es groß und schmutzig.

Inwendig war es jämmerlich, nichtsnuzig,  
 Jedoch von außen voller Würdigkeit;  
 Von der Kourage sprach es lang und breit,  
 Und that sogar recht trüzig und recht stuzig.

"Und weißt du, wer Das ist? Komm her und schau!"  
 So sprach der Traumgott, und er zeigt mir schlau  
 Die Bilderflut in eines Spiegels Rahmen.

Vor einem Altar stand das Männchen da,  
 Mein Lieb daneben, beide sprachen: "Ja!"  
 Und tausend Teufel riefen lachend: "Amen!"

5.<sup>2)</sup>

Was treibt und tobt mein tolles Blut?  
 Was flammt mein Herz in wilder Glut?  
 Es kocht mein Blut und schäumt und gärt,  
 Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, und gärt und schäumt,  
 Weil ich den bösen Traum geträumt:  
 Es kam der finstre Sohn der Nacht,  
 Und hat mich leuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,  
 Wo Harfenklang und Saus und Braus,  
 Und Fackelglanz und Kerzenschein;  
 Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;  
 Zu Tafel saßen froh die Gäste.  
 Und wie ich nach dem Brautpaar schaut', —  
 O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wundersam,  
 Ein fremder Mann war Bräutigam;

1) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Die Trauung“.  
 2) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Die Hochzeit“.

Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,  
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik, — gar still stand ich;  
Der Freudenlärm betrübte mich.  
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,  
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher sein  
Und trinkt daraus, und reicht gar sein  
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank, —  
O weh! mein rotes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm,  
Und reicht es hin dem Bräutigam.  
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, —  
O weh! Das war das Herz mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,  
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang.  
Und küßt sie auf die Wangen rot,  
O weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund,  
Doch ich kein Wörtlein sprechen kunn'.  
Da rauscht' es auf, der Tanz begann;  
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,  
Die Tänzer schweben flink herum; —  
Ein leises Wort der Bräut'gam spricht,  
Die Braut wird rot, doch zürnt sie nicht. — — !

6.<sup>2)</sup>

Im süßen Traum, bei stiller Nacht  
Da kam zu mir mit Zaubermacht,  
Mit Zaubermacht die Liebste mein,  
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.

1) In der ältesten Fassung der „Gedichte“ finden sich zum Schluß noch die beiden folgenden Strophen:

Des Bräut'gams Augen Funken sprühn, Ich schleich' einher und zitter sehr,  
Schön Bräut'gens Wangen schamhaft glühn; Rings um mich flammt ein Glutenmeer,  
Sie schleichen fort ins Brautgemach — Die Erde unter mir ertracht, —  
Ich aber schleide hintennach. Da zuckt mein Herz — und ich erwacht'.

2) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Der Kampf“.

Ich schau' sie an, das holde Bild!  
 Ich schau' sie an, sie lächelt mild,  
 Und lächelt, bis das Herz mir schwoll,  
 Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm alles, was ich hab',  
 Mein Liebtestes tret' ich gern dir ab,  
 Dürft' ich dafür dein Buhle sein,  
 Von Mitternacht bis Hahnen schrein.“

Da staunt' mich an gar seltsamlich,  
 So lieb, so weh und inniglich,  
 Und sprach zu mir die schöne Maid:  
 „O, gib mir deine Seligkeit!“

„Mein Leben süß, mein junges Blut,  
 Gäß' ich mit Freud' und wohlgemut  
 Für dich, o Mädchen, engelgleich, —  
 Doch nimmermehr das Himmelreich.“

Wohl braust hervor mein rasches Wort,  
 Doch blühet schöner immerfort,  
 Und immer spricht die schöne Maid:  
 „O, gib mir deine Seligkeit!“

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör,  
 Und schleudert mir ein Glutenmeer  
 Wohl in der Seele tiefsten Raum;  
 Ich atme schwer, ich atme kaum. —

Das waren weiße Engelein,  
 Umgänzt von goldnem Glorienschein;  
 Nun aber stürmte wild herauf  
 Ein gräulich schwarzer Kobold hauf.

Die rangen mit den Engelein,  
 Und drängten fort die Engelein;  
 Und endlich auch die schwarze Schar  
 In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Lust vergehn,  
 Ich hielt im Arm mein Liebchen schön;

Sie schmiegt sich an mich wie ein Reh,  
Doch weint sie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,  
Und küßt ihr Rosenmündlein stumm —  
„O still“, feins Lieb, die Thränenflut,  
Ergieb dich meiner Liebesglut!

„Ergieb dich meiner Liebesglut —“  
Da plötzlich starrt zu Eis mein Blut;  
Laut bebet auf der Erde Grund,  
Und öffnet gähnend sich ein Schlund.

Und aus dem schwarzen Schlunde steigt  
Die schwarze Schar; — feins Lieb erbleicht!  
Aus meinen Armen schwand feins Lieb;  
Ich ganz alleine stehen blieb.

Da tanzt im Kreise wunderbar  
Um mich herum die schwarze Schar,  
Und drängt heran, erfaßt mich bald,  
Und gellend Hohngelächter schallt.

Und immer enger wird der Kreis,  
Und immer summt die Schauerweiß':  
„Du gabest hin die Seligkeit.  
Gehörst uns nun in Ewigkeit!“

## 7. 1)

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?  
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?  
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,  
Und Mitternacht naht schon, — es fehlt nur die Braut.

Biel' schauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn; —  
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen gesehn?  
Biel' klasse Larven gestalten sich da,  
Umknixen mich grinsend und nicken: „O ja!“

Pack aus, was bringst du für Botschafterei,  
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?

1) Mit der Überschrift „Die Brautnacht“ im „Gesellschafter“ von F. W. Gubitz, 1821, Nr. 93 zuerst abgedruckt.

„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,  
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann.“

Du lieb grau Männchen, was ist dein Begehr?  
Mein toter Magister, was treibt dich her?  
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,  
Und schüttelt das Haupt und wandelt zurück.

Was winselt und wedelt der zott'ge Gesell?  
Was glimmert Schwarz-Saters Auge so hell?  
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?  
Was lullt mir Frau Umme mein Wiegenlied gar?

Frau Umme, bleib heut mit dem Singsang zu Hause,  
Das Eiropoeia ist lange schon aus;  
Ich feire ja heute mein Hochzeitfest, —  
Da schau mal, dort kommen schon zierliche Gäst'.

Da schau mal! Ihr Herren, das nenn' ich galant!  
Ihr tragt, statt der Hüte, die Köpf' in der Hand!  
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,  
Der Wind ist still, was kommt ihr so spat?

Da kommt auch alt Besenstielmütterchen schon,  
Ach, segne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.  
Da zittert der Mund im weißen Gesicht;  
„In Ewigkeit, Amen!“ das Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;  
Blind Fiedelweib holpert wohl hinterdrein;  
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckiger Jack,  
Den Totengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Klosterjungfrauen herein;  
Die schielende Käppelerin führet den Rhein.  
Es folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,  
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht.  
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;  
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,  
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,  
Und purzeln Kopfüber im Zimmer herum.  
Ihr Gulengesichter und Heuschenbein,  
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur sein!

Die sämtliche Höll' ist los fürwahr,  
Und lärmst und schwärmet in wachsender Schar:  
Sogar der Verdammnis-Walzer erschallt, —  
Still, still! nun kommt mein Feinsliebchen auch bald.

Gefindel, sei still, oder trolle dich fort!  
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort. —  
Ei, rasselt nicht eben ein Wagen vor?  
Frau Köchin! wo bist du? schnell öffne das Thor;

Willkommen, Feinsliebchen, wie geht's dir, mein Schatz?  
Willkommen, Herr Pastor, ach, nehmen Sie Platz!  
Herr Pastor mit Bierdefuß und Schwanz,  
Ich bin Euer Ehrwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und so bleich?  
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;  
Wohl zahl' ich ihm teure, blutteure Gebühr,  
Doch, dich zu besitzen, gilt's Kinderspiel mir.

Knie nieder, süß Bräutchen, knei hin mir zur Seit'! —  
Da kniet sie, da sinkt sie, — o selige Freud'!  
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,  
Ich halt' sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns beid':  
An mein Herz pochte das Herz der Maid.  
Sie pochen wohl beide vor Lust und vor Weh,  
Und schweben hinauf in die Himmelshöh.

Die Herzlein schwimmen im Freudensee,  
Dort oben in Gottes heil'ger Höh;  
Doch auf den Häuptern, wie Grauen und Brand,  
Da hat die Hölle gelegt die Hand.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,  
Der hier den segnenden Priester macht;

Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,  
Sein Beten ist Lästern, sein Segen ist Fluch.

Und es krächzt und zischet und heulst toll,  
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll; —  
Da blitzt auf einmal ein bläuliches Licht, —  
„In Ewigkeit, Amen!“ das Mütterchen spricht.

8. 1)

Ich kam von meiner Herrin Haus,  
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.  
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,  
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein..  
Das war der flimmernde Mondesschein.  
Da lispt's: „Lieb Bruder, ich komme gleich!“  
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,  
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.  
In die Saiten der Zither greift er schnell,  
Und singt dabei recht hohl und gress:

„Ei! kennt ihr noch das alte Lied,  
Das einst so wild die Brust durchglüht,  
Ihr Saiten, dumpf und trübe?  
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',  
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,  
Die Menschen, die nennen es — Liebe!“

Raum tönte des letzten Wortes Schall,  
Da thaten sich auf die Gräber all';  
Biel' Luftgestalten dringen hervor,  
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

„Liebe! Liebe! deine Macht  
Hat uns hier zu Bett gebracht,

1) Dieses Gedicht, ursprünglich „Der Kirchhof“ betitelt und zuerst im „Gesellschafter“ 1821, Nr. 73 abgedruckt, hat einen Vorgang aus Heines Jugendleben zum Motiv: seine Neigung für Josepha, die Nichte des Düsseldorfer Schriftstellers und der „Hexe von Goß“. Vgl. darüber die „Erinnerungen“ von Maximilian Heine (Berlin, 1868) S. 225 ff. und die „Memoiren“ des Dichters.

Und die Augen zugemacht, —  
Ei, was rufst du in der Nacht?"

So heult es verworren, und ächzet und girrt,  
Und brauset und fauset, und krächzet und klirrt;  
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,  
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

„Bravo! Bravo! immer toll!  
Seid willkommen!  
Habt vernommen,  
Dass mein Zauberwort erscholl!  
Viegt man doch jahraus, jahrein  
Mäuschenstill im Kämmerlein;  
Lasst uns heute lustig sein!  
Mit Vergunst, —  
Seht erst zu, sind wir allein? —  
Narrn waren wir im Leben,  
Und mit toller Wut ergeben  
Einer tollen Liebesbrunst.  
Kurzweil kann uns heut nicht fehlen,  
Jeder soll hier treu erzählen,  
Was ihn weiland hergebracht,  
Wie gehetzt,  
Wie zerfetzt  
Ihn die tolle Liebesjagd.“

Da hüpfst aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,  
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle  
Mit Nadel und mit Scher';  
Ich war so flink und schnelle  
Mit Nadel und mit Scher';  
Da kam die Meisterstochter  
Mit Nadel und mit Scher';  
Und hat mir ins Herz gestochen  
Mit Nadel und mit Scher';

Da lachten die Geister im lustigen Chor;  
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

„Den Rinaldo Rinaldini,  
Schinderhanno, Orlandini,  
Und besonders Carlo Moor  
Nahm ich mir als Muster vor.

„Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —  
Hab' ich mich wie jene Helden,  
Und das schönste Frauenbild  
Spukte mir im Kopfe wild.

„Und ich seufzte auch und girrte;  
Und wenn Liebe mich verwirrte,  
Steck' ich meine Finger rasch  
In des reichen Nachbars Tasch'.

„Doch der Gassenvoigt mir grosse,  
Dass ich Sehnsuchtstränen wollte  
Trocknen mit dem Taschentuch,  
Das mein Nachbar bei sich trug.

„Und nach frommer Häschersitte  
Nahm man still mich in die Mitte,  
Und das Buchthaus, heilig groß,  
Schloß mir auf den Mutter schoß.

„Schwiegend süß in Liebessinnen,  
Saß ich dort beim Wollespinnen,  
Bis Rinaldos Schatten kam  
Und die Seele mit sich nahm.“

Da lachten die Geister im lustigen Chor;  
Geschninkt und gepützt trat ein Dritter hervor:

„Ich war ein König der Bretter,  
Und spielte das Liebhabersfach,  
Ich brüllte manch wildes: „Ihr Götter!“  
Und seufzte manch zärtliches: „Ach!“

„Den Mortimer spielt' ich am besten,  
Maria war immer so schön!  
Doch troß der natürlichen Gesten,  
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

„Einst, als ich verzweifelnd am Ende  
 „Maria, du Heilige!“ rief,  
 Da nahm ich den Dolch behende  
 Und stach mich ein bischen zu tief.“

Da lachten die Geister im lustigen Chor:  
 Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

„Vom Katheder schwachte herab der Professor,  
 Er schwachte, und ich schlief gut dabei ein;  
 Doch hätt' mir's behagt viel tausendmal besser  
 Bei seinem holdseligen Töchterlein.

„Sie hat mir oft zärtlich am Fenster genidet,  
 Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!  
 Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflückt  
 Vom dünnen Phälistier, dem reichen Wicht.

„Da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken,  
 Und mischte mir Teufelskraut in den Wein,  
 Und hab' mit dem Tode Schmollis getrunken,  
 Der sprach: „Fiducit, ich heiße Freund Hein!“

Da lachten die Geister im lustigen Chor;  
 Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

„Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein  
 Mit dem Töchterchen sein und dem Edelstein.  
 Was schert mich, du Gräflein, dein Edelstein?  
 Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

„Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,  
 Und der Graf besoldte viel Dienertroß.  
 Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß? —  
 Ich stieg getrost auf die Leiterproß'.

„In Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost.  
 Da hör' ich es unten fluchen erbost:  
 „Sein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,  
 Ich liebe ja auch das Edelstein.“

„So spöttelt der Graf und erfassst mich gar.  
 Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.  
 „Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;  
 Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

„Du bist kein Geist, du bist kein Ruh.  
Du mühst mir immer die Seele zuwirken;  
Wie die Sonne kann, du mündest sie an;  
Du ließest Söhne und sie sterben.“

Da lachten die Geister im lustigen Odor:  
Der Rabe in der Fichte war ein Sehner bewor.

„Zum Seehaus trug mich Siebenstern;  
Ich schaute darüber, die Fichte im Forn.  
Die Fichtenzweige wund vom Sehnen berad.  
Der Rabe rief: „Rööö — ab! Rööö — ab!“

„Ich wußt' ich doch ein Lämmchen war,  
Ich freud' es meinem Sieb nach Forn.  
So dankt' ich und in Furcht und Strand  
Schnell raus' und hier mein Jägerung.“

„Was fröer dort? was schmückt jetzt?  
Zwei Turteltaubchen mögen's sein.  
Ich schlaudi herbei — Den Fuchs gekräumt, —  
Sieh du! mein eignes Lied ich raud.“

„Das war mein Lämmchen, meine Freut,  
Ein fremder Rauh kommt sie traut, —  
Rauh, alter Schätz, trete gut!  
Da lag der fremde Rauh im Blut.“

„Bald draußen ein Zug mit Henderbrotte —  
Ich ißt' dabei als Hauptperson —  
Den Wald durchzog. Vom Baum herab  
Der Rabe rief: „Rööö — ab! Rööö — ab!“

Da lachten die Geister im lustigen Odor:  
Da trat der Zwielmann selber hervor:

„Ich hab' mal ein Liedchen gekräumt.  
Das schöne Lied ist aus:  
Wenn das Herz im Leibe zertrümmert,  
Dann gehen die Lieder nach Forn.“

„Und das tolle Gelächter noch dorweil erdede:  
Und die bleiche Schar im Kreide idweidet:  
Da scholl vom Kirchturm „Eins“ berad.  
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grud.“

## 9. 1)

Der Traumgott brach' mich in ein Riesenfchloß,  
 Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,  
 Und bunte Menschenwoge sich ergoß  
 Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.  
 Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß  
 Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.  
 Jungfrau und Ritter ragen aus der Menge,  
 Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh' ich ganz allein, und seh',  
 Und staun', wie schnell die Menge kommt' verschwinden,  
 Und wandre fort allein, und eil', und geh'  
 Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.  
 Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,  
 Verzweifl' ich fast, den Ausgang je zu finden.  
 Da komm' ich endlich an das letzte Thor;  
 Ich will hinaus — o Gott, wer steht davor!

Es war die Liebste, die am Thore stand,  
 Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne,  
 Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;  
 Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.  
 Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,  
 Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.  
 Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,  
 Und doch so liebenvoll, erwachte ich.

## 10.

Nacht lag auf meinen Augen,  
 Blei lag auf meinem Mund,  
 Mit starrem Hirn und Herzen  
 Lag ich ich im Grabesgrund.

1) Im „Gesellschafter“ 1822, Nr. 20 waren dies Gedicht und das folgende unter der Überschrift „Zwei Traumbilder“ vereinigt und mit folgender Anmerkung des Dichters abgebrückt:

„Von vielen Seiten ist mir angebietet worden, daß bei dem Enclus „Traumbilder“, der in meinen, in der Maurer'schen Buchhandlung erschienenen Gedichten erhalten ist, eine Lücke fühlbar sei, und ein Neuentent bemerkte sehr wohlwollend, daß diese vielleicht durch eine so strenge Sichtung entstanden sein möge. Was diese strenge Sichtung betrifft, so weiß ich leider nur zu gut, daß es damit nicht so ganz richtig ist, und daß sich im Gegentheil viel Unrethes und Unregelmäßiges in meine Sammlung eingeschlichen hat. Die nachsichtige Willke, womit man Dieses umschleiert, macht es mir zur Pflicht, wenigstens die angebete Lücke durch obige zwei Traumbilder zu füllen. Letztere wären zwischen dem achtten und neunten Traumbilde einzuschalten.“ H. H.“

Wie lang', kann ich nicht sagen,  
Dass ich geschlafen hab',  
Ich wachte auf und hörte,  
Wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht auffstehn, Heinrich?  
Der ew'ge Tag bricht an;  
Die Toten sind erstanden,  
Die ew'ge Lust begann.“

Mein Lieb, ich kann nicht auffstehn,  
Bin ja noch immer blind;  
Durch Weinen meine Augen  
Gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,  
Vom Auge fort die Nacht;  
Die Engel sollst du schauen,  
Und auch des Himmels Pracht.“

Mein Lieb, ich kann nicht auffstehn,  
Noch blutet's immerfort,  
Wo du ins Herz mich stachest  
Mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg' ich, Heinrich,  
Dir meine Hand aufs Herz;  
Dann wird es nicht mehr bluten,  
Geheilt ist all sein Schmerz.“

Mein Lieb, ich kann nicht auffstehn,  
Es blutet auch mein Haupt;  
Hab' ja hineingeschossen,  
Als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,  
Stopf' ich des Hauptes Wund,  
Und dräng' zurück den Blutstrom  
Und mache dein Haupt gesund.“

Es bat so sanft, so lieblich,  
Ich konnt' nicht widerstehn;

Ich wollte mich erheben  
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,  
Da stürzt' mit wilder Macht  
Aus Kopf und Brust der Blutstrom,  
Und sieh! — ich bin erwacht.

11.<sup>1)</sup>

Ich lag und schließ, und schließ recht mild,  
Verscheucht war Gram und Leid;  
Da kam zu mir ein Traumgebild,  
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,  
Und heimlich wunderbar;  
Im Auge schwamm es perlengleich,  
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt  
Die marmorblasse Maid,  
Und an mein Herz sich niederlegt  
Die marmorblasse Maid.<sup>2)</sup>

Wie hebt und pocht vor Weh und Lust  
Mein Herz und brennet heiß!  
Nicht hebt, nicht pocht der Schönen Brust,  
Die ist so kalt wie Eis.

„Nicht hebt, nicht pocht wohl meine Brust,  
Die ist wie Eis so kalt;  
Doch kenn' auch ich der Liebe Lust,  
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Rot auf Mund und Wang',  
Mein Herz durchströmt kein Blut;  
Doch sträube dich nicht schaudernd bang,  
Ich bin dir hold und gut.“

1) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Die Blasse“.

2) In der ältesten Fassung folgt hier diese Strophe:

Wild küßt sie und umschlingt sie mich,  
Die Brust so weiß wie Schnee,  
Bedeckt mich lieb und inniglich, —  
Mir war so wohl, so weh.

Und wilder noch umschlang sie mich,  
Und that mir fast ein Leid;  
Da kräht der Hahn — und stumm entwich  
Die marmorblasse Maid.

12.<sup>1)</sup>

Da hab' ich viel' blassé Leichen  
Beschnoren mit Wortesmacht;  
Sie wollen nun nicht mehr weichen  
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister  
Vergaß ich vor Schauer und Graus;  
Nun ziehn die eignen Geister  
Mich selber ins nebligste Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!  
Laßt ab, und drängt mich nicht!  
Noch manche Freude mag wohnen  
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben  
Nach der Blume, wunderholt;  
Was bedeutet' mein ganzes Leben,  
Wenn ich sie nicht lieben sollt'?

Ich möcht' sie nur einmal umfangen  
Und pressen ans glühende Herz!  
Nur einmal auf Lippen und Wangen  
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde  
Möcht' ich hören ein liebendes Wort, —  
Als dann wollt' ich folgen zur Stunde  
Euch, Geister, zum finsternen Ort.

Die Geister haben's vernommen,  
Und nicken schauerlich.  
Heinsliebchen, nun bin ich gekommen; —  
Heinsliebchen, liebst du mich?

1) In den „Gedichten“ mit der Überschrift „Das Erwachen“.  
Heine. I.

Deutschland.<sup>1)</sup>

Ein Traum.

Sohn der Thorheit! träume immer,  
 Wenn dir's Herz im Busen schwilzt;  
 Doch im Leben suche nimmer  
 Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönern Tagen  
 Auf dem höchsten Berg am Rhein;  
 Deutschlands Gauen vor mir lagen  
 Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen  
 Wilde Zaubermeleidein;  
 Süße Ahnungsschauer zogen  
 Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt beim Sang der Wogen,  
 Klingt viel andre Melodei:  
 Schöner Traum ist längst verslogen,  
 Schöner Wahn brach längst entzwei.

Schau' ich jetzt von meinem Berge  
 In das deutsche Land hinab:  
 Seh' ich nur ein Völklein Zwerge  
 Kriechend auf der Riesen Grab.<sup>2)</sup>

Mutterföhnhchen gehn in Seide,  
 Nennen sich des Volkes Kern,  
 Schurken tragen Chrygeschmeide,  
 Söldner brüsten sich als Herrn.

1) Im „Zuschauer“, 1822, Nr. 8 zuerst abgebracht.

2) Im Originalmanuskript folgen hier noch diese drei Strophen:

Sieh' ich jetzt den goldenen Frieden,	Narren hör' ich jene schelten,
Den das deutsche Blut ersiegt,	Die dem Feind in wilder Schlacht
Seh' ich nur die Kette schmieden,	Kühn die Brust entgegentstellen,
Die den deutschen Norden biegt.	Opfernd selbst sich dargebracht.

Der Schande! Jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Der Wunden heil' ge Narben
Deckt ein großes Bettlerkleid!

Nur ein Spottbild auf die Ahnen  
Ist das Volk im deutschen Kleid;  
Denn die alten Röde mahnen  
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend  
Brunklos gingen Hand in Hand,  
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend  
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen  
Modeseufzer vorgelügt;  
Wo kein witziges Despötzchen  
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide  
Und Notarienakte war;  
Wo ein Mann im Eisenkleide,  
Und ein Herz im Marine war. —

Unsre Gartenbeete hegen  
Tausend Blumen wundersein,  
Schwelgend in des Bodens Segen,  
Lind umspielt vom Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume  
Blüht in unsren Gärten nie,  
Sie, die einst im Altertume  
Selbst auf fels'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesveste  
Männer mit der Eisenhand  
Pflegten als der Blumen beste —  
Gästlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer, steige nimmer  
Nach der hohen Burg hinan,  
Statt der gästlich warmen Zimmer,  
Kalte Wände dich empfah'n.

Von dem Wartturm bläst kein Wächter,  
Keine Fallbrück' rollt herab;

Denn der Burgherr und der Wächter  
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen  
Auch die Frauen minneholt;  
Wahrlich hegen solche Truhen  
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte  
Wie von Minnesängerhauch;  
Denn in diese heil'gen Grüfte  
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich,  
Denn sie blühen wie der Mai,  
Lieben auch und üben fleißig  
Tanzen, Sticken, Malerei;

Singen auch mit süßen Reimen  
Von der alten Lieb' und Treu',  
Freilich zweifelnd im Geheimen,  
Ob das Märchen möglich sei?

Unsre Mütter einst erkannten,  
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,  
Dass den schönsten der Demanten  
Oft der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen  
Sind die klugen Töchterlein;  
Denn die Frau'n in unsren Tagen  
Lieben auch die Edelstein'.

Traum der Freundschaft — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrschen

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Fort, ihr Bilder schön'er Tage!  
Weicht zurück in eure Nacht!  
Weckt nicht mehr die eitle Klage  
Um die Zeit, die uns versagt!

## Lieder.

1. 2)

Die du bist so schön und rein  
Wunnevolles Maggedein<sup>3)</sup> ),  
Deinem Dienste ganz allein  
Möcht' ich wohl mein Leben weihen.

Deine süßen Äugelein  
Glänzen mild wie Mondesschein;  
Helle Rosenlichter streun  
Deine roten Wänglein.

Und aus deinem Mündchen klein  
Blinkt's hervor wie Perlenreih'n;  
Doch den schönsten Edelstein  
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,  
Was mir drang ins Herz hinein,  
Als ich weiland schaute dein,  
Wunnevolles Magedein!

1) Friedrich Steinmann hat, als er dies Gedicht in seinen „Musenalmanach“ 1843 aufgenommen, diese drei Strophen recht ungefähr in eine zusammengezogen, mit der das Gedicht in allen bisherigen Ausgaben abgebrutt war.

2) Ursprünglich „Minnegruß“ überschrieben.

3) Für „wundervolles Mägdelein“. Wie die Romantiker liebte es auch Heine, durch geläufigste Altärtümlichkeit der Sprache eine Wirkung hervorzubringen.

2. 1)

Einsam klag' ich meine Leiden  
 Im vertrauten Schöß der Nacht;  
 Frohe Menschen muß ich meiden,  
 Fliehen scheu, wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Thränen,  
 Fließen immer, fließen still;  
 Doch des Herzens brennend Sehnen  
 Keine Thräne lösch' will.

Einst, ein lachend muntrer Knabe,  
 Spielt' ich manches schöne Spiel,  
 Freute mich der Lebensgabe,  
 Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,  
 Wo viel' bunte Blumen blühn,  
 Wo mein Tagwerk Blumen warten,  
 Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue  
 Sah ich Bächlein fließen mild;  
 Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,  
 Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,  
 Seit mein Auge sie gesehn;  
 Heimlich weh ist mir geworden,  
 Wundersam ist mir geschehn.

Tief im Herzen hegt' ich lange  
 Englein stiller Friedensruh;  
 Diese flohen zitternd, bange  
 Ihrer Sternenheimat zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüstert,  
 Schatten drohen feindlich grimm;  
 Und im Busen heimlich flüstert  
 Eine eigen fremde Stimm'.

1) Ursprünglich „Minnelage“ übergeschrieben.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden  
Steigen auf mit wilder Wut,  
Und in meinen Eingeweiden  
Bhret eine fremde Glut.

Aber daß in' meinem Herzen  
Flammen wühlen sonder Ruh,  
Dß ich sterbe hin vor Schmerzen —  
Minne, sieh! Das thatest du!

3. <sup>1)</sup>

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,  
Durchwandelt die Lindenreih';  
Ich aber, ich wandle, daß Gott erbarm'!  
Ganz mutterseel-allein.

Mein Herz wird beengt, meine Auge wird trüb,  
Wenn ein andrer mit Liebchen sich freut.  
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,  
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',  
Ich trage nicht länger die Bein,  
Ich schmäre mein Bündlein und greife den Stab,  
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',  
Bis ich komm' an die große Stadt;  
Sie prangt an eines Stromes Mund,  
Drei keckliche Türme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,  
Da harret Freude mein;  
Da kann ich wandeln, Feinsliebchen am Arm,  
Durch die duftigen Lindenreih'.

4. <sup>2)</sup>

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,  
Dann geht das Herz mir auf;

1) Ursprünglich „Sehnsucht“ betitelt.

2) Im „Musenalmanach“ von Fr. Steinmann (Münster 1843) veröffentlicht.

Dann bin ich reich in meinem Sinn,  
Ich biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß  
Aus ihrem Schwanenarm,  
Dann schwindet all mein Übersuß,  
Und ich bin bettelarm.

5.<sup>1)</sup>

Morgens steh' ich auf und frage:  
Kommt Freinsiebchen heut?  
Abends sink' ich hin und klage:  
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer  
Lieg' ich schlaflos, wach;  
Träumend, wie im halben Schlummer,  
Wandle ich bei Tag.

6.<sup>2)</sup>

Es treibt mich hin, es treibt mich her!  
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,  
Sie selber, die schönste der schönen Jungfrauen; —  
Du treues Herz, was pochst du so schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!  
Schleppen sich behaglich träge,  
Schleichen gähnend ihre Wege;  
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!  
Aber wohl niemals liebten die Horen; —  
Heimlich im grausamen Bunde verschworen,  
Spotten sie tüchtig der Liebenden Haß.

7.<sup>3)</sup>

Ich wandelte unter den Bäumen  
Mit meinem Gram allein;

1) Ursprünglich „Erwartung“ überschrieben.

2) Aus „Hamburgs Wächter“, 1817, Nr. 33 mit der Überschrift: „Die Stunden“.

3) Ursprünglich „Liebe“ betitelt.

Da kam das alte Träumen,  
Und schlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,  
Ihr Böglein in lustiger Höh?  
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,  
Dann thut es noch einmal so weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,  
Die sang es immerfort,  
Da haben wir Böglein gefangen  
Das hübsche, goldene Wort.“

Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,  
Ihr Böglein wunderschau;  
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,  
Ich aber niemanden trau'.

8.<sup>1)</sup>

Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herz mein; —  
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?  
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,  
Der zimmert mir einen Totensarg.

Es hämmert und klopft bei Tag und bei Nacht;  
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.  
Ach, sputet euch, Meister Zimmermann,  
Damit ich halde schlafen kann!

9.<sup>2)</sup>

Ich wollte, meine Lieder  
Das wären Blümlein:  
Ich schickte sie zu riechen  
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder  
Das wären Küsse fein:  
Ich schick' sie heimlich alle  
Nach Liebchens Wänglein.

1) In „Hamburgs Wächter“, 1817. Nr. 33 unter dem Titel: „Der Zimmermann“

2) Aus Steinmanns „Musenalmanach“ auf 1843.

Ich wollte, meine Lieder  
Das wären Erbsen klein:  
Ich koch' eine Erbsensuppe,  
Die sollte köstlich sein.

10.<sup>1)</sup>

In Vaters Garten heimlich steht  
Ein Blümchen, traurig und bleich;  
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,  
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.  
Die bleiche Blume schaut  
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:  
„Lieb Brüderchen, pflücke mich!“  
Zu Blümchen sprech' ich: Das thu' ich nicht,  
Ich pflücke nimmermehr dich.  
Ich such' mit Müh' und Not  
Die Blume purpurrot.

Bleich Blümchen spricht: „Such hin, such her  
Bis an deinen kühlen Tod,  
Du suchst umsonst, findest nimmermehr  
Die Blume purpurrot.  
Mich aber pflücken thu,  
Ich bin so frank wie du.“

So lispelet bleich Blümchen und bittet sehr —  
Da zag' ich und pflück' ich es schnell.  
Und plötzlich blutet mein Herz nicht mehr,  
Mein inneres Auge wird hell.  
In meine wunde Brust  
Kommt stille Engellust.

11.<sup>2)</sup>

Schöne Wiege meiner Leiden,  
Schönes Grabmal meiner Ruh,  
Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —  
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

1) Ursprünglich „Die weiße Blume“ überschrieben.

2) Ursprünglich „Lebewohl“ überschrieben.

Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,  
Wo da wandelt Liebchen traut;  
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,  
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt' ich dich doch nie gesehen,  
Schöne Herzensekönigin!  
Nimmer wär' es dann geschehen,  
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herz rühren,  
Liebe hab' ich nie ersleht;  
Nur ein stilles Leben führen  
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,  
Bittere Worte spricht dein Mund;  
Wahnfink wühlt in meinen Sinnen,  
Und mein Herz ist frank und wund.

Und die Glieder matt und träge  
Schlepp' ich fort am Wanderstab,  
Bis mein müdes Haupt ich lege  
Ferne in ein kühles Grab.

12.<sup>1)</sup>

Warte, warte, wilder Schiffsmann,  
Gleich folg' ich zum Hafen dir;  
Von zwei Jungfrauen nehm' ich Abschied,  
Von Europa und von ihr.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,  
Blutquell, brich aus meinem Leib,  
Daß ich mit dem heißen Blute  
Meine Schmerzen niederschreib'.

Ei, mein Lieb, warum just heute  
Schauderst du, mein Blut zu sehn?  
Sahst mich bleich und herzeblutend  
Lange Jahre vor dir stehn!

1) Ursprünglich „Absahrt“ betitelt.

17.<sup>1)</sup>

Wenn junge Herzen brechen,  
 So lachen drob die Sterne,  
 Sie lachen und sie sprechen  
 Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben  
 Sich zwar mit vollen Seelen,  
 Und müssen sich doch betrüben,  
 Und gar zu Tode quälen.“

„Wir haben nie empfunden  
 Die Liebe, die so verderblich  
 Den armen Menschen drunten;  
 Drum sind wir auch unsterblich.“

18.

Jegliche Gestalt bekleidend,  
 Bin ich stets in deiner Nähe,  
 Aber immer bin ich leidend,  
 Und du thust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten  
 Wandelnd in des Sommers Tagen,  
 Einen Schmetterling zertreten —  
 Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,  
 Und mit kindischem Behagen  
 Sie entblätterst und zerstückest —  
 Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen  
 Böse Dornen einmal wagen  
 In die Finger dich zu stechen —  
 Hörst du mich nicht leise klagen?

1) Die nachfolgenden Lieder sind aus Heines Nachlaß in den „Lebten Gedanken und Gedichten“ 1869 veröffentlicht worden.

Hörst du nicht die Klagetöne  
Selbst im Ton der eignen Kehle?  
In der Nacht seufz' ich und stöhne  
Aus der Tiefe deiner Seele.

19. <sup>1)</sup>

Die Wälder und Felder grünen,  
Es trillert die Verch' in der Luft,  
Der Frühling ist erschienen  
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Verchengesang erweicht mir  
Das winterlich starre Gemüt,  
Und aus dem Herzen steigt mir  
Ein trauriges Klagelied.

Die Verche trillert gar feine:  
„Was singst du so trüb und bang?“  
Das ist ein Liedchen, o Kleine,  
Das sing' ich schon Jahre lang!

Das sing' ich im grünen Haine  
Das Herz von Gram beschwert;  
Schon deine Großmutter, o Kleine,  
Hat dieses Lied gehört!

20. <sup>2)</sup>

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,  
Und dacht' an sie die halbe Nacht.  
Und als ich fest im Schlafe lag,  
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Rose,  
Und sitzt so ruhig, still beglückt.  
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,  
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

1) Aus der von J. B. Rousseau herausgegebenen „Agrippina“ 1824, Nr. 89.

2) Aus dem Taschenbuch „Aurora“ (Mannheim 1823) S. 166.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,  
Warum ich traurig vor ihr steh'.  
„Was ist so blaß dein Angesicht,  
Heinrich, sag mir's, wo thut's dir weh?“

„Sie schaut so sanft und staunt, daß ich  
Still weinend ihr ins Auge seh'.  
„Was weinest du so bitterlich,  
Heinrich, sag mir's, wer thut dir weh?“

Sie schaut mich an mit milder Ruh',  
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.  
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist du,  
Und in der Brust da sitzt das Weh.“

Da steht sie auf, und legt die Hand  
Mir auf die Brust ganz feierlich;  
Und plötzlich all mein Weh verschwand,  
Und heitern Sinns erwachte ich.

21.<sup>1)</sup>)

Ich will mich im grünen Wald ergehn,  
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;  
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,  
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,  
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,  
Und Vögelgesänge hör' ich nicht klingen.

## 22.

Wir wollen jetzt Frieden machen,  
Ihr lieben Blümlein.  
Wir wollen schwazzen und lachen  
Und wollen uns wieder freu'n.

Du weißes Marienglöckchen,  
Du Rose mit rotem Gesicht.  
Du Nelke mit bunten Fleckchen,  
Du blaues Vergißmeinnicht!

1) Dieses und das folgende Gedicht sind aus dem Nachlaß.

Kommt her, ihr Blumen, jede  
Soll mir willkommen sein —  
Nur mit der schlimmen Resede  
Lass' ich mich nicht mehr ein.

23.<sup>1)</sup>

Es fasst mich wieder der alte Mut,  
Mir ist, als jagt' ich zu Ross'e,  
Und jagte wieder mit liebender Glut  
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es fasst mich wieder der alte Muth,  
Mir ist, als jagt' ich zu Ross'e,  
Und jagte zum Streite mit hassender Wut,  
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,  
Die Wälder und Felder fliegen!  
Mein Kampfgenosß und mein schönes Kind,  
Sie müssen beide erliegen.

## 24.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,  
Und hab' doch nichts ausgerichtet;  
Bin in Harmonien geschwommen,  
Und bin doch zu nichts gekommen.

## 25.

Dah' ich dich liebe, o Möpschen,  
Das ist dir wohlbekannt,  
Wenn ich mit Zucker dich füttre,  
So lebst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,  
Und willst nicht scheinen mehr;  
All meine übrigen Freunde  
Verstellen sich zu sehr.

1) Aus der „Agrippina“ I. 89. und 90. Ebenso die beiden folgenden Gedichte.  
Heine. I.

26.<sup>1)</sup>

Gewiß, gewiß, der Rat wär' gut,  
Hätt' Unsereins kein junges Blut.  
Wir trinken aus, wir schenken ein,  
Wir klopfen an, sie ruft herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,  
Die Andre hat uns zugeneckt,  
Und wird uns hier das Weinglas leer,  
Ci nun; es wächst am Rheine mehr!

27.<sup>2)</sup>

Lieben und Hassen, Hassen und Lieben  
Ist alles über mich hingegangen;  
Doch blieb von allem nichts an mir hangen,  
Ich bin der Allerselbe geblieben.

Zum Polterabend.<sup>3)</sup>

## 1.

Mit deinen großen, allwissenden Augen  
Schauft du mich an, und du hast Recht:  
Wie könnten wir zusammen taugen,  
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,  
Und Spottgeschenke bring' ich dar  
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,  
Und ach! sogar aufrichtig war.

## 2.

O, du kanntest Koch und Küche,  
Koch und Schliche, Thür und Thor!  
Wo wir nur zusammen strebten,  
Kamst du immer mir zuvor.

1) Aus dem Nachlaß.

2) Aus der „Agrippina“, 1824, Nr. 90.

3) Aus Heines Nachlaß.

Heute heiratest du mein Mädchen,  
Teurer Freund, Das wird zu toll —  
Toller ist es nur, daß ich dir  
Dazu gratulieren soll!

## 3.

„O, die Liebe macht uns selig,  
O, die Liebe macht uns reich!“  
Also singt man tausendfach  
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,  
Und sie klingen, teurer Freund,  
Zubelnd dir im Herzen wieder,  
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit roten Bäckchen,  
Ihre Hand in deine legt,  
Und der Vater, mit den Säckchen,  
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,  
Linnen, Betten, Silberzeug —  
O, die Liebe macht uns selig,  
O, die Liebe macht uns reich!

## 4.

Der weite Boden ist überzogen  
Mit Blumendecken, der grüne Wald,  
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,  
Gefiederte Einzugsmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,  
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!  
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,  
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

## R o m a n z e n.

1.

Die Weihe.<sup>1)</sup>

Einsam in der Waldkapelle,  
 Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,  
 Lag ein frommer bleicher Knabe  
 Demutsvoll dahingesunken.

„O Madonna! laß mich ewig  
 Hier auf dieser Schwelle knieen,  
 Wollest nimmer mich verstoßen  
 In die Welt, so kalt und sündig.

„O Madonna! sonnig wallen  
 Deines Hauptes Strahlenlocken;  
 Süßes Lächeln mild umspielt  
 Deines Mundes heil'ge Rosen.

„O Madonna! deine Augen  
 Leuchten mir wie Sternenlichter;  
 Lebensschifflein treibet irre,  
 Sternlein leiten ewig sicher.

„O Madonna! sonder Wanken  
 Trug ich deine Schmerzenprüfung,  
 Frommer Minne blind vertrauend,  
 Nur in deinen Glüten glühend.

„O Madonna! hör' mich heute,  
 Gnadenvolle, wunderreiche,  
 Spende mir ein Huldeszeichen,  
 Nur ein leises Huldeszeichen!“

Da thät sich ein schauerlich Wunder befunden,  
 Wald und Kapell' sind auf einmal verschwunden,  
 Knabe nicht wußte, wie ihm geschehn,  
 Hat alles auf einmal umwandelt gefehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,  
 Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;

1) Aus „Hamburgs Bächter“, 1817, Nr. 17.

Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,  
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte  
Sie selber sich eine Locke rauhte,  
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:  
„Nimm hin deinen besten Erdenlohn!“

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?  
Sahst du nicht die Farben wogen  
Flammig an der Himmelsbläue?  
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,  
Schlagen rauschend mit den Schwingen,  
Flüstern wundersame Lieder,  
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,  
Was mit Sehnsuchtsglut ihn ziehet  
Fort und fort nach jenen Länden,  
Wo die Myrte ewig blühet.

## 2.

## Der Träurige.

Allen thut es weh im Herzen,  
Die den bleichen Knaben sehn,  
Dem die Leiden, dem die Schmerzen  
Aufs Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüste fächeln  
Kühlung seines heißen Stirn;  
Lübung möcht' ins Herz ihm lächeln  
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter  
Flüchtet er sich nach dem Wald.  
Lustig rauschen dort die Blätter,  
Lustiger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,  
Traurig rauschet Baum und Blatt,  
Wenn der Träurige dem Walde  
Langsam sich genähert hat.

## 3.

## Bergstimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht  
 Im traurig stillen Trab:  
 „Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,  
 Oder zieh' ich ins dunkle Grab?“  
 Die Bergstimm' Antwort gab:  
 „Ins dunkle Grab!“

Und weiter reitet der Reitersmann,  
 Und seufzet schwer dazu:  
 „So zieh' ich denn hin ins Grab so früh, —  
 Wohlan, im Grab ist Ruh'!“  
 Die Stimme sprach dazu:  
 „Im Grab ist Ruh'!“

Dem Reitersmann eine Thräne rollt  
 Von der Wange kummervoll:  
 „Und ist nur im Grabe die Ruhé für mich,  
 So ist mir im Grabe wohl.“  
 Die Stimm' erwidert hohl:  
 „Im Grabe wohl!“

## 4.

Zwei Brüder.<sup>1)</sup>

Oben auf der Bergesspitze  
 Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;  
 Doch im Thale leuchten Bliße,  
 Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten  
 Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.  
 Sprich, warum die Brüder rechten  
 Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken  
 Bündeten den Brüderstreit;  
 Beide glühen liebestrunken  
 Für die adlig holde Maid.

1) Ursprüngliche Überschrift: „Die Brüder“.

Welchem aber von den Beiden  
Wendet sich ihr Herze zu?  
Kein Ergrübeln kann's entscheiden, —  
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,  
Hieb' auf Hiebe niederkracht's.  
Hütet euch, ihr wilden Degen,  
Böses Blendwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!  
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!  
Beide Kämpfer stürzen nieder,  
Einer in des andern Stahl. —

Biel' Jahrhunderte verwehen,  
Biel' Geschlechter deckt das Grab;  
Traurig von des Berges Höhen  
Schaut das öde Schloß herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,  
Wandelt's heimlich, wunderbar;  
Wenn da kommt die zwölfe Stunde,  
Kämpfet dort das Brüderpaar.

## 5.

## Der arme Peter.

## I.

Der Hans und die Grete tanzen herum,  
Und jauchzen vor lauter Freude.  
Der Peter steht so still und stumm,  
Und ist so blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut,  
Und blißen im Hochzeitgeschmeide.  
Der arme Peter die Nägel kaut  
Und steht im Werkfestagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her,  
Und schaut betrübt auf Beide:  
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',  
Ich thät' mir was zu Leide.“

## II.

„In meiner Brust, da sitzt ein Weh,  
Das will die Brust zer sprengen;  
Und wo ich steh', und wo ich geh',  
Will's mich von hinten drängen.

„Es treibt mich nach der Liebsten Näh',  
Als könnt's die Grete heilen;  
Doch wenn ich Der ins Auge seh',  
Muß ich von hinten eilen.

„Ich steig' hinauf des Berges Höh',  
Dort ist man doch alleine;  
Und wenn ich still dort oben steh',  
Dann steh' ich still und weine.“

## III.

Der arme Peter wankt vorbei,  
Gar langsam, leichenbläß und scheu.  
Es bleiben fast, wenn sie ihn seh'n,  
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:  
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?“  
„Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,  
Der legt sich erst ins Grab hinein.“

Er hat verloren seinen Schatz,  
Drum ist das Grab der beste Platz,  
Wo er am besten liegen mag  
Und schlafen bis zum jüngsten Tag.

## 6.

Lied des Gefangenen.<sup>1)</sup>

Als meine Großmutter die Liese behext,  
Da wollten die Leut' sie verbrennen.  
Schon hatte der Amtmann viel Tinte verklebt,  
Doch wollte sie nicht bekennen.

1) In den „Gedichten“: „Vier des gefangenen Räubers“.

Und als man sie in den Kessel schob,  
Da schrie sie Mord und Wehe;  
Und als sich der schwarze Qualm erhob,  
Da flog sie als Rab' in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmutterlein!  
O komm mich im Turme besuchen!  
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,  
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmutterlein!  
O möchtest du nur sorgen,  
Dass die Mühme nicht auspicht die Augen mein,  
Wenn ich lustig schwebe morgen.

## 7.

Die Grenadiere.<sup>1)</sup>

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,  
Die waren in Russland gefangen.  
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,  
Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mör:  
Dass Frankreich verloren gegangen,  
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —  
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'  
Wohl ob der kläglichen Kunde.  
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,  
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,  
Auch ich möcht' mit dir sterben,  
Doch hab' ich Weib und Kind zu Hause,  
Die ohne mich verderben.““

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,  
Ich trage weit bessres Verlangen;

1) Nach Heines Angabe im Jahre 1816 gedichtet; nach der zuverlässigeren Mitteilung seines Freunden Josef Neunig ist das Gedicht jedoch erst im Sommer 1819 entstanden. Siehe darüber: „D. Heines Leben und Werke“ von Adolf Strodtmann, Bd. I. S. 57.

Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —  
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':  
Wenn ich jetzt sterben werde,  
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,  
Begrab mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am roten Band  
Sollst du aufs Herz mir legen;  
Die Flinte gieb mir in die Hand,  
Und gürt mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen still,  
Wie eine Schildwach, im Grabe,  
Bis einst ich höre Kanonengebrüll  
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,  
Biel' Schwerter klirren und blixzen;  
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —  
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!“

## 8.

## Die Botschaft.

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,  
Und wirf dich auf dein Roß,  
Und jage rasch durch Wald und Feld  
Nach König Duncans Schloß.

Dort schleiche in den Stall, und wart',  
Bis dich der Stallbub' schaut.  
Den forsch' mir aus: „Sprich, welche ist  
Von Duncans Töchtern Braut?“

Und spricht der Bub': „Die Braune ist's,“  
So bring mir schnell die Mär.  
Doch spricht der Bub': „Die Blonde ist's,“  
So eilt Das nicht so sehr.

Dann geh zum Meister Seiler hin,  
Und kauf' mir einen Strick,  
Und reite langsam, sprich kein Wort,  
Und bring' mir den zurück.

## 9.

## Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,  
 Du mußt mit mir wandern  
 Nach der lieben, alten, schaurigen Klaus'e,  
 In dem trüben, kalten, traurigen Hause,  
 Wo meine Mutter am Eingang lau'rt,  
 Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Läß ab von mir, du finstrer Mann!  
 Wer hat dich gerufen?  
 Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,  
 Dein Auge sprüht, deine Wang' ist weiß;  
 Ich aber will mich lustig freun  
 An Rosenduft und Sonnenschein.“

Läß duften die Rosen, läß scheinen die Sonn',  
 Mein süßes Liebchen!  
 Wirs um den weiten, weißwallenden Schleier,  
 Und greif' in die Saiten der schallenden Leier,  
 Und singe ein Hochzeitslied dabei;  
 Der Nachtwind pfeift die Melodei.

## 10.

Don Ramiro. <sup>1)</sup>)

„Donna Clara! Donna Clara!  
 Heißgeliebte langer Jahre!  
 Hast beschlossen mein Verderben,  
 Und beschlossen ohn' Erbarmen.

1) In „Hamburgs Wächter“, 1817, Nr. 25 mit der Überschrift „Die Romanze von Rodrigo“ und in der folgenden, zum Teil veränderten Fassung abgedruckt:

„Donna Clara, Donna Clara!  
 Heißgeliebte langer Jahre  
 Hast beschlossen mein Verderben,  
 Hast's beschlossen ohn' Erbarmen.

„Donna Clara, Donna Clara!  
 Ist doch süß die Lebensgabe!  
 Aber unten ist es grausig  
 In dem finstern, kalten Grabe.

„Donna Clara! freu' dich immer,  
 Morgen schon am Hochaltare  
 Wird Fernand dich Weil begrüßen —  
 Willst mich auch zur Hochzeit laden?“

„Don Rodrigo, Don Rodrigo!  
 Deine Worte treffen bitter;  
 Aber Vater drohet streng,  
 Richtig ist der Tochter Wille.

„Donna Clara! Donna Clara!  
Ist doch süß die Lebensgabe!  
Aber unten ist es grausig,  
In dem dunkeln, kalten Grabe.

„Donna Clara! Freu dich, morgen  
Wird Fernando am Altare  
Dich als Ehemahl begrüßen, —  
Wirst du mich zur Hochzeit laden?“

„Don Ramiro! Don Ramiro!  
Deine Worte treffen bitter,  
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,  
Die da spotteten meines Willens.

„Don Ramiro! Don Ramiro!  
Rütt'le ab den dumpfen Trübsinn;  
Mädchen giebt es viel auf Erden,  
Aber uns hat Gott geschieden.

„Don Ramiro, der du mutig  
So viel' Mohren überwunden,  
Überwinde nun dich selber, —  
Komm auf meine Hochzeit morgen.“

„Donna Clara! Donna Clara!  
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme!  
Will mit dir den Reihen tanzen;  
Gute Nacht, ich komme morgen.“

„Don Robrigo, Don Robrigo!  
Läß doch fahren die Verstübnis.  
Mädchen giebt es viel auf Erden,  
Aber uns hat Gott geschieden.

„Don Robrigo, Kühner Ritter,  
Sollst nur auch dich selbst besiegen,  
Sollst auf meine Hochzeit kommen —  
Deine teure Clara bittet!“

„Donna Clara, Donna Clara!  
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme!  
Will mit dir den Reihen tanzen.  
Gute Nacht, ich komme morgen!“

„Gute Nacht!“ — Das Fenster körzte,  
Seufzend stand Robrigo unten,  
Stand noch lange wie versteinert;  
Endlich schwand er fort im Dunkel. —

Endlich auch, nach langem Ringen  
Muß die Nacht dem Tage weichen.  
Wie ein blunter Blumengarten,  
Lag Toledo ausgebrettet.

Prachtgebäude und Paläste  
Schimmern hell im Glanz der Sonne;  
Und der Kirchen hohe Kuppeln  
Leuchten stattlich, wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienensummen  
Alle Feierglöden läuteten,  
Und entsteigen Betgesänge  
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!  
Dorten aus der Marktkapelle  
Bunte Volksmenge strömet  
Im Gewimmel und Gedränge.

„Gute Nacht!“ — Das Fenster klirrte.  
Seufzend stand Namiro unten,  
Stand noch lange wie versteinert;  
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,  
Muß die Nacht dem Tage weichen;  
Wie ein bunter Blumengarten  
Liegت Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste  
Schimmern hell im Glanz der Sonne;  
Und der Kirchen hohe Kuppeln  
Leuchten stattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,  
Klingt der Glocken Festgeläute,  
Lieblich steigen Betgesänge  
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!  
Dorten aus der Marktkapelle,  
Im Gewimmel und Gewoge,  
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,  
Hofgesinde, festlich blinkend,  
Und die hellen Glocken läuten,  
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,  
Festlich blinkend Hofgesinde,  
Und die Orgel ferne rauschet,  
Und die Glocken läuten immer.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,  
Schreitet stolz das junge Ehepaar,  
Donna Clara, schwarz verkleidet,  
Don Fernando, waffenglänzend.

Tausend Augen sind gerichtet,  
Tausend Stimmen Freude rufen:  
„Heil, Castiliens Mädchenonne,  
Und Castiliens Ritterblume!“

Bis an Bräutigams Palastthor  
Wälzt sich das Volkgewühle;  
Dort gefeiert wird die Hochzeit,  
Brunthast und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel  
Wechseln unter lautem Jubel;  
Wie im Rausche flöß'n die Stunden,  
Bis die Nacht herabgefunken.

Und zum Tanz sich versammeln  
Dort im Saal die Hochstättgäste,  
Alle funkeln buntbeleuchtet  
Von der Kerzen Lüchterheere.

Bräut'gam, wie ein Feuerkönig,  
Straigt im goldenen Purpurmantel;  
Clara, wie die Rose blühen,  
Folgt im weißen Brautgewande.

Auf erhobne Ehrenstöfe,  
Rings von Dienerschaft umwoget,  
Lieben beide droh sich nieder,  
Tauschten süße Liebesworte.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,  
In des Volles Mitte wandelt  
Das geschmückte junge Ehepaar,  
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palastthor  
Wälzelt sich das Volksgewühle;  
Dort beginnt die Hochzeitfeier,  
Brunhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel  
Wechselt unter lautem Jubel;  
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,  
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln  
In dem Saal die Hochzeitgäste;  
In dem Glanz der Lichter funkeln  
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen  
Braut und Bräutigam sich nieder,  
Donna Clara, Don Fernando,  
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter  
Die geschmückten Menschenwellen,  
Und die lauten Pauken wirbeln,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,  
Sind gerichtet deine Blicke  
Dorthin nach der Saaleseite?  
So verwundert sprach der Ritter.

Und im Saale dumpfes Brausen  
Bon der krausbewegten Menge;  
Und es wirbeln die Pauken,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,  
Sind gesetzet deine Blicke  
Dorthin nach der Saaleseite?  
So verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Hochgebüter,  
Dort den Mann im schwarzen Mantel?  
Und der Ritter huldig lächelt:  
„Ist ja nur ein blässer Schatten.“

Doch es nähert sich der Schatten,  
Und es war ein Mann im Mantel.  
Und Rodrigo nun erkennend,  
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,  
Munter sich die Tänzer drehen,  
Und es zitterte der Boden  
Von dem rauschenden Getöse.

„Wahrlich gerne, Don Rodrigo,  
Will ich dir zum Tanze folgen,  
Aber so im schwarzen Mantel  
Hättest du nicht kommen sollen.“

„Siehst du denn nicht, Don Fernando,  
Dort den Mann im schwarzen Mantel?“  
Und der Ritter lächelt freundlich:  
„Ach, das ist ja nur ein Schatten.“

Doch es nähert sich der Schatten,  
Und es war ein Mann im Mantel;  
Und Ramiro schnell erkennend,  
Grüßt' ihn Clara, glutbesangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,  
Munter drehen sich die Tänzer  
In des Walzers wilden Kreisen,  
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,  
Will ich dir zum Tanze folgen,  
Doch im nächtlich schwarzen Mantel  
Hättest du nicht kommen sollen.“

Mit durchbohrend stieren Augen  
Schaut Ramiro auf die Holde,  
Sie umschlingend spricht er düster:  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und ins wirre Tanzgetümmel  
Drängen sich die beiden Tänzer;  
Und die lauten Pauken wirbeln,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja schneeweiss deine Wangen!“  
Flüstert Clara, heimlich zitternd.  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Don Rodrigo starret finster,  
Wißt umschlang er schon die Holde:  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Hallen dumpfig seine Worte.

Und im dicht'sten Tanzgetümmel  
Drängten sich die beiden Tänzer,  
Und es donnerten die Pauken,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja schneeweiss deine Wangen!“  
Heimlich schauernd, Clara flüstert.  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Schnarret hohl die hei'sre Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln  
Durch das fluternde Gedränge,  
Und es wirbeln die Pauken,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!“  
Flüstert Clara, krampfig zitternd.  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Und sie treiben rasch hinunter.

„Löß mich, läß mich, Don Rodrigo!  
Heidenrausch ist ja dein Odem.“  
Don Rodrigos graue Worte  
Schallen schaurig im Gewoge.

Und im Saal die Kerzen blinzeln  
Durch das flutende Gedränge;  
Und die lauten Pauken wirbeln,  
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!““  
Flüstert Clara, schauerzuckend,  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!  
Leichenduft ist ja dein Odem!““  
Wiederum die dunkeln Worte:  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und der Boden raucht und glühet,  
Lustig tönet Geig' und Bratsche;  
Wie ein tolles Zauberweben  
Schwindelt alles in dem Saale.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!““  
Wimmert's immer im Gewoge.  
Don Ramiro stets erwidert:  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

„Nun, so geh, in Gottes Namen!““  
Clara rief's mit fester Stimme,  
Und dies Wort war kaum gesprochen,  
Und verschwunden war Ramiro.

Und der Boden glühend rauchte,  
Lustig fiebelten die Geiger;  
Wie ein tolles Zauberweben  
Schwindet alles im Getreisel.

„Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!““  
Clara äfft und sieht und wimmert.  
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“  
Grinset immer Don Rodrigo.

„Nun, so geh, in Gottes Namen!““  
Clara sprach's mit fester Stimme.  
Und dies Wort war kaum enthahen,  
Und verschwunden war Rodrigo.

Clara starret. Ihre Sinne  
Kaltumstirret, nachtumwohnen;  
Dhnacht hat das lichte Bildnis  
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,  
Endlich schlug sie auf die Wimper.  
Aber Staunen wollt' aufs neue  
Ihre schönen Augen schließen.

Denn sie saß noch wie zu Anfang,  
War auch nicht vom Sitz gewichen.  
Säß noch an der Bräut'gams Seite  
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?  
Sprich, was wird dein Aug' so dunkel?“  
„Und Rodrigo?“ — — schaudert Clara.  
Und Entsezen lähmt die Zunge.

Aber tief, ernste Falten  
Lagern sich auf Bräut'gams Stirne:  
„Herrin, forsch' nicht blut'ge Künste, —  
Heute Mittag starb Rodrigo!“

Clara starret, Tod im Antlitz,  
Kultumflirret, nachtumwohen;  
Dhnmacht hat das lichte Bildnis  
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,  
Endlich schlägt sie auf die Wimper;  
Aber Staunen will aufs neue  
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,  
War sie nicht vom Sitz gewichen,  
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam,  
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleicht deine Wangen?  
Warum wird dein Aug so dunkel? —“  
„Und Ramiro? — —“ stottert Clara,  
Und Entsezen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten  
Furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirne:  
„Herrin, forsch nicht blut'ge Kunde, —  
Heute Mittag starb Ramiro.“

## 11.

Belsazer.<sup>1)</sup>

Die Mitternacht zog näher schon;  
In stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß  
Da slackert's, da lärm't des Königs Troß.

Dort oben in dem Königsaal,  
Belsazer hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,  
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

1) Nach einer Mitteilung Heines ist dieses eines seiner ersten Gedichte gewesen. Die Anregung hierzu verdanke er einer hebräischen Legende aus der Hagada der jüdischen Sternacht, deren Refrain lautet: „Wajhi bechazi halajla!“ („Und es war um Mitternacht!“) Der Vorgang selbst wird in der Bibel (Daniel V., 1—29) erzählt.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';  
 So klang es dem störrigen Könige recht.  
 Des Königs Wangen leuchten Glut;  
 Im Wein erwuchs ihm lecker Mut.  
 Und blindlings reißt der Mut ihn fort;  
 Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.  
 Und er brüstet sich frech, und lästert wild!  
 Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.  
 Der König rief mit stolzem Blick;  
 Der Diener eilt und kehrt zurück.  
 Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;  
 Das war aus dem Tempel Zehovahs geraubt.  
 Und der König ergriff mit frevler Hand  
 Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.  
 Und er leert ihn hastig bis auf den Grund  
 Und rufet laut mit schäumendem Mund:  
 „Zehovah! dir künd' ich auf ewig Höhn, —  
 Ich bin der König von Babylon!“  
 Doch kaum das grause Wort verklang,  
 Dem König ward's heimlich im Busen bang.  
 Das gellende Lachen verstummte zumal;  
 Es wurde leichenstill im Saal.  
 Und sieh! und sieh! an weißer Wand  
 Da kam's hervor, wie Menschenhand;  
 Und schrieb, und schrieb an weißer Wand  
 Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.  
 Der König stieren Blicks da saß,  
 Mit schlitternden Knen und totenbläß.  
 Die Knechtenschar saß fast durchgraut,  
 Und saß gar still, gab keinen Laut.  
 Die Magier kamen, doch keiner verstand  
 Zu deuten die Flammenchrift an der Wand.  
 Belsazer ward aber in selbiger Nacht  
 Von seinen Knechten umgebracht.

## 12.

Die Minnesänger.<sup>1)</sup>

Zu dem Wettgesange schreiten  
Minnesänger jetzt herbei;  
Ei, das giebt ein seltsam Streiten,  
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,  
Ist des Minnesängers Pferd,  
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,  
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter  
Vom betepichten Balkon,  
Doch die Rechte ist nicht drunter  
Mit der rechten Vorbeerkron'.

Andre Leute, wenn sie springen  
In die Schranken, sind gesund;  
Doch wir Minnesänger bringen  
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet  
Liederblut aus Herzensgrund,  
Der ist Sieger, der erringt  
Bestes Lob aus schönstem Mund.

## 13.

Ständchen eines Mauren.<sup>2)</sup>

Meiner schlafenden Zuleima  
Rinnt aufs Herz, ihr Thränentropfen;

1) Aus dem „Gesellschafter“, 1821, Nr. 75.

2) „Gesellschafter“, 1821, Nr. 108. — Die nachfolgende spätere Umarbeitung des Gedichtes wurde zuerst in Nr. 36 der Wiener „Sonntagsblätter“ vom 5. September 1847 abgedruckt:

## Der sterbende Almansor.

Auf die schlafende Zuleima Fallen Thränen, glühend heiße;	Und sie seufzt schwer im Traume, Und das Herzchen hör' ich klopfen.
Meiner Thränen Flut benecket Ihre Hand, die schwankenweiße.	Ach! der Schmerz ist stumm geboren, Ohne Junge in dem Munde,
Auf die schlafende Zuleima Fällt mein Blut in roten Tropfen;	Hat nur Thränen, hat nur Blut, Blut aus tiefer Todeswunde.

Dann wird ja das süße Herzchen  
Sehnsuchtsvoll nach Abdul klopfen.

Meiner schlafenden Guleima  
Spielt ums Ohr, ihr Seufzer trübe;  
Dann träumt ja das blonde Köpfchen  
Heimlich süß von Abduls Liebe.

Meiner schlafenden Guleima  
Ström' aufs Händchen, Herzblutquelle;  
Dann trägt ja ihr süßes Händchen  
Abduls Herzblut, rot und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,  
Ohne Zunge in dem Munde,  
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,  
Und nur Blut aus Herzenswunde.

## 14.

## Die Fensterschau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,  
Schön Hedwig lag am Fenster.  
Sie sprach halblaut: "Gott steh' mir bei,  
Der unten schaut bleich wie Gespenster!"

Der unten erhob sein Aug' in die Höh',  
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.  
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,  
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm  
Tagtäglich lauernd am Fenster.  
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm  
Ulnächtlich zur Zeit der Gespenster.

## 15.

## Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,  
Die hasset dumpf und trüb:  
Ein Ritter liegt liebeswunde,  
Doch treulos ist sein Lieb.

Als treulos muß er verachten  
Die eigne Herzliebste sein,  
Als schimpflich muß er betrachten  
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten  
Und rufen die Ritter zum Streit:  
„Der mag sich zum Kampf bereiten,  
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!“

Da würden wohl Alle schweigen,  
Nur nicht sein eigener Schmerz;  
Da müßt' er die Lanze neigen  
Widers eigne flagende Herz!“

## 16.

Wasserfahrt.<sup>2)</sup>

Ich stand gelehnet an den Mast,  
Und zählte jede Welle.  
Ade, mein schönes Vaterland!  
Mein Schiff, das segelt schnell!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,  
Die Fensterscheiben blinken;  
Ich guck' mir fast die Augen aus,  
Doch will mir Niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',  
Dass ich nicht dunkel sehe.  
Mein frisches Herz, brich mir nicht  
Vor allzugroßem Wehe!<sup>3)</sup>

1) In der ältesten Fassung folgten hier noch diese beiden Strophen:  
Er möchte mit eignem Blute Am liebsten möcht' er liegen  
Abwaschen den Fleid seines Liebs; Mit Liebchen im Totenreichrein,  
Mit dem eignen Himmelsgute Ans kalte Lieb sich hämtegen; —  
Wächt' er fühnen die Schuld seines Liebs. Der Tod macht Alle rein.

2) In den „Gedichten“ mit der Überschrift: „Des Knaben Wasserfahrt.“

3) In der ältesten Fassung reihten sich hier noch die beiden folgenden Strophen an:

Stolziere nicht, du falsche Maid,  
Ich will's meiner Mutter sagen;  
Wenn meine Mutter mich weinen sieht,  
Dann brauch' ich nicht lange zu klagen.  
Meine Mutter singt mir ein Wiegentlied vor,  
Bis ich schlaf' und erbleiche;  
Doch dich schleppt sie Nachts bei den Haaren herbei,  
Und zeigt dir meine Leiche.

## 17.

Das Liedchen von der Neue.<sup>1)</sup>

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,  
Die Blätter lustig rauschen,  
Er sieht eine holde Mädchengestalt  
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: „Wohl kenne ich  
Dies blühende, glühende Bildnis,  
Verlockend stets umschwebt es mich  
In Volksgewühl und Wildnis.

„Zwei Röslein sind die Lippen dort,  
Die lieblichen, die frischen;  
Doch manches häßlich bittere Wort  
Schleicht tückisch oft dazwischen.

„Drum gleicht dies Mündlein gar genau  
Den hübschen Rosenbüschchen,  
Wo gift'ge Schlangen wunderschläu  
Im dunkeln Laube zischen.

„Dort jenes Grübchen wunderließ  
In wunderlieben Wangen,  
Das ist die Grube, worein mich trieb  
Wahnfingiges Verlangen.

„Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar  
Vom schönsten Köpfchen hängen.  
Das sind die Neze wunderbar,  
Womit mich der Böse gefangen.

„Und jenes blaue Auge dort,  
So klar wie stille Welle,  
Das hielt ich für des Himmels Pfort',  
Doch war's die Pforte der Hölle.“ —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,  
Die Blätter rauschen schaurig.

1) Aus dem „Kunst- und Wissenschaftsblatt“, einer Beilage des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“, 1820, Nr. 44.

Da sieht er fern eine zweite Gestalt,  
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: „O Mutter dort,  
Die mich so mütterlich liebte,  
Der ich mit bösem Thun und Wort  
Das Leben bitterlich trübte!

„O könnt' ich dir trocknen die Augen naß,  
Mit der Glut von meinen Schmerzen!  
O könnt' ich dir röten die Wangen blaß,  
Mit dem Blut aus meinem Herzen!“

Und weiter reitet Herr Ullerich,  
Im Wald beginnt es zu düstern,  
Viel' seltsame Stimmen regen sich,  
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein  
Gar vielfach widerklingen.  
Das thaten die lustigen Waldvöglein,  
Die zwitschern laut und singen:

„Herr Ullrich singt ein hübsches Lied,  
Das Liedchen von der Reue,  
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,  
So singt er es wieder aufs neue.“

## 18.

## An eine Sängerin. 1)

Als sie eine alte Romanze sang.

Ich denke noch der Zauberwollen,  
Wie sie zuerst mein Auge sah!  
Wie ihre Töne lieblich klangen  
Und heimlich füß ins Herz drangen,  
Entrollten Thränen meinen Wangen —  
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

1) Nach Maximilian Heine ist dieses Gedicht an die ehemalige Primadonna des Düsseldorfer Stadttheaters, Caroline Stern, die im Hause Samson Heines freundschaftlich verkehrte, und auf besondere Anregung der Mutter des Dichters — etwa 1816 — entstanden, als die Sängerin in einem Wohltätigkeitskonzert eine mit großem Beifall aufgenommene Romanze vorgetragen hatte. Wie es heißt, soll das Gedicht schon damals, aber ohne Unterschrift, in einem Düsseldorfer Lokalblatte veröffentlicht worden sein.

Ein Traum war über mich gekommen;  
 Mir war, als sei ich noch ein Kind,  
 Und säße still beim Lämpchenscheine  
 In Mutters frommem Kämmerlein,  
 Und läse Märchen, wunderfeine,  
 Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,  
 Die Ritter steigen aus der Gruft;  
 Bei Ronzisval, da giebt's ein Streiten,  
 Da kommt Herr Roland herzurreiten,  
 Biel' kühne Degen ihn begleiten,  
 Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch Den wird Roland schlimm gebettet,  
 Er schwimmt in Blut, und atmet kaum;  
 Kaum möchte fern sein Jagdhornzeichen  
 Das Ohr des großen Karls erreichen,  
 Da muß der Ritter schon erbleichen —  
 Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverwirrtes Schallen,  
 Das mich aus meinen Träumen rief.  
 Verklungen war jetzt die Legende,  
 Die Leute schlügen in die Hände  
 Und riefen „Bravo“ ohne Ende;  
 Die Sängerin verneigt sich tief.

## 19.

Die Lehre.<sup>1)</sup>

Mutter zum Bienelein:  
 „Hütt dich vor Kerzenschein!“  
 Doch was die Mutter spricht,  
 Bienelein achtet nicht;

Schirret ums Licht herum,  
 Schirret mit Sum-sum-sum,  
 Hört nicht die Mutter schrein!  
 „Bienelein! Bienelein!“

1) Aus „Hamburgs Wächter“, 1817, Nr. 33, mit der Unterschrift: Sy Freudholt Riesenhart.

Junges Blut, tolles Blut,  
 Treibt in die Flammenglut,  
 Treibt in die Flamm' hinein, —  
 „Bienelein! Bienelein!“

„Sackert nun lichterrot,  
 Flamme gab Flammentod. —  
 „Hüt dich vor Mägdelein,  
 Söhnelein! Söhnelein!“

## 20.

## Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,  
 Sagt, wo seid ihr hingeraten?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,  
 Die im Bache froh und munter  
 Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,  
 Die auf lieblich grüner Aue  
 Funkeln hell im Morgentau?

Seid ihr bei den güldnen Böglein,  
 Die da schweifen glanzumwoben  
 In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,  
 Die im leuchtenden Gewimmel  
 Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! ihr güldenen Dukaten  
 Schwimmt nicht in des Baches Well',  
 Funkelt nicht auf grüner Aue,  
 Schwebet nicht in Lüften blau,  
 Lächelt nicht am Himmel hell —  
 Meine Manichäer<sup>1)</sup>, traun!  
 Halten euch in ihren Klau'n.

1) Ursprünglich eine christliche Sekte, später im übertragenen Sinne für: Gläubiger.

## 21.

Gespräch auf der Paderborner Heide.<sup>1)</sup>

Hörst du nicht die fernen Töne,  
Wie von Brummbaß und von Geigen?  
Dorten tanzt wohl manche Schöne  
Den gesügelt leichten Reigen.

„Ei mein Freund, das nenn' ich irren,  
Von den Geigen hör' ich keine,  
Nur die Zerklein hör' ich quirren,  
Grunzen nur hör' ich die Schweine.“

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?  
Jäger sich des Weidwerks freuen;  
Fromme Lämmer seh' ich grasen,  
Schäfer spielen auf Schalmeien.

„Ei mein Freund, was du vernommen,  
Ist kein Waldhorn, noch Schalmeie;  
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,  
Heimwärts treibt er seine Säue.“

Hörst du nicht das ferne Singen,  
Wie von süßen Wettgesängen?  
Englein schlagen mit den Schwingen  
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ei, was dort so hübsch geklungen,  
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!  
Singend treiben Gänsejungen  
Ihre Gänselein vorüber.“

Hörst du nicht die Glocken läuten,  
Wunderlieblich, wunderhelle?  
Fromme Kirchengänger schreiten  
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das sind die Schellen  
Von den Ochsen, von den Kühen,  
Die nach ihren dunkeln Ställen  
Mit gesenktem Kopfe ziehen.“

1) „Gesellschafter“, 1821, Nr. 76.

Siehst du nicht den Schleier wehen?  
 Siehst du nicht das leise Ricken?  
 Dort seh' ich die Liebste stehen,  
 Feuchte Wehmut in den Blicken.

„Ei, mein Freund, dort seh' ich niden  
 Nur das Waldweib, nur die Liese;  
 Blaß und hager an den Krücken  
 Hinkt sie weiter nach der Wiese.“

Nun mein Freund, so magst du lachen  
 Über des Phantasten Frage!  
 Wirst du auch zur Täuschung machen,  
 Was ich fest im Busen trage?

## 22.

## Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,  
 Still trug ich mit mir herum den Schmerz.  
 Und als die Nacht kam, schlief ich fort  
 Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab,  
 Nur Thränen rollten die Wangen hinab;  
 Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein,  
 Da glomm's hervor, wie ein glühender Schein.

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;  
 Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:  
 Ich sah ein rosiges Mädchenbild,  
 Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was Hübsches, recht goldig und weich;  
 Ich trug's in ein goldenes Häuschen fogleich.  
 Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,  
 Da dreht sich ein Bölkchen in zierlicher Rund'.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh' und Rast,  
 Die haben sich fest bei den Händen gefaßt;  
 Und wenn ein Tanz zu enden begann,  
 So fängt ein anderer von vorne an.

Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:  
 „Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück;  
 Dein ganzes Leben war nur ein Traum,  
 Und diese Stunde ein Traum im Traum.“ —

Der Traum war aus, der Morgen graut,  
 Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —  
 O weh! statt des glühenden Fünkleins steckt  
 Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

## 23.

Lebensgruß.<sup>1)</sup>

Stammbuchblatt.

Eine große Landsträß ist unsre Erd',  
 Wir Menschen sind Passagiere;  
 Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,  
 Wie Läufer oder Kouriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt  
 Mit dem Taschentuch aus der Karosse!  
 Man hätte sich gerne gehezrt und geküßt,  
 Doch jagen von hinten die Rosse.

Raum trafen wir uns auf derselben Station,  
 Herzliebster Prinz Alexander,  
 Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,  
 Und bläst uns schon auseinander.

## 24.

In Frik von Beughems Stammbuch.<sup>2)</sup>

Mit einer Ansicht des Klosters Nonnenwerth.

(7. März 1820.)

Oben auf dem Rolandsee  
 Saß einmal ein Liebesgeck,  
 Seufzt' sich fast das Herz heraus,  
 Kuckt' sich fast die Augen aus

1) Dieses Gedicht richtete Heine an den Prinzen Alexander von Wittgenstein, den er in Bonn kennen gelernt hatte.

2) Friedrich v. Beughem war einer der besten Freunde und Studiengenossen Heines in Bonn.

Nach dem hübschen Klosterlein,  
Das da liegt im stillen Rhein.

\*       \*

Fritz von Beughem! denk auch fern  
Jener Stunden, als wir gern  
Oben hoch von Daniels Kneif  
Schauten nach dem Felsenriff,  
Wo der franke Ritter saß,  
Dessen Herze nie genas.

25.

Wahrhaftig.<sup>1)</sup>

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,  
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;  
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,  
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;  
Wenn der Sänger zwei süße Auglein sieht,  
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; —  
Doch Lieder und Sterne und Blümlein,  
Und Auglein und Mondglanz und Sonnenschein,  
Wie sehr das Zeug auch gefällt,  
So macht's doch noch lang' keine Welt.

26.

Erinnerung.<sup>2)</sup>

Was willst du traurig, liebes Traumgebilde?  
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!  
Du schaust mich an mit wehmutterlicher Milde;  
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein franker Mann jetzt, die Glieder  
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt,  
Weinmut umflort mich, Kummer drückt mich nieder;  
Biel anders war's, als ich dich einstens fand!

1) In den „Gedichten“ mit der Widmung: „An Sir.“ (Vermutlich Heinrich Straube, ein Landsmann und Kommilitone Heines in Bonn.)

2) In der „Rheinischen Flora“, 1825, Nr. 126, mit der Bemerkung abgedruckt: „Aus dem Englischen überetzt. Sentimental Magazine Vol. XXXV.“

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,  
 Sagte ich da nach einem alten Wahn;  
 Die Erd' wollt' ich zerstampfen, und die Sterne  
 Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegst viel Narren und Bösewichter,  
 Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land  
 Manch guten Kaiser und den besten Dichter,  
 Und bist die Stadt, wo ich die Hölde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,  
 Es war die Messe just, die Schacherzeit,  
 Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute  
 Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! mit heimlich süßem Staunen  
 Erblickt' ich da die schwelende Gestalt;  
 Die sel'gen Augen und die sanften Braunen —  
 Es zog mich fort mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,  
 Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein —  
 Da dreht sich um die Hölde, lächelt heiter,  
 Und schlüpft ins Haus — ich eilte hinterdrein.

Die Mühme nur war schlecht, und ihrem Geize  
 Opferte sie des Mädchens Blüten hin;  
 Willig ergab das Kind mir seine Reize,  
 Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Mäusen,  
 Versteh' ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.  
 So, weiß ich, klopft kein einstudirter Busen,  
 Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! — Schöner ist nicht gewesen  
 Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.  
 Vielleicht war sie das wunderschöne Wesen,  
 Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet  
 Mein Sinn und fremder Zauber mich umwand.

Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,  
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,  
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß  
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,  
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweifelnder Gebärde  
Und aufgelöstem Haar die Hände rang,  
Und endlich niederstürzte, auf die Erde,  
Und laut aufweinend meine Knie umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen  
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —  
Und doch riß ich mich los — und hab' verloren  
Mein armes Kind, und wieder sah ich's nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildnis  
Des armen Kindes umschwebt mich, wo ich bin.  
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildnis?  
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

## 27.

Berlin. 1)

Berlin! Berlin! du großes Hammerthal,  
Bei dir ist nichts zu finden, als lauter Angst und Dual.  
Der Offizier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:  
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer ist,  
So ist eine große Hitz';  
So müssen wir exerzieren,  
Daß uns der Buckel schwitzt.

Komm' ich auf Wachtparad'  
Und thu' einen falschen Schritt,

1) In der „Agrippina“, 1824, Nr. 97 mit der Bemerkung abgebrochen: „Dieses Volkslied, welches, wie die Prügelerwähnung aneutet, aus früheren Zeiten herstammt, ist im Hannövrischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden. H. Heine.“ Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Heine dieses Lied, dessen Veröffentlichung die sofortige Unterdrückung der Zeitschrift herbeiführte, selbst gedichtet hat.

So ruh der Adjutant:  
„Den Kerl dort aus dem Glied!“

„Die Tasche herunter,  
Den Säbel abgelegt,  
Und taurier draußen geschlagen,  
Läßt er sich nicht mehr regt!“

Und wenn's dann Friede ist,  
Die Kräfte sind dahin;  
Die Gesundheit ist verloren,  
Wo sollen wir denn nun hin?

Als dann so wird es heißen:  
Ein Vogel und kein Reiß!  
Nun, Bruder, häng den Schnappack an,  
Du bist Soldat gewest.

## 28.

## Wünnebergiade. 1)

Ein Heldengedicht in zwei Gesängen.  
Erster Gesang.

Holde Muse, gib mir Kunde,  
Wie einst hergeschoben kommen  
Jenes kugelrunde Schweinchen,  
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den Iserlohner Triften  
Ward mein Schweinchen einst geworfen,  
Wulda stehet noch das Tröglein,  
Wo es weidlich sich gemästet!

Täglich in der Brüder Mitte  
Burzelt es herum im Miste,

1) Dieses Gedicht wurde zuerst von Hermann Hüffer in seinem Buche: „Aus dem Leben Heinrich Heines“ (Berlin 1878) mitgeteilt. Der Held des Gedichtes war vermutlich Ferdinand Jürgen Wünneberg aus Lethmar bei Iserlohn, der ein Schulkamerad Heines auf dem Lyceum in Düsseldorf war und dann 1818—1819 mit ihm zusammen in Bonn studierte. Der in Strophe 3 erwähnte Jernal war wohl auch ein Schulkamerad, dessen „Burzelbaum-Talent“ ihm damals die Bewunderung aller Mitschüler verhülfte. — Astbäume und Dahmen waren Lehrer am Lyceum zu Düsseldorf, in dessen Nähe auch das hier erwähnte Dorf Gerresheim liegt. Das Gedicht ist wohl 1816 entstanden. Die Schluststrophe des zweiten Gesanges soll übrigens erst später — wie es heißt: sogar nicht von Heines eigener Hand — hinzugefügt worden sein.

Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —  
Bernial ist Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen  
Schauet ihres Sohns Gedeihen,  
Wie das feiste Wänstchen schwellet,  
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken  
Hört des Sohnes echtes Quirren,  
Und das lieblich helle Grunzen  
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber soll im Mist verwelken  
Diese zarte Ferkenblume?  
Soll der Sproßling edler Beester  
Ohne Nachruhm einst verreden?

Also sinnen nun die Eltern,  
Was ihr Söhnchen einst soll werden,  
Und sie stritten, stritten lange  
Mit den Worten, mit den Fäusten.

„Holde Drütsch!“ sprach der Gherr,  
„Du mein alter Kumpelkästen!  
Ja, ich kusche, ja, ich schwör’ es,  
Ja, mein Sohn soll Pfäfflein werden.

„Dorthin, wo die schmucke Düssel  
Schlängelnd sich im Rhein ergießet,  
Dorthin send’ ich meinen Lümmel,  
Zu studieren Gottgelahrtheit.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver  
Den ich einst traktiert mit Kaffee  
Und mit Brezel und mit Plätzchen, —  
Schlau erwägend künft’ge Zeiten.

„Auch der riesenmächt’ge Dahmen  
Wandelt dort sein geistlich Leben;  
Schrechhaft zittern seine Jünger,  
Wenn er schwingt die Mausegeißel.

„Diesen Männern übergeb' ich  
Meinen Sohn zu strenger Leitung,  
Diese wähl' er sich zum Vorbild,  
Bis sein Bauch sich einst verkläret.“

Also sprach zur Frau der Eherr,  
Und er streichelt ihr das Pfötchen;  
Aber sie umarmt ihn glühend,  
Dass der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muse!  
Fergo wird mein Schwein gescheuert  
Mit der Glut im Wasserküven,  
Und es schreit und krächzt erbärmlich.

Und ein Klümpertlein Frisörchen  
Kräuselt à l'enfant die Borsten,  
Parfümiert sie mit Pomade, —  
Bis nach Gersheim hat's gerochen.

Und mit vielen Komplimenten  
Kommt ein Schneider hergetrippelt,  
Und er bracht' ein altdeutsch Röcklein,  
Wie's Arminius getragen.

Unter solcher Vorbereitung  
War die Nacht herabgesunken,  
Und zur Ruhe blies der Sauhirt.  
Jeder kroch ins niedre Ställchen.

#### Sweiter Gesang.

Schnarchend lag der Hausknecht Trößel,  
Bis der Tag herangebrochen;  
Endlich rieb er sich die Augen,  
Und verließ sein weiches Lager.

Und im Hofe schon versammelt  
Findet er die Haushälften,  
Um den jungen Herrn sich drängend,  
Und sie nehmen rührend Abschied.

Sinnend steht der ernste Vater,  
Als behorcht' er Flöhgespräche;

Und die Mutter kniet im Miste,  
Betend für des Sohns Erhaltung.

Auch die Kuhmagd hörbar schluchzet,  
Denn es scheidet der Geliebte,  
Den sie einst in Lieb' befangen  
Durch der dicken Waden Reize.

„Lebewohl!“ die Brüder grunzen  
„Lebewohl!“ der Kater mauet;  
Und der Esel zärtlich seufzend  
Seinen Jugendsfreund umarmet.

Selbst die Hühner traurig gackern;  
Nur der Bock der schweigt und schmunzelt,  
Er verliert ein' Nebenbuhler  
Bei dem holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,  
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,  
Liebevoll die Auglein glänzen,  
Und er ließ das Sterzchen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:  
„Sagt, was soll das Weiberplärren?  
Selbst der edle Ochs der weinet,  
Er, den ich für Mann gehalten!

„Aber Tröffel kann dies ändern!“  
Sprach's, und rasch, im edlen Zorne,  
Packte er mein Schwein beim Kragen,  
Band zusammen alle Biere,

Und es schnell auf seinen Schubkarren,  
Und er schiebet flink und lustig,  
Über Felder, über Berge,  
Bis an Düsseldorfs Lyceum.

Aber, der euch dies erzählt,  
Wundert euch, Das ist ein Jude,  
Und er hat ein Schwein besungen  
Aus purer Toleranz.

## Sonneile.

Sonettenkranz an A. W. von Schlegel.<sup>1)</sup>

## 1.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,  
 Das schlimmste Gif: an eigner Kraft verzagen,  
 Das wollt' mir fast des Lebens Markt zernagen;  
 Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest du das arme Reis beklagen,  
 An deinem güt'gen Wort lässt du es ranken,  
 Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,  
 Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.

O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,  
 Dass es als Baum einst zieren kann den Garten  
 Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.

Von jenem Garten meine Umm' erzählte:  
 Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,  
 Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

## 2.

Im Reifrodtuz, mit Blumen reich verzieret,  
 Schönplästerchen auf den geschminkten Wangen,  
 Mit Schnabelschuhn, mit Stickerei behangen,  
 Mit Turmfrisir, und wesengleich geschnüret:

1) In der Beilage zum „Gesellschafter“, 1821, Nr. 77, 10, mit folgendem „Nachwort“ abgedruckt: „Die in der „Neuen Berliner Monatsschrift für Philosophie und Literatur“ enthaltenen und im „Konservatorblatt“ und im „Literaturblatt des Morgenblatts“ zum Teil wieder abgedruckten, von manchen Leuten seelenvergnigt belächelten Ausfälle wider den großen Meister bewogen den Verfasser zum Abdruck obiger Sonette. Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Feierstern in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jüngsten Bestrebungen Schlegels eisere, mag hier unentseheden bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen sehen dürfen, die dem litterarischen Reformator durchaus nicht verschafft werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus, jahrein auf ihren großen Schiffen die Schäze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schäze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Vöpp, Humboldt, Frank u. a. sind untere jetzigen Orientienfahrer; Bonn und München werden gute Kafforeien sein. S.“ — Es ist bekannt, daß die große Verehrung, die Heine in diesen Sonetten, welche er später ironisch „Oden“ nannte, August Wilhelm v. Schlegel weckte, nicht lange hernach in die bitterste Feindschaft sich verwandelt hat.

So war die Astermuse ausstaffieret,  
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.  
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,  
Und irrtest fort, von dunklem Trieb geführet.

Da fandest du ein Schloß in alter Wildnis,  
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis,  
Die schönste Maid in Zauber schlaf versunken.

Doch wich der Zauber bald bei deinem Gruße,  
Aufwachte lächelnd Deutschlands echte Muse,  
Und sank in deine Arme liebestrunken.

## 3.

Zufrieden nicht mit deinem Eigentume,  
Sollt' noch des Rheines Nibelungshort dich laben,  
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,  
Und pflücktest kühn des Tago-Ufers Blume.

Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,  
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme, —  
Du drangest gar zu Brahma's Heiligtume,  
Und wolltest auch Perlen aus dem Ganges haben.

Du geiz'ger Mann, ich rat' dir, sei zufrieden  
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,  
Denk' ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.

Und mit den Schäken, die du ohn' Ermüden  
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,  
Mach' reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

An den Hofrat Georg Sartorius in Göttingen.<sup>1)</sup>

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,  
Doch Sanftmut sieht man um die Lippen schweben,  
Das Auge blüzt, und alle Muskeln beben,  
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.

1) Georg Sartorius v. Waltershausen (1765—1828) war Heines Lehrer in Göttingen. Er nennt ihn „einen großen Geschäftsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer Zeit, und dessen gärfülltes Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden, für die Beförderung des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter.“

So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung  
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben  
Der Kabinette, und vom Völkerleben,  
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung!

Aus dem Gedächtnis licht mir nie dein Bild!  
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Roheit  
Erquidt ein solches Bild von edler Höheit.

Doch was du mir, recht väterlich und mild,  
Zum Herzen sprachst in stiller, trauter Stunde,  
Das frag' ich treu im tiefen Herzengrunde.

---

An J. B. Rousseau.<sup>1)</sup>

Dein Freundesgruß konnt' mir die Brust erschließen,  
Die dunkle Herzengammer mir entriegeln;  
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,  
Und heimatische Bilder mich begrüßen.

Den alten Rheinstrom seh' ich wieder fließen,  
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,  
Goldtrauben winken von den Rebengütern,  
Die Winzer klettern und die Bäume spritzen.

O, konnt' ich hin zu dir, zu dir, Getreuer,  
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt  
Der grüne Ephu um ein morsch Gemäuer.

O, konnt' ich hin zu dir, und leise laufchen  
Bei deinem Lied, derweil Rotkehlchen singt  
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

---

An J. B. Rousseau.

(Ins Stammbuch.)

Bang hat der Pfaff sich in der Kirch' verkrochen,  
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thronlein,  
Auf seinem Kopfe wackelt schon sein Krönlein —  
Denn Rousseaus Namen hab' ich ausgesprochen.

---

1) Joh. Baptist. Rousseau (1802—1867) war einer der intimsten Jugendfreunde Heines. Später trennten sich die Wege beider. Das erste dieser Sonette ist aus den „Gedichten,“ das zweite aus dem poetischen Nachlaß.

Doch wähne nicht, das Büpplein, womit pochen  
Die Meßtifer, sei Rousseaus Glaubensfährlein,  
Auch halte nicht für Rousseaus Freiheit, Söhnlein,  
Das Süpplein, das die Demagogen fochen.

Sei deines Namens wert, für wahre Freiheit  
Und freie Wahrheit kämpf mit deutschem Sinne,  
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder.

Glaube, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,  
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,  
So hast du doch den Lorbeerkranz der Lieder.

An Franz von Zuccalmaglio.<sup>1)</sup>

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;  
Ade, mein Bruder! denk mein in der Fern'!  
Bleib treu, bleib treu der Poesie,  
Verlaß das süße Bräutchen nie!  
Bewahr in der Brust, wie einen Hort,  
Das liebe, schöne deutsche Wort! —  
Und kommst du mal nach dem Norderland,  
So lausche nur am Norderstrand;  
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt  
Und über die feiernden Fluten schwebt.  
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht  
Des wohlbekannten Sängers Lied.  
Dann greif' auch du in dein Saitenspiel  
Und gieb mir süßer Kunde viel:  
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,  
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,  
Und wie's ergeht der schönen Maid,  
Die so manches Jünglingsherz erfreut,  
Und in manches gesendet viel Glut hinein,  
Die blühende Rose am blühenden Rhein!  
Und auch vom Vaterland Kunde gieb:  
Ob's noch das Land der treuen Lieb',

1) Franz v. Zuccalmaglio (1800—1873), ein Mitthüller Heines auf dem Düsselborfer Lyceum. — „Die blühende Rose am blühenden Rhein“ — die Tochter eines Düsselborfer Kriegsrats v. A. — ist die Geliebte eines Abenteurers, aus dem Leben Heines, das in den „Erinnerungen“ seines Bruders Maximilian S. 21 erzählt wird. —

Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,  
 Und niemand mehr dem Bösen frohnt,  
 Und wie dein süßes Lied erklingt  
 Und heitere Märchen hinüber bringt,  
 Wohl über die Wogen zum fernen Strand,  
 So freut sich der Sänger im Norderland.

---

An meine Mutter B. Heine,  
 geborne von Gelbern.

## 1.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,  
 Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;  
 Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,  
 Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:  
 Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,  
 In deiner selig süßen, trauten Nähe  
 Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,  
 Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet,  
 Und blichend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet  
 So manche That, die dir das Herz betrübet,  
 Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet!

## 2.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,  
 Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,  
 Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,  
 Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,  
 Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,  
 Und bettelte um g'rings Liebespende, —  
 Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer  
 Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,  
 Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,  
Und ach! was da in seinem Aug' geschwommen,  
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

---

An H. Str(au)be.<sup>1)</sup>

Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutlicher Kunst gelesen.

Wie ich dein Büchlein häufig aufgeschlagen,  
Da grüßen mir entgegen viel' vertraute,  
Viel' goldne Bilder, die ich weiland schaute  
Im Knabentraum und in den Kindertagen.

Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen  
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,  
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,  
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.

Wohl seh' ich auch, wie sie den Dom umflettern,  
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen,  
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.

Doch mag man immerhin die Eich' entblättern  
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben —  
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

---

Das projektierte Denkmal Goethes<sup>2)</sup>

zu Frankfurt am Main.

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,  
Und sammelt Subskribenten unverdrossen!  
Frankfurts Bewohner haben jetzt beschlossen,  
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen,“ —  
So denken sie, — „daß wir des Manns Genossen,  
Daß unserm Boden solche Blum' entsprossen,  
Und blindlings wird man uns im Handel trauen.“

---

1) Nach Maximilian Heine an W. Smets gerichtet, was jedoch unrichtig zu sein scheint.

2) Mit der Unterschrift: „—rry“ im Berliner „Aufschauer“, herausgegeben von J. D. SymanSKI, 1821, Nr. 82, abgedruckt.

E  
Gau.

In beider  
Und tausend  
Umlagert sieht  
Den Fürsten, der  
Er spricht: „S  
i man die Vat  
cht: „Schau  
die Blindgebore  
Ringling ruht.  
„Hilf Wau  
und spricht der  
amberg und in  
ring Webhardts  
naren hat der Für

„Lucassin und Nicolette“,  
oder  
„Die Liebe aus der guten alten Zeit.“<sup>1)</sup>

An J. F. Koreff.

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,  
Worauf gestickt sind leuchtende Figuren.  
Es ist der Kampf feindseliger Naturen,  
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.

Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;  
Im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;  
Schalmeien klingen auf Provencer Fluren;  
Auf dem Bazar Karthagos Sultan schreitet.

Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:  
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,  
Bis Lieb' und Licht besiegen Hass und Nacht.

Du, Meister, kennstest der Kontraste Macht,  
Und gabst in schlechter neuer Zeit das Bildnis  
Von Liebe aus der guten alten Zeit!

---

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B(eughem).

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,  
Der Holzstoß flamme auf am Fuß der Mauern,  
Und wie die Burschen lustig niederkauern,  
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinfrügen,  
Wir sahn den Burggeist auf dem Turme lauern,  
Viel' dunkle Ritterschatten uns umschauern,  
Viel' Nebelfrau'n bei uns vorübersliegen.

Und aus den Türmen steigt ein tiefes Ächzen,  
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;  
Dazwischen heult des Nordsturms Wutgebrause. —

---

1) „Lucassin und Nicolette“ war eine romantische Oper, deren Text der heine befreundete Geheimrat J. F. Koreff gedichtet und die am 26. Februar 1822 im Berliner Opernhaus aufgeführt wurde. Tags darauf dichtete Heine dieses Sonett, das im „Zuschauer“ 1822, Nr. 32 abgedruckt wurde.

Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht' ich  
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich  
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

An Fritz St(einmann).<sup>1)</sup>

Ins Stammbuch.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wacker,  
Statt Märtens lobt man nur die dünnen Pappeln,  
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,  
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.

Vergebens wirst du den Barnaß beackern,  
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,  
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, —  
Verstehst du's nicht, noch vor dem Ei zu gackern.

Auch mußt du wie ein Kampftier dich behörnen,  
Und Schuß- und Truß-Kritiken schreiben lernen,  
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.

Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Böbel,  
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, —  
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

Fresco-Sonette an Christian S(ethe).<sup>2)</sup>

1.

Ich tanz' nicht mit, ich räuch're nicht den Klößen,  
Die außen goldig sind, innwendig Sand;  
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand,  
Der heimlich mir den Namen will zerfegen.

1) Friedrich Steinmann (1801—1875) war in Düsseldorf und Bonn ein intimer Freund Heines. Später erhielt er diese Freundschaft. Nach dem Tode des Dichters hat Steinmann mehrere Bände „Gedichte“ und „Briefe“ von Heine herausgegeben, die sich zum größten Teil als eine plumpre Fälschung erwiesen haben und von Alfred Neizert, A. Stroblmann u. a. auch als solche entlarvt worden sind. — Das Sonett trägt ursprünglich das Datum „Bonn, den 7. August 1820.“

2) Christian Sethe (1798—1857) war der intimste Schul- und Jugendfreund Heines. Es war dies die einzige freundschaftliche Beziehung Heines, die die Jugendjahre überdauerte und bis in die fünfziger Jahre wähnte. Sethe starb als Provinzialsteuerdirektor in Stettin. Näheres über das Verhältnis beider siehe bei Hüffer I. c. S. 1—73 ff. — Das vierte und zehnte dieser Sonette waren mit der Überschrift: „Sonette an einen Freund“ zuerst im „Gesellschafter“ 1821, Nr. 77, das achte in Fr. Steinmanns „Erinnerungen“ mit der Überschrift „Burleskes Sonett“, zuerst veröffentlicht. Sämtliche elf Sonette sind in Bonn 1819 entstanden.

Ich beug' mich nicht vor jenen hübschen Mezen,  
Die schamlos prunken mit der eig'nen Schand';  
Ich zieh' nicht mit, wenn sich der Böbel spannt  
Vor Siegeswagen seiner eiteln Götzen.

Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,  
Derweil das Rohr am Bach durch schwankes Biegen  
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.

Doch sprich, wie weit bringt's wohl am End' solch Rohr?  
Welch Glück! als ein Spazierstock dient's dem Stuher,  
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelpuher.

## 2.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren,  
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,  
Die prächtig in Charaktermasken prunken,  
Nicht wähnen, ich sei einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,  
Ich zeige mich in Böbelart versunken,  
Verleugne all die schönen Geistesfunken,  
Womit jetzt sade Schlingel kokettieren.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,  
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,  
Vom Harlekin begrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.  
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,  
So müßte all das Galgenpack verstummen.

## 3.

Ich lache ob den abgeschmackten Lassen,  
Die mich anglozen mit den Bockgesichtern;  
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern  
Und hämisich mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,  
Die sich aufzulähn zu stolzen Geistesrichtern;  
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,  
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübsche Siebenjächen  
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,  
Und so zu unsfern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,  
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —  
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

## 4.

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,  
Und in den Märchen klingt ein feines Lied,  
Und in dem Liede lebt und webt und blüht  
Ein wunderschönes zartes Mägdlein.

Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,  
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;  
In dieses lieblos frostige Gemüt  
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.

Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?  
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?  
Und wie das Mägdlein lichtert, leise, leise?

Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet, —  
Und ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,  
Käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.

## 5.

In stiller, wehmutreicher Abendstunde  
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,  
Und Thränen fließen von der Wange nieder,  
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.

Und wie in eines Zauberbildes Grunde  
Seh' ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;  
Sie sitzt am Arbeitstisch, im roten Mieder,  
Und Stille herrscht in ihrer sel'gen Runde.

Da plötzlich springt sie auf vom Stuhl, und schneidet  
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,  
Und giebt sie mir, — vor Freud' bin ich erschrocken.

Mephisto hat die Freude mir verleidet,  
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,  
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

## 6.

„Als ich vor einem Jahr dich wiederblicke,  
Küßtet du mich nicht in der Willkommstund.“

So sprach ich, und der Liebsten roter Mund  
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.

Und lächelnd füß ein Myrtenreis sie pflückte  
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:

„Nimm hin und pflanz' dies Reis in frischen Grund,  
Und stell' ein Glas darauf,“ sprach sie und nickte. —

Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf.  
Sie selbst hab' ich seit Jahren nicht gesehn;  
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf.

Und aus der Ferne trieb's mich jüngst zum Ort,  
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hause blieb ich stehn  
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

## 7.

Hüt' dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfräzen,  
Doch schlimmer sind die sanften Engelsfräzchen.  
Ein solches bot mir einst ein süßes Schätzchen,  
Doch wie ich kam, da fühl' ich scharfe Zahnen.

Hüt' dich, mein Freund, vor schwarzen alten Käzen,  
Doch schlimmer sind die weißen jungen Käzchen;  
Ein solches macht' ich einst zu meinem Schätzchen,  
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerfräzen.

O süßes Fräzchen, wundersüßes Mädchen!  
Wie konnte mich dein klares Auglein täuschen?  
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleischen?

O meines Käzchens wunderzartes Pfötchen!  
Könnt' ich dich an die glühnden Lippen pressen,  
Und könnt' mein Herz verbluten unterdessen!

## 8.

Wie nähm' die Armut bald bei mir ein Ende,  
Wüst' ich den Pinsel künstgerecht zu führen  
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren  
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.

Wie flösse bald mir zu des Goldes Spende,  
Wüßl' ich auf Flöten, Geigen und Klavieren  
So rührend und so fein zu musizieren,  
Daz Herrn und Damen klatschten in die Hände.  
Doch, ach! mir Armen lächelt Mammon nie;  
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,  
Brotloseste der Künste, Poesie!

Und ach! wenn andre sich mit vollen Humpen  
Zum Gottes trinken im Champagnerweine,  
Dann muß ich dürsten, oder ich muß — pumpen.

## 9.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,  
Wo man mich bei den Füßen aufgehängen  
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen  
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.

Wild schrie ich auf vor namenlosem Jammer,  
Blutströme mit aus Mund und Augen sprangen, —  
Da gab ein Mägdelein, das vorbeigegangen,  
Mir schnell den Gnadenstoß mit goldnem Hammer.

Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe  
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe  
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.

Neugierig horcht sie, wie mein Herz noch ächzet,  
Musik ist ihr mein letztes Todesröheln,  
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

## 10.

Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,  
Geschminkten Rahen und bebrillten Budeln,  
Die mir den blanken Namen gern besudeln,  
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.

Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,  
Wie Schellenkappenträger mich umflingeln,  
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;  
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.

Du aber standest fest gleich einem Turme;  
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,  
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.

Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,  
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,  
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

## 11.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;  
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,  
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,  
Umfrächt, umzischt von ekkem Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,  
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,  
In ihrem selig süßen Hauche leben, —  
Doch kann ich's nicht, mein frankes Herz' bricht.

Aus dem gebroch'nen Herzen fühl' ich fließen  
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,  
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber  
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten  
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

An Fritz von Beughem.<sup>1)</sup>

(15. Juli 1820.)

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,  
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,  
Im dunkeln Ofen Bumpernickel glühen,  
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Fritz, gewohnt, aus hei'gem Quell zu trinken,  
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,  
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —  
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.

Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen  
Sein Flügelross mit leichter Hand zu leiten,  
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten:

1) Friedrich von Beughem trat damals als Referendar beim Appellationsgericht in Wünster ein. Das Sonett wurde zuerst von A. Strodtmann in dem Aufsatz: „Aus Heines Studentenleben“ („Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik“ 1877, 4) veröffentlicht.

Mein Friß wird nun, will er sein Herz erbauen,  
Auf einem dünnen Prosagaul durchreiten  
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

Dresdener Poesie.<sup>1)</sup>

Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,  
Wo's gibt Tabak- und Stroh- und Versfabriken,  
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,  
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herrn und Frau'n besetzt dasselbe,  
So lesen vor, Glut-Mut-Blut in den Blicken,  
Herr Kuhn und Fräulein Nostiz — o Entzücken!  
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage steht es in der Zeitung,  
Hells Hellheit schwadement, Kind's Kindheit ist kindisch.  
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt fürs Geld und die Verbreitung,  
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,  
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

An Sie.

Die roten Blumen hier und auch die bleichen,  
Die einst geblüht aus blut'gen Herzengründen,  
Die hab' ich nun zum schmucken Strauß verbunden,  
Und will ihn dir, du schöne Herrin, reichen.

Rimm huldreich hin die treuen Sangeskunden;  
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,  
Ohn' rückzulassen dir ein Liebeszeichen —  
Gedenke mein, wenn ich den Tod gesunden!

Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;  
Beneidenswert war selbst mein Schmerzenleben —  
Denn liebend durff' ich dich im Herzen tragen.

Und größres Heil noch soll mir bald geschehen:  
Mit Geisterschutz darf ich dein Haupt umschweben  
Und Friedensgrüße in dein Herz' wehen.

1) Aus Steinmanns Buche: „H. Heine“ (Prag 1857) S. 168. — Fr. Kuhn und G. Nostiz waren Dresdner Dichter, die in der von Theodor Hell und Fr. Kind bei Arnold herausgegebenen „Abendzeitung“ von A. A. Böttiger gefeiert wurden.

# Übersetzungen aus Lord Byrons Werken.

(1820.)

## Vorbemerkung.

Die Übersetzung der ersten Szene aus „Manfred“ und des „Gut“ Nacht“ aus „Childe Harold“ entstand erst voriges Jahr und möge als Probe dienen, wie ich einige englische Dichter ins Deutsche zu übertragen gedenke. Die Lieder „Lebewohl“ und „An Inez“ sind weit früher — und zwar in unreifer, fehlerhafter Form — übersetzt, und wurden aus bloß zufälligen Gründen hier abgedruckt.

Berlin, den 20. November 1821.

H. Heine.

## Manfred.<sup>1)</sup>

### Erster Aufzug.

#### Erster Auftritt.

Eine gotische Halle. — Mitternacht. — Manfred allein.

#### Manfred.

Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch  
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.  
Mein Schlaf — wenn ich auch schlaf' — ist doch kein Schlaf;  
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,  
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's  
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließt

1) Die Szene aus „Manfred“ erschien zuerst im „Gesellschaft“ 1821, Nr. 106. Heine hatte sie schon in Bonn gedichtet, durch den Auspruch Schlegels angespont, daß er gerade diese Szenen für unübersetbar halte.

Sich nur, einwärts zu schaun. Und dennoch leb' ich  
 Und trage Menschenform und Menschenantlitz.  
 Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer sein;  
 Der Schmerz macht weise, und wer's meiste weiß,  
 Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:  
 Daz der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!  
 Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrüßelt,  
 Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur  
 Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,  
 Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.  
 Doch frommt es nicht. — Den Menschen that ich Gutes,  
 Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.  
 Doch frommt das nicht. — Ich hatte meine Feinde,  
 Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.  
 Doch frommt es nicht. — Denn Gutes, Böses, Leben,  
 Macht, Leidenschaft, wie ich's bei Andern sehe,  
 Das war bei mir wie Regen auf den Sand,  
 Seit jener grausen Stund. Ich fürchte nichts,  
 Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,  
 Kein stärkres Pothen fühl', von Hoffnung, Wünschen,  
 Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.  
 Mein Werk beginn'!

Geheimnisvolle Mächte!

Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!  
 Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!  
 Ihr, die den Erdball rings umwebt, und lustig  
 Im Hauche wohnt; ihr, die als Lieblingsplätze  
 Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;  
 Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, —  
 Euch ruf' ich her Kraft des geschriebnen Zaubers,  
 Der euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!

(Pausa.)

Sie zögern. — Ich beschwör' euch bei dem Worte  
 Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,  
 Das euch erzittern macht, beim Willen dessen,  
 Der nimmer stirbt, — steigt auf! Steigt auf! Erscheint!

(Pausa.)

Sie zögern. — Geister in der Erd' und Luft!  
 Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' euch

Bei noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,  
 Den ausgehecht' einst der verdamte Stern,  
 Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,  
 Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;  
 Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,  
 Bei dem Gedanfen, der stets in mir lebt,  
 Und um mich lebt, beschwör' ich euch. Erscheint!

(Ein Stern wird sichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehn.  
 Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall  
 Stürmt' ich aus der Wolkenhall',  
 Die der Dämmerung Hauch gebildet,  
 Die das Abendlicht vergüldet  
 Mit Karmin und Himmelbläu',  
 Daß sie mir ein Lusthaus sei.  
 Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,  
 Dennoch ritt ich auf dem Schimmer  
 Eines Sternleins zu dir her;  
 Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,  
 Die krönten schon längst seine Höh';  
 Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolkentalar,  
 Empfing er die Kron' von Schnee.  
 Wie'n Gurt umschlält seine Hüft' ein Wald,  
 Seine Hand die Lawine hält;  
 Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball  
 Still stehn, wenn's mir gefällt.  
 Des Gletschers ruhlos kalte Mass'  
 Sinkt tiefer Tag für Tag;  
 Doch ich bin's, der sie sinken lass',  
 Und auch sie hemmen mag.  
 Ich bin der Geist des Berges hier,  
 Wollt' ich's, er beugte sich,  
 Erzitternd bis zum Marke schier, —  
 Und du, was riefft du mich?

## Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,  
 Wo der Wellenkampf schweigt,  
 Wo ein Fremdling der Wind ist,  
 Und die Meerschlange kreucht,  
 Wo die Nixe ihr Grünhaar  
 Mit Muscheln durchschlingt, —  
 Wie wenn Sturm auf der Meerfläch',  
 Scholl dein Spruch, der mich zwingt.  
 In mein stilles Korallhaus  
 Erdröhnte er schwer;  
 Denn der Wassergeist bin ich —  
 Sprich aus dein Begehr!

## Vierter Geist.

Wo der Erdschütt'rer schlummert  
 Auf Kissen von Glut,  
 Wo die Bechström' aufwälzen  
 Die kochende Flut,  
 Wo die Wurzel der Andes  
 Die Erde durchwebt,  
 Also tief wie ihr Gipfel  
 Zum Himmel aufstreb't,  
 Dort ließ ich die Heimat,  
 Dein Ruf riß mich fort, —  
 Bin Knecht deines Spruches,  
 Mein Herr ist dein Wort.

## Fünfter Geist.

Mein Ross ist Wind, mit Geißelhieb  
 Treib' ich das Sturmgewühl;  
 Das Wetter, das dahinten blieb,  
 Ist noch von Blitzen schwül.  
 Mich hat gar schnell, über Land und Well',  
 Ein Windstoß hergebracht;  
 Die Flott', die ich traf, die segelt brav,  
 Doch sinkt sie noch heute Nacht.

## Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;  
Was quälst du mich ans Licht mit Zaubermacht?

## Siebenter Geist.

Bor Erdbeginn beherrschte ich  
Den Stern, der nun beherrscht dich.  
Das war ein Erdball, hübsch belebt,  
Wie keiner je die Sonn' umschwebt.  
Sein Lauf war schön geregelt, kaum  
Trug schönern Stern der Himmelsraum.  
Da kam die Stunde — und er ward  
Ein Flammenball unförm'ger Art,  
Ein Schwefelstern, der sich pfadlos schlingt,  
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,  
Der nie ermattend rollt und schweift,  
Und irrend ohne Laufbahn läuft,  
Ein Tollbild, das da oben brennt,  
Ein Ungeheu'r am Firmament!  
Und du, dem dies ein Schicksalstern,  
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,  
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,  
Die dich am End' mir eigen macht,)  
Auf kurz hieher, wo zitternd gar  
Hier diese schwache Geisterschar  
Mit einem Ding, wie du bist, schwächt —  
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

## Die sieben Geister.

Erd', Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind,  
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich,  
Und harren deines Winkes, Menschenkind, —  
Was will von uns der Sohn des Staubes? — sprich!

## Manfred.

Ich will vergessen —

## Erster Geist.

Was — und wie — warum?

## Manfred.

Was in mir ist, will ich vergessen, leset's  
In mir — ihr kennt's und ich kann's nimmer sagen.

## Geist.

Nur was wir haben, können wir dir geben,  
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,  
Ganz oder nur ein Teil, verlang' ein Zeichen,  
Das dir die Elemente dientbar macht,  
Die wir regieren, jedes, all dergleichen  
Sei dein.

## Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit —  
Könnt ihr nicht schaffen dies aus dunklen Reichen,  
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

## Geist.

In unsrer Macht steht's nicht; es seie denn —  
Du stirbst jetzt.

## Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

## Geist.

Wir sind unsterblich und vergessen nicht;  
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns  
Mitsamt der Zukunft gegenwärtig. Siehst du?

## Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die euch hierherzwang,  
Gab euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!  
Die See'l, der Geist, der promethe'sche Funken,  
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,  
Durchglüh'nd und weithinbligend wie die eure,  
Giebt der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.  
Gebt Antwort! sonst beweis' ich, wer ich bin.

## Geist.

Die alte Antwort g'nügt; die beste Antwort  
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklärt die Rede.

Geist.

Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,  
 So hattest du schon Antwort, als wir sagten:  
 Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.

So rief ich euch umsonst aus euren Reichen,  
 Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist.

Sprich!

Was wir vermögen, bieten wir, dein sei's;  
 Besinn' dich, eh' du uns entläßt, frag nochmals, —  
 Macht, Herrschaft, Kraft, Verläng'rung deiner Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?  
 Sie sind mir jetzt schon allzu lang, — fort! fort!

Geist.

Gemach! sind wir mal hier, kann's doch dir nützen.  
 Besinn' dich, giebt's denn gar nichts, daß wir könnten  
 Nicht ganz unwert in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl, eh' wir scheiden,  
 Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.  
 Ich höre eure Stimmen, süß und schmachtend  
 Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer  
 Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;  
 Doch anders nichts. Kommt näher, wie ihr seid,  
 Kommt all, kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geist.

Wir tragen keine Formen, außer die  
 Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeist;  
 Wähl' die Gestalt, worin wir kommen sollen.

## Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,  
 Die häflich oder reizend wär' für mich.  
 Eu'r Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,  
 Das ihm das Beste dünkt. Erschein'!

## Siebenter Geist.

(Erscheint in Gestalt eines schönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's so sein soll, und du kein Wahnbild  
 Und auch kein Blendwerk bist, so könnt' ich dennoch  
 Recht glücklich sein, — umarmen will ich dich,  
 Wir wollen wieder —

(die Gestalt verschwindet.)

's Herz ist mir zermalmet.

(Manfred stürzt bestinnungslos nieder.)

Eine Stimme (spricht folgenden Zauberbann):

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,  
 Und im Gras der Glühwurm blinkt,  
 Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,  
 Und im Sumpf das Irrlicht winkt,  
 Wenn Sternschnuppen niederschießen,  
 Und sich Eulen krächzend grüßen,  
 Wenn, umschattet von den Höh'n,  
 Baum und Blätter stille stehn:  
 Dann kommt meine Seel' auf dich,  
 Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,  
 Findest doch dein Geist nicht Ruh',  
 Schatten drohn, die nie verbleichen,  
 Und Gedanken, die nicht weichen;  
 Von geheimer Macht umrauscht,  
 Bist du nimmer unbelauscht;  
 Bist wie leichten Tuchumhängt,  
 Wie von Wolken eingezwängt;  
 Sollst jetzt leben immerfort  
 Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,  
 Dennoch fühlt dein Auge mich  
 Als ein Ding, das unsichtbar  
 Nah dir ist, und nahe war;  
 Und wenn's dir dann heimlich graust,  
 Und du hastig rückwärts schaust,  
 Siehst du staunend, daß ich nur  
 Bin der Schatten deiner Spur,  
 Und verschweigen muß dein Mund  
 Diese Macht, die dir ward kund.

Und ein Zauber sang und Spruch  
 Hat dein Haupt getauft mit Fluch;  
 Und ein Lustgeist voller List  
 Legt dir Schlingen, wo du bist;  
 In dem Wind hörst du ein Wort,  
 Das dir scheucht die Freude fort;  
 Und die Nacht, so still und hehr,  
 Gönnt dir Ruhe nimmermehr;  
 Und des Tages Sonnenschein,  
 Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Thränen, falsch und schlau,  
 Kocht' ich ein tödliches Gebräu;  
 Aus deines Herzens schwarzen Duell  
 Preßt' ich des schwarzen Blutes Well';  
 Aus deines Lächelns Falt' ich zog  
 Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;  
 Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,  
 Den Hauch des allerschlimmsten Leids;  
 Ich prüfst' manch Gift, das mir bekannt,  
 Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,  
 Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,  
 Bei deinem Aug', scheinheilig gut,  
 Bei deiner Seel' verschloßner Wut,  
 Bei deiner Kunst, womit du gar  
 Dein Herz für menschlich gabest dar,

Bei deiner Lust an fremdem Leid,  
Bei deiner Kainsähnlichkeit,  
Hierbei verfluch' ich dich, Gefell:  
Sei selber deine eigne Höll'!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,  
Der dir ein solch Verhängnis schafft;  
Schlafen nicht und Sterben nicht  
Könnt dein Schicksal dir, du Wicht;  
Sollst den Tod stets nahe schaun,  
Freudig zwar und doch mit Graun.  
Sieh! der Zauber schon umringt dich,  
Klanglos seine Kett' umschlingt dich;  
Auf dein Herz und Hirn zugleich  
Kam der Spruch — verwelt', verbleich'!

## Lebe wohl!

Befreundet waren weiland ihre Herzen!  
Doch Lästerungen können Wahrheit schwärzen;  
Und die Befähigkeitwohnt nur dort oben;  
Und dorrig ist das Leben, und die Jugend  
Ist eitel; und entzweit sein mit Geselein,  
Das kann wie Wahnsinnsschmerz im Hirne toben.

Doch nie sand sich ein Mittler diesen Beiden,  
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.  
Genther standen sich die Schmerzgestalten,  
Wie Klippen, die des Blißes Strahl gespalten.  
Ein wilder, wilder Strom fliekt jetzt dazwischen,  
Doch aller Elemente zorn'ge Schar  
Vermag wohl nimmer gänlich zu verwischen  
Die holbe Spur von dem, was einstens war.

(Aus Coleridges „Christabel.“)

Lebe wohl, und sei's auf immer!  
Sei's auf immer, lebe wohl!  
Doch, Versöhnungslose, nimmer  
Dir mein Herz zürnen soll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herz,  
Wo dein Haupt oft angeschmiegt  
Jene süße Ruh gefunden,  
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könntest du durchschaun dies Herz,  
Und sein innerstes Gefühl!  
Dann erst fühlst du: es so grausam  
Fortzustoßen, war zu viel.

Mag sein, daß die Welt dich preise,  
Und die That mit Freuden seh', —  
Muß nicht selbst ein Lob dich kränken,  
Das erkaust mit fremdem Weh?

Mag sein, daß viel Schuld ich trage;  
War kein anderer Arm im Land,  
Mir die Todeswund' zu schlagen,  
Als der einst mich lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,  
Langsam welkt die Liebe blos,  
Und man reißt so raschen Bruches  
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen,  
Meins auch, blut' es noch so sehr;  
Immer lebt der Schmerzgedanke:  
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bitt'rer,  
Als wenn man um Tote klagt;  
Jeder Morgen soll uns finden  
Im verwitwet' Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenn's erste Lallen  
Unsres Mägdleins dich begrüßt:  
Willst du lehren „Vater“ rufen  
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn, umarmt von ihren Händchen,  
Dich ihr süßer Kuß entzückt,  
Denke sein, der fern dich liebet,  
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, daß ihr Gesichtlein  
Meinen Zügen ähnlich sei,

Zuckt vielleicht in deinem Herzen  
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehlritt' kennst du,  
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;  
All mein Hoffen, wo du gehn magst,  
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl hast du erschüttert;  
Selbst mein Stolz, sonst felsenfest,  
Beugt sich dir, — von dir verlassen,  
Meine Seel' mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte, —  
Kommt ja gar von mir das Wort!  
Nur entzügelte Gedanken  
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geschleudert  
Fert von allen Lieben mein,  
Herzkrank, einsam und zermalmt, —  
Tödlicher kann Tod nicht sein!

### An Inez.

(Ehilde Harold. Erster Gesang.)

O, lächle nicht ob meinen finstern Brauen,  
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer!  
Doch Thränen mögen nie dein Aug' betauen,  
Unisonst geweinte Thränen nimmermehr.

O, forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde,  
Der nagend Freud' und Zugend mir zerfrißt.  
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,  
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hass,  
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,  
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,  
Was mir die Gegenwart vereckt schier.

Es ist kein Überdruß, der mich erdrücket  
 Bei allem, was ich hör' und seh' und fühl'.  
 Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzücket,  
 Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es ist die düst're Glut, die stets getragen  
 In tiefer Brust der ew'ge Wandersmann,  
 Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,  
 Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Glend kann sich selbst entfliehn! Vergebens  
 Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,  
 Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,  
 Der Teufel, der „Gedanke“ wird genannt.

Doch Andre seh' ich, die sich lustig tauchen  
 In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;  
 O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,  
 Und keiner mög' erwachen so, wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durchheilen,  
 Verdamm't, noch manches Mal zurück zu sehn;  
 Nur ein Bewußtsein kann mir Trost erteilen:  
 Was auch gescheh', das Schlimmste ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die scharfen,  
 Die scharfen Stachelsfragen lasse fort!  
 O lächle nur, — doch such nicht zu entlarven  
 Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

### Gut' Nacht!

(Childe Harold. Erster Gesang.)

Leb wohl! leb wohl! — im blauen Meer  
 Verbleicht die Heimat dort.  
 Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,  
 Scheu fliegt die Möwe fort.  
 Wir segeln jener Sonne zu,  
 Die untertaucht mit Bracht;  
 Leb wohl, du schöne Sonn' und du,  
 Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Aufz Neu' steigt bald die Sonn' heran,  
Gebärend Tagesslicht;  
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,  
Doch meine Heimat nicht.  
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,  
Mein Herd steht öde dort,  
Das Unkraut rankt dort wild umher,  
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,  
Was weinst du, armes Kind?  
Fürchtst du der Wogen wildes Dräu'n,  
Macht zittern dich der Wind?  
Wisch nur vom Aug' die Thräne hell,  
Das Schiff ist fest gefügt,  
Raum fliegt der beste Falsch so schnell,  
Wie unser Schifflein fliegt.

„Läß brausen Flut, läß heulen Wind,  
Mirch schreckt nicht Wind, nicht Flut;  
Sir Childe, viel andre Ding' es sind,  
Weshalb ich schlimmgemut.  
Denn ich verließ den Vater mein,  
Und auch die Mutter traut;  
Mir blieb kein Freund, als du allein,  
Und der dort oben schaut.

„Lang segnete mein Vater mich,  
Doch klagte er nicht sehr.  
Doch Mutter weint wohl bitterlich,  
Bis daß ich wiederkehr.“ —  
Still, still, mein Bub, dich zieret hold  
Im Auge solche Thrän',  
Hätt' ich dein schuldlos Herz, man sollt'  
Auch meins nicht trocken sehn.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,  
Was hat dich bleich gemacht?  
Fürchtst du, der Franzmann käm' heran,  
Durchfröstelt dich die Nacht?

„Glaubst du, ich zittre für den Leib?  
 Sir Childe, bin nicht so bang!  
 Doch denkt er an sein fernes Weib,  
 Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammeschloß ragt,  
 Da wohnt mir Weib und Kind;  
 Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,  
 Was sagt sie ihm geschwind?“  
 Still, still, mein wacker Schloßdienstmann,  
 Man ehre deinen Schmerz;  
 Doch ich bin leicht'rer Art und kann  
 Entfliehn, als sei's ein Scherz.

Ich traue Weibesleufzern nicht!  
 Ein frischer Buhlertröß  
 Wird trocken jenes Auge licht,  
 Daß jüngst noch überfloß.  
 Mich quälet kein' Erinnerung füß,  
 Kein Sturm, der näher rollt;  
 Mich quält nur, daß ich nichts verließ,  
 Weshalb ich weinen sollt'.

Und nun schwimm' ich auf weitem Meer,  
 Bin einsam in der Welt; —  
 Sollt' ich um andre weinen fehr,  
 Da mir kein Thränelein fällt?  
 Mein Hund heult nur, bis neue Speif'  
 Ein neuer Herr ihm reicht;  
 Kehr' ich zurück und nah' ihm leis —  
 Zerfleischt er mich vielleicht.

„Mit dir, mein Schiff, durchseg'l' ich frei  
 Das wilde Meergebraus;  
 Trag mich, nach welchem Land es sei,  
 Nur trag mich nicht nach Hauß!  
 Sei mir willkommen, Meer und Luft!  
 Und ist die Fahrt vollbracht,  
 Sei mir willkommen, Wald und Kluft!  
 Mein Vaterland, — gut' Nacht!

# Lyrisches Intermezzo.

(1822—1823.)

Salomon Heine

empfange diese Blätter aufs Neue  
als

ein Zeichen der Verehrung und Zuneigung  
des Verfassers.

Meine Dual und meine Klagen  
hob' ich in dies Buch geöffnet,  
Und wenn du es aufgeschlagen,  
hat sich dir mein Herz erschlossen.<sup>1)</sup>

## Prolog.<sup>2)</sup>

Es war mal ein Ritter, trübselig und stumm,  
Mit hohlen, schneeweissen Wangen;  
Er wankte und schlenderte schlitternd herum,  
In dumpfen Träumen besangen.  
Er war so hölzern, so täppisch, so links,  
Die Blümlein und Mägdelein, die licherten rings,  
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

Oft saß er im finsternsten Winkel zu Hause;  
Er hatt' sich vor Menschen verkrochen.  
Da streckte er sehnend die Arme aus,  
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.  
Kam aber die Mitternachtstunde heran,  
Ein seltsames Singen und Klingen begann —  
An die Thüre da hört' er es pochen.

1) Diese Zueignung war ursprünglich den „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ (Berlin 1823), vorangestellt.

2) Aus dem von Fr. Räfmann herausgegebenen „Rheinisch-Westfälischen Musenalmanach auf das Jahr 1822“, wo das Gedicht die Überschrift „Lieb vom blöden Ritter“ trug und „Harri Heine“ unterzeichnet war.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein  
 Im rauschenden Wellensaumkleide,  
 Sie blüht und glüht wie ein Röselein,  
 Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.  
 Goldlocken umspielen die schlante Gestalt,  
 Die Auglein grüßen mit süßer Gewalt —  
 In die Arme sinken sich beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,  
 Der Hölzerne steht jetzt in Feuer,  
 Der Blasse errötet, der Träumer erwacht,  
 Der Blöde wird freier und freier.  
 Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,  
 Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt  
 Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kristallenen Wasserpalast  
 Ist plötzlich gezaubert der Ritter.  
 Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast  
 Vor alle dem Glanz und Gesitter.  
 Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,  
 Der Ritter ist Bräut'gam, die Nixe ist Braut,  
 Ihre Jungfrauen spielen die Zither.

Sie spielen und singen, und singen so schön,  
 Und heben zum Tanze die Füße;  
 Dem Ritter, dem wollen die Sinne vergehn,  
 Und fester umschließt er die Süße —  
 Da löschen auf einmal die Lichter aus,  
 Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus,  
 In dem düstern Poetenstübchen.

## 1.

Im wunderschönen Monat Mai,  
 Als alle Knospen sprangen,  
 Da ist in meinem Herzen  
 Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,  
Als alle Vögel sangen,  
Da hab' ich ihr gestanden  
Mein Sehnen und Verlangen.

2.<sup>1)</sup>

Aus meinen Thränen sprießen  
Viel blühende Blumen hervor,  
Und meine Seufzer werden  
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,  
Schenk' ich dir die Blumen all,  
Und vor deinem Fenster soll klingen  
Das Lied der Nachtigall.

3.<sup>2)</sup>

Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne,  
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.  
Ich lieb' sie nicht mehr, ich liebe alleine  
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;  
Sie selber, aller Liebe Bronne,  
Ist Rose und Lilje und Taube und Sonne.

4.

Wenn ich in deine Augen seh',  
So schwindet all mein Leid und Weh;  
Doch wenn ich küsse deinen Mund,  
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,  
Kommt's über mich wie Himmelsluft;  
Doch wenn du sprichst: „Ich liebe dich!“  
So muß ich weinen bitterlich.

1) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161.

2) Dieses und die beiden folgenden Gedichte sind aus der „Aurora“, 1823.

## 5.

Dein Angesicht, so lieb und schön,  
Das hab' ich jüngst im Traum gesehn,  
Es ist so mild und engelgleich,  
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind rot;  
Bald aber küßt sie bleich der Tod.  
Erlöschen wird das Himmelslicht,  
Das aus den frommen Augen bricht.

6.<sup>1)</sup>

Lehn deine Wang' an meine Wang',  
Dann fließen die Thränen zusammen!  
Und an mein Herz drück fest dein Herz,  
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt  
Der Strom von unsern Thränen,  
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt —  
Sterb' ich vor Liebessehnen!

7.<sup>2)</sup>

Ich will meine Seele tauchen  
In den Kelch der Lilje hinein;  
Die Lilje soll klingend hauchen  
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und leben  
Wie der Kuß von ihrem Mund,  
Den sie mir einst gegeben  
In wunderbar süßer Stund'.

8.<sup>3)</sup>

Es stehen unbeweglich  
Die Sterne in der Höh'  
Biel' tausend Jahr', und schauen  
Sich an mit Liebesweh.

1) Aus dem „Westdeutschen Musenalmanach“ auf 1823. — 2) „Gesellschafter“, 1823, Nr. 101. — 3) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161.

Sie sprechen eine Sprache,  
Die ist so reich, so schön;  
Doch keiner der Philologen  
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernt,  
Und ich vergesse sie nicht;  
Mir diente als Grammatik  
Der Herzallerliebsten Gesicht.

9.<sup>1)</sup>

Auf Flügeln des Gesanges,  
Herzliebchen, trag' ich dich fort,  
Fort nach den Fluren des Ganges,  
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten  
Im stillen Mondenschein;  
Die Lotosblumen erwarten  
Ihr trautes Schwesternlein.

Die Veilchen lichern und kosen,  
Und schaun nach den Sternen empor;  
Heimlich erzählen die Rosen  
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen  
Die frommen, klugen Gazellen;  
Und in der Ferne rauschen  
Des heiligen Stromes Welln.

Dort wollen wir niedersinken  
Unter dem Palmenbaum,  
Und Lieb' und Ruhe trinken  
Und träumen seligen Traum.

10.

Die Lotosblume ängstigt  
Sich vor der Sonne Pracht,

1) Friederike Robert (1795–1832), der schönen Gattin des Dichters Ludwig Robert, die keine hochverehrte, ursprünglich gewidmet.

Und mit gesenktem Haupte  
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,  
Er weckt sie mit seinem Licht,  
Und ihm entschleiert sie freundlich  
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet  
Und starret stumm in die Höh;  
Sie duftet und weinet und zittert  
Vor Liebe und Liebesweh.

## 11.

Im Rhein, im schönen Strome,  
Da spiegelt sich in den Welln,  
Mit seinem großen Dome,  
Das große, heilige Köln.

Im Dom, da steht ein Bildnis,  
Auf goldenem Leder gemalt;  
In meines Lebens Wildnis  
Hat's freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein  
Um unsre liebe Frau;  
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,  
Die gleichen der Liebsten genau.

## 12.

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,  
Das kümmt mich gar wenig;  
Schau' ich dir nur ins Angesicht,  
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,  
So spricht dein rotes Mündchen;  
Reich' mir es nur zum Küssen dar,  
So tröst' ich mich, mein Kindchen.

13.<sup>1)</sup>

Du sollst mich liebend umschließen,  
Geliebtes, schönes Weib!  
Umschling mich mit Armen und Füßen  
Und mit dem geschmeidigen Leib.

\* \* \*

Gewaltig hat umfangen,  
Umwunden, umschlungen schon,  
Die allerschönste der Schlangen  
Den glücklichsten Laokoon.

14.<sup>2)</sup>

O schwöre nicht und küssse nur,  
Ich glaube keinem Weiberschwur!  
Dein Wort ist süß, doch süßer ist  
Der Kuß, den ich dir abgeküßt!  
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,  
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

\* \* \*

O schwöre, Liebchen, immerfort,  
Ich glaube dir aufs bloße Wort!  
An deinen Busen sink' ich hin,  
Und glaube, daß ich selig bin;  
Ich glaube, Liebchen, ewiglich  
Und noch viel länger liebst du mich.

15.<sup>3)</sup>

Auf meiner Herzliebsten Äugelein  
Mach' ich die schönsten Ranzonen.  
Auf meiner Herzliebsten Mündlein klein  
Mach' ich die besten Terzinen.  
Auf meiner Herzliebsten Wangelein  
Mach' ich die herrlichsten Stanzen.  
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',  
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

1) Aus dem „Westdeutschen Musenalmanach“ auf 1823.

2) „Gesellshaft“, 1822, Nr. 121.

3) „Aurora“, 1823.

## 16.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,  
Wird täglich abgeschmackter!  
Sie spricht von dir, mein schönes Kind:  
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,  
Und dich wird sie immer verkennen;  
Sie weiß nicht, wie süß deine Küsse sind,  
Und wie sie beseigend brennen.

17.<sup>1)</sup>

Liebste, sollst mir heute sagen:  
Bist du nicht ein Traumgebild,  
Wie's in schwülen Sommertagen  
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,  
Solcher Augen Zauberlicht,  
Solch ein liebes, süßes Kindchen,  
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampyre,  
Lindenwürm' und Ungeheu'r,  
Solche schlimme Fabeltiere,  
Die erschafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,  
Und dein holdes Angesicht,  
Und die falschen frommen Blicke —  
Das erschafft der Dichter nicht.

18.<sup>2)</sup>

Wie die Wellenschaumgeborene,  
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,  
Denn sie ist das auserkorene  
Bräutchen eines fremden Manns.

1) „Aurora“, 1823.

2) Dieses und die beiden folgenden Gedichte trugen früher die gemeinsame Überschrift „Die Vermählte.“

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,  
Grolle nicht ob dem Verrat;  
Trag es, trag es, und entschuldig es,  
Was die holde Thörin that.

## 19.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,  
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.  
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,  
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,  
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,  
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frisbt,  
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

## 20.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —  
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!  
Bis uns der Tod das frakte Herz bricht,  
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,  
Und seh' dein Auge blißen troziglich,  
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —  
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,  
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,  
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —  
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

21.<sup>1)</sup>

Das ist ein Flüten und Geigen,  
Trompeten schmettern drein;  
Da tanzt den Hochzeitreigen  
Die Herzallerliebste mein.

1) Aus dem „Westdeutschen Musenalmanach“ auf 1823.

Das ist ein Klingen und Dröhnen  
Von Pauken und Schallmei'n;  
Dazwischen schluchzen und stöhnen  
Die guten Englein.

22.<sup>1)</sup>

So hast du ganz und gar vergessen,  
Daß ich so lang dein Herz besessen,  
Dein Herzchen, so süß und so falsch und so klein,  
Es kann nirgend was Süßeres und Falscheres sein.

So hast du die Lieb' und das Leid vergessen,  
Die das Herz mir thäten zusammenpressen.  
Ich weiß nicht, war Liebe größer, als Leid?  
Ich weiß nur, sie waren groß alle beid'!

23.<sup>2)</sup>

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,  
Wie tief verwundet mein Herz,  
Sie würden mit mir weinen,  
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,  
Wie ich so traurig und krank,  
Sie ließen fröhlich erschallen  
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,  
Die goldnen Sternelein,  
Sie kämen aus ihrer Höhe,  
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,  
Nur Eine kennt meinen Schmerz:  
Sie hat ja selbst zerrissen,  
Zerrissen mir das Herz.

24.<sup>3)</sup>

Warum sind denn die Rosen so blaß,  
O sprich, mein Lieb, warum?

1) „Aurora“, 1823.

2) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 16, mit der Überschrift „Liebesweh.“

3) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 101. Ebenda auch das folgende Gedicht.

Warum sind denn im grünen Gras  
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut  
Die Verche in der Luft?  
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut  
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au  
So kalt und verdrießlich herab?  
Warum ist denn die Erde so grau  
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so frank und so trüb,  
Mein liebes Liebchen? sprich!  
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,  
Warum verließest du mich?

## 25.

Sie haben dir Viel erzählet  
Und haben Viel geflagt;  
Doch was meine Seele gequälet,  
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen  
Und schüttelten kläglich das Haupt;  
Sie nannten mich den Bösen,  
Und du hast alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,  
Das haben sie nicht gewußt;  
Das Schlimmste und das Dümme,  
Das trug ich geheim in der Brust.<sup>1)</sup>

1) In der ältesten Fassung folgte noch diese Strophe:

Das Schlimmste, du Glaubensvolle,  
Das Dümme, du gläubiges Kind,  
Das war die Liebe, die tolle,  
Die toll mich mache und blind.

26.<sup>1)</sup>

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,  
 Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;  
 Da küßtest du mich, und dein Arm mich umschlang,  
 Da preßtest du mich an die schwollende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,  
 Die Sonne grüßte verbrossenen Blicks;  
 Da sagten wir frostig einander: „Lebwohl!“  
 Da knüßtest du höflich den höflichsten Knir.

## 27.

Wir haben viel für einander gefühlt,  
 Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.  
 Wir haben oft „Mann und Frau“ gespielt,  
 Und dennoch uns nicht gerauht und geschlagen,  
 Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,  
 Und zärtlich uns geküßt und geherzt.  
 Wir haben am Ende aus kindischer Lust  
 „Verstecken“ gespielt in Wäldern und Gründen,  
 Und haben uns so zu verstecken gewußt,  
 Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

## 28.

Ich glaub' nicht an den Himmel,  
 Wovon das Pfäfflein spricht;  
 Ich glaub' nur an dein Auge,  
 Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,  
 Wovon das Pfäfflein spricht;  
 Ich glaub' nur an dein Herz,  
 'Nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Bösen,  
 An Höll' und Höllenschmerz;  
 Ich glaub' nur an dein Auge,  
 Und an dein böses Herz.

1) Dieses und die nächsten vier Lieder waren im „Gesellschafter“, 1822, Nr. 121 zuerst abgedruckt.

## 29.

Du bliebest mir treu am längsten,  
Und hast dich für mich verwendet,  
Und hast mir Trost gespendet  
In meinen Nöten und Angsten.

Du gabest mir Trank und Speise,  
Und hast mir Geld geborget,  
Und hast mich mit Wäsche versorget,  
Und mit dem Paß für die Reise.

Mein Liebchen, daß Gott dich behüte  
Noch lange vor Hit' und vor Kälte,  
Und daß er dir nimmer vergelte  
Die mir erwiesene Güte!

30.<sup>1)</sup>

Die Erde war so lange geizig,  
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,  
Und alles lacht und jaucht und freut sich,  
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen spritzen, die Glöcklein schallen,  
Die Vögel sprechen wie in der Fabel;  
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,  
Ich finde alles miserabel.

Das Menschenvolk mich ennuhieret,  
Sogar der Freund, der sonst passabel; —  
Das kommt, weil man „Madam“ titulieret  
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

31.<sup>2)</sup>

Und als ich so lange, so lange gefäumt,  
In fremden Landen getchwärmt und geträumt:  
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,  
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,  
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen  
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

1) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 101.

2) „Aurora“, 1823.

Mein Liebchen ist so schön und mild,  
 Nach schwelt vor mir ihr süßes Bild,  
 Die Veilchenaugen, die Rosenvänglein,  
 Die glühen und blühen, jahraus jahrein.  
 Dass ich von solchem Lieb konnt' weichen,  
 War der dümmste von meinen dummen Streichen.<sup>1)</sup>

32.<sup>2)</sup>

Die blauen Veilchen der Äugelein  
 Die roten Rosen der Wänglein,  
 Die weißen Liljen der Händchen klein,  
 Die blühen und blühen noch immerfort,  
 Und nur das Herzchen ist verdorrt.

33.

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,  
 Und die Lüfte wehen so lind und so lau,  
 Und die Blumen winken auf blühender Au,  
 Und funkeln und glitzern im Morgentau,  
 Und die Menschen jubeln, wohin ich schau' —  
 Und doch möcht' ich im Grabe steigen,  
 Und mich an ein totes Liebchen schmiegen.

34.<sup>3)</sup>

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,  
 Im dunkeln Grab wirst liegen,  
 Dann will ich steigen zu dir hinab,  
 Und will mich an dich schmiegen.

Ich küssé, umschlinge und presse dich wild,  
 Du Stille, du Kalte, du Bleiche!  
 Ich jauchze, ich zittere, ich weine mild,  
 Ich werde selber zur Leiche.

1) Im Originalmanuskript fand sich noch folgende Schlussstrofe:

Oft wenn ich sage und einfach bin,  
 Kommt mir die Frage in den Sinn:  
 Ob sie denn meiner ganz und gar  
 Vergessen hat auf immerbar?  
 Dann seufz' ich und muss zu mir selber sagen:  
 Das ist die dümmste der dummen Fragen.

2) Aurora", 1823. Ebenda auch das folgende Gedicht.

3) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 121.

Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,  
Sie tanzen im lustigen Schwarme:  
Wir beide bleiben in der Gruft,  
Ich liege in deinem Arme.

Die Toten stehn auf, der Tag des Gerichts  
Ruft sie zu Dual und Vergnügen;  
Wir beide befürmern uns um nichts,  
Und bleiben ruhig liegen.

35.<sup>1)</sup>

Ein Fichtenbaum steht einsam  
Im Norden auf kahler Höh',  
Ihn schläfert; mit weißer Decke  
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,  
Die fern im Morgenland  
Einsam und schweigend trauert  
Auf brennender Felsenwand.

36.<sup>2)</sup>

Schöne, helle, goldne Sterne,  
Grüßt die Liebste in der Ferne,  
Sagt, daß ich noch immer sei  
Herzefrank und bleich und treu.

37.<sup>3)</sup>

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',  
Worauf der Liebsten Füße ruhn!  
Und stampfte sie mich noch so sehr,  
Ich wollte doch nicht flagen thun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Käfchen wär',  
Wo sie die Nadeln steckt hinein!  
Und stäche sie mich noch so sehr,  
Ich wollte mich der Stiche freun.

1) Die Quelle dieses Gedichtes ist eine Erzählung aus dem orientalischen Legendenbuch des Vibraſſa.

2) "Aurora", 1823.

3) Aus dem "Zuschauer", 1822, Nr. 2.

(Das Lied spricht:)

  Ach, wär' ich nur das Stück Papier,  
 Das sie als Papillote braucht!  
 Ich wollte heimlich flüstern ihr  
 Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

38.<sup>1)</sup>

Seit die Liebste war entfernt,  
 Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.  
 Schlechten Witz riß mancher Wicht,  
 Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',  
 Schafft' ich auch das Weinen ab;  
 Falt vor Weh das Herz mir bricht,  
 Aber weinen kann ich nicht.

39.

Aus meinen großen Schmerzen  
 Mach' ich die kleinen Lieder;  
 Die heben ihr klingend Gefieder  
 Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,  
 Doch kommen sie wieder und klagen,  
 Und klagen und wollen nicht sagen,  
 Was sie im Herzen schauten.

40.

Ich kann es nicht vergessen,  
 Geliebtes, holdes Weib,  
 Daß ich dich einst besessen,  
 Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben,  
 Den Leib, so zart und jung;  
 Die Seele könnt ihr begraben,  
 Hab' selber Seele genug.

1) „Aurora“, 1823.

Ich will meine Seele zerschneiden,  
Und hauchen die Hälfte dir ein,  
Und will dich umföhlingen, wir müssen  
Ganz Leib und Seele sein.

41.

Philister in Sonntagsröcklein  
Spazieren durch Wald und Flur;  
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,  
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,  
Wie alles romantisch blüht;  
Mit langen Ohren saugen  
Sie ein der Spazier Lied.

Ich aber verhänge die Fenster  
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;  
Es machen mir meine Gespenster  
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,  
Sie stieg aus dem Totenreich;  
Sie setzt sich zu mir und weinet,  
Und macht das Herz mir weich.

42. <sup>1)</sup>

Manch Bild vergessener Zeiten  
Steigt auf aus seinem Grab,  
Und zeigt, wie in deiner Nähe  
Ich einst gelebet hab'.

Um Tage schwankte ichträumend  
Durch alle Straßen herum,  
Die Leute verwundert mich anfahn,  
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts, da war es besser,  
Da waren die Straßen leer;  
Ich und mein Schatten selbander,  
Wir wandelten schweigend einher.

1) Dieses und das folgende Gedicht sind aus dem „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161.

Mit widerhallendem Fußtritt  
Wandelt' ich über die Brück';  
Der Mond brach aus den Wolken  
Und grüßte mit ernstem Blick.

Stehn blieb ich vor deinem Hause  
Und starrte in die Höh',  
Und starrte nach deinem Fenster, —  
Das Herz that mir so weh.

Ich weiß, du hast aus dem Fenster  
Gar oft herabgehn,  
Und sahst mich im Mondenlichte  
Wie eine Säule stehn.

## 43.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,  
Die hat einen Andern erwählt;  
Der Ander liebt eine Ander,  
Und hat sich mit Dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger  
Den ersten, besten Mann,  
Der ihr in den Weg gelaufen;  
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu;  
Und wem sie just passieret,  
Dem bricht das Herz entzwei.

## 44.

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,  
Diese Dreie hört' ich preisen,  
Und ich pries und suchte sie,  
Aber, ach! ich fand sie nie.

## 45.

Hör' ich das Liedchen klingen,  
Das einst die Liebste sang,  
So will mir die Brust zerspringen  
Vor wildem Schmerzandrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen  
Hinauf zur Waldeshöh',  
Dort löst sich auf in Thränen  
Mein über großes Weh.

46.<sup>1)</sup>

Es schauen die Blumen alle  
Zur leuchtenden Sonne hinauf;  
Es nehmen die Ströme alle  
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle  
Zu meinem leuchtenden Lieb —  
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,  
Ihr Lieder, wehmüdig und trüb!

47.

Mir träumte von einem Königskind  
Mit nassen, blassen Wangen;  
Wir saßen unter der grünen Lind'  
Und hielten uns lieb umfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,  
Und will nicht sein Zepter von Golde,  
Ich will nicht seine demantete Kron',  
Ich will dich selber, du Golde.“

„Das kann nicht sein,“ sprach sie zu mir,  
„Ich liege ja im Grabe,  
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,  
Weil ich so lieb dich habe.“

48.

Mein Liebchen, wir saßen beisammen  
Traulich im leichten Kahn.  
Die Nacht war still, und wir schwammen  
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geister-Insel, die schöne,  
Lag dämmrig im Mondenglanz;

1) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161.

Dort klangen liebe Töne,  
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,  
Und wogt' es hin und her;  
Wir aber schwammen vorüber  
Trostlos auf weitem Meer.

49.

Aus alten Märchen winkt es  
Hervor mit weißer Hand,  
Da singt es und da klingt es  
Von einem Zauberland,

Wo große Blumen schmachten,  
Im goldenen Abendlicht,  
Und zärtlich sich betrachten  
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen,  
Und singen, wie ein Chor,  
Und laute Quellen brechen  
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,  
Wie du sie nie gehört,  
Bis wundersüßes Sehnen  
Dich wundersüß bethört! <sup>1)</sup>)

Ach, könnt' ich dortherin kommen,  
Und dort mein Herz erfreun,  
Und aller Dual entnommen,  
Und frei und selig sein!

1) Der älteste Abbruch hat statt der beiden obigen die folgenden vier Strophen:

Und grüne Bäume singen	Und blaue Funken brennen
Uralte Melodein,	Auf jedem Blatt und Reis,
Die Lüfte heimlich flingen,	Und rote Lichter rennen
Und Vögel schmettern drein;	Im irren, wirren Kreis;
Und Nebelbilder steigen	Und laute Quellen brechen
Wohl aus der Erb' hervor,	Aus wildem Marmorstein,
Und tanzen lust'gen Reigen	Und seltsam in den Bächen
Im wunderlichen Chor;	Strahlt fort der Widerschein.

Ach! jenes Land der Wonne  
Das seh' ich oft im Traum;  
Doch, kommt die Morgensonne,  
Berfließt's wie eitel Schaum.

50.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!  
Und siele die Welt zusammen,  
Aus ihren Trümmern stiegen doch  
Hervor meiner Liebe Flammen. <sup>1)</sup>

51.

Am leuchtenden Sommermorgen  
Geh' ich im Garten herum.  
Es flüstern und sprechen die Blumen,  
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,  
Und schaun mitleidig mich an:  
„Sei unserer Schwester nicht böse,  
Du trauriger, blasser Mann!“

52. <sup>2)</sup>

Es leuchtet meine Liebe  
In ihrer dunkeln Pracht,  
Wie'n Märchen, traurig und trübe,  
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zauber Garten wallen  
Zwei Buhlen, stumm und allein;  
Es singen die Nachtigallen,  
Es flimmert der Mondenschein.

„Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis,  
Der Ritter vor ihr kniet.  
Da kommt der Riese der Wildnis,  
Die bange Jungfrau flieht.

1) In der ältesten Fassung findet sich hier noch die folgende Strophe:  
Und wenn ich dich geliebet hab',  
Bis in meine Todesstunde,  
So nehm' ich mit ins ew'ge Grab  
Die große Liebeswunde.

2) Aus dem „Westdeutschen Museenalmanach“ auf 1823.

„Der Ritter sinkt blutend zur Erde,  
Es stolpert der Riese nach Hause“ —  
Wenn ich begraben werde,  
Dann ist das Märchen aus.

53. <sup>1)</sup>

Sie haben mich gequält,  
Geärgert blau und blaß,  
Die Einen mit ihrer Liebe,  
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,  
Sie gossen mir Gift ins Glas,  
Die Einen mit ihrer Liebe,  
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten  
Gequält, geärgert, betrübt,  
Die hat mich nie gehasset,  
Und hat mich nie geliebt.

54. <sup>2)</sup>

Es liegt der heiße Sommer  
Auf deinen Wänglein;  
Es liegt der Winter, der kalte,  
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,  
Du Bielgeliebte mein!  
Der Winter wird auf den Wangen,  
Der Sommer im Herzen sein.

55. <sup>3)</sup>

Wenn Zwei von einander scheiden,  
So geben sie sich die Händ',  
Und fangen an zu weinen,  
Und seufzen ohne End'.

1) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161. — 2) Aus dem „Westdeutschen Musenalmanach“ auf 1823. — 3) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161.

Wir haben nicht geweinet,  
Wir seufzten nicht „Weh!“ und „Ach!“  
Die Thränen und die Seufzer,  
Die kamen hintennach.

## 56.

Sie saßen und tranken am Theetisch  
Und sprachen von Liebe viel.  
Die Herren, die waren ästhetisch,  
Die Damen von zartem Gefühl.

„Die Liebe muß sein platonisch,“  
Der dürre Hofrat sprach.  
Die Hofrätin lächelt ironisch,  
Und dennoch seufzt sie: „Ach!“

Der Domherr öffnet den Mund weit:  
„Die Liebe sei nicht zu roh,  
Sie schadet sonst der Gesundheit.“  
Das Fräulein lispelet: „Wie so?“

Die Gräfin spricht wehmüting:  
„Die Liebe ist eine Passion!“  
Und präsentieret gütig  
Die Tasse dem Herrn Baron.

Um Tische war noch ein Bläschchen;  
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.  
Du hättest so hübsch, mein Schäschchen,  
Von deiner Liebe erzählt.

## 57.

Bergiftet sind meine Lieder —  
Wie könnt' es anders sein?  
Da hast mir ja Gift gegossen  
Ins blühende Leben hinein.

Bergiftet sind meine Lieder —  
Wie könnt' es anders sein?  
Ich trage im Herzen viel' Schlangen,  
Und dich, Geliebte mein.

58. <sup>1)</sup>

Mir träumte wieder der alte Traum:  
 Es war eine Nacht im Mai,  
 Wir saßen unter dem Lindenbaum,  
 Und schworen uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs Neu',  
 Ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;  
 Daß ich gedenk des Schwures sei,  
 Hast du in die Hand mich gebissen.

O Liebchen mit den Auglein klar!  
 O Liebchen, schön und bissig!  
 Das Schwören in der Ordnung war,  
 Daß Weizen war überflüssig.

## 59.

Ich steh' auf des Berges Spize,  
 Und werde sentimental.  
 „Wenn ich ein Böglein wäre!“  
 Seufz' ich viel' tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,  
 So flög' ich zu dir, mein Kind,  
 Und baute mir mein Nestchen,  
 Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,  
 So flög' ich zu dir, mein Kind,  
 Und sänge dir nachts meine Lieder  
 Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,  
 So flög' ich gleich an dein Herz;  
 Du bist ja hold den Gimpeln,  
 Und heilest Gimpelschmerz.

## 60.

Mein Wagen rollet langsam  
 Durch lustiges Waldesgrün,

1) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161. Ebenso die beiden folgenden Gedichte.

Durch blumige Thäler, die zaubrisch  
Im Sonnenglanze blühn.

Ich sitze und sinne und träume,  
Und denk' an die Liebste mein;  
Da grüßen drei Schattengestalten  
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,  
So spöttisch und doch so scheu,  
Und quirlen wie Nebel zusammen,  
Und fischen und huschen vorbei.

## 61.

Ich hab' im Traum geweinet,  
Mir träumte, du lägest im Grab.  
Ich wachte auf, und die Thräne  
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,  
Mir träumt', du verliebst mich.  
Ich wachte auf, und ich weinte  
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,  
Mir träumte, du bliebst mir gut.  
Ich wachte auf, und noch immer  
Strömt meine Thränenflut.

62.<sup>1)</sup>

Allnächtlich im Traume seh' ich dich,  
Und sehe dich freundlich grüßen,  
Und laut aufweinend stürz' ich mich  
Zu deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmüglich,  
Und schüttelst das blonde Köpfchen;  
Aus deinen Augen schleichen sich  
Die Perlenthränentröpfchen.

1) Auch dieses, sowie die drei folgenden Gedichte, standen zuerst im „Gesellschafter“, 1821, Nr. 161. Vgl. Strodtmann, I. c. I. 162 ff.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort,  
Und giebst mir den Strauß von Thypressen.  
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,  
Und das Wort hab' ich vergessen.

63.

Das ist ein Brausen und Heulen,  
Herbstnacht und Regen und Wind;  
Wo mag wohl jezo weilen  
Mein armes, banges Kind?

Ich seh' sie am Fenster lehnen  
Im einsamen Kämmerlein;  
Das Auge gefüllt mit Thränen,  
Starrt sie in die Nacht hinein.

64.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,  
Die Nacht ist feucht und kalt;  
Gehüllt im grauen Mantel,  
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten  
Mir die Gedanken voraus;  
Sie tragen mich leicht und lustig  
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener  
Erscheinen mit Herzengelirr;  
Die Wendeltreppe stürm' ich  
Hinauf mit Sporengelirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,  
Da ist es so duftig und warm,  
Da harret meiner die Hölde —  
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,  
Es spricht der Eichenbaum:  
„Was willst du, thörichter Reiter,  
Mit deinem thörichten Traum?“

65.<sup>1)</sup>

Es fällt ein Stern herunter  
Aus seiner funkeln den Höh!  
Das ist der Stern der Liebe,  
Den ich dort fallen seh'!

Es fallen vom Apfelbaume  
Der Blüten und Blätter viel.  
Es kommen die neckenden Lüste  
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher,  
Und rudert auf und ab,  
Und immer leiser singend,  
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel!  
Verweht ist Blatt und Blüt',  
Der Stern ist knisternd zerstöben,  
Verklungen das Schwanenlied.

## 66.

Die Mitternacht war kalt und stumm;  
Ich irre klagend im Wald herum.  
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt,  
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

67.<sup>2)</sup>

Um Kreuzweg wird begraben,  
Wer selber sich brachte um;  
Dort wächst eine blaue Blume,  
Die Armesünderblum'.

Um Kreuzweg stand ich und seufzte;  
Die Nacht war kalt und stumm.  
Im Mondchein bewegte sich langsam  
Die Armesünderblum'.

68.<sup>3)</sup>

Wo ich bin, mich rings umdunkelt  
Finsternis, so dumpf und dicht,

1) Dieses und das folgende Gedicht aus dem „Westdeutschen Musenalmanach“ auf 1823 —  
2) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 161. — 3) „Aurora“, 1823.

Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,  
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen  
Liebessterne goldne Pracht,  
Wegrund gähnt zu meinen Füßen —  
Nimm mich auf, uralte Nacht!

69.<sup>1)</sup>

Die alten, bösen Lieder,  
Die Träume schlimm und arg,  
Die laßt uns jetzt begraben;  
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar Manches,  
Doch sag' ich noch nicht, was;  
Der Sarg muß sein noch größer,  
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Totenbahre  
Von Brettern fest und dick;  
Auch muß sie sein noch länger,  
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Riesen,  
Die müssen noch stärker sein  
Als wie der heil'ge Christoph  
Im Dom zu Köln am Rhein.

Sie sollen den Sarg forttragen  
Und senken ins Meer hinab;  
Denn solchem großen Sarge  
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl  
So groß und schwer mag sein?  
Ich legt' auch meine Liebe  
Und meinen Schmerz hinein.

1) Im „Gesellschafter“, 1822, Nr. 16, mit der Überschrift „Sylvesterabend“ abgedruckt.

# Die Heimkehr.

(1823—1824.)

(Wir) hassen jede halbe Lust,  
Hassen alles sanfte Klippern,  
Sind uns keiner Schuld bewußt.  
Warum sollten wir denn jippern?  
Seufzend nieverblißt der Wicht,  
Doch der Bravé hebt zum Lücht  
Seine reinen Bimpern.

(Immermann.<sup>1)</sup>)

Friedrike Varnhagen von Ense

werden die Lieder der „Heimkehr“

als

eine heitere Huldigung gewidmet

vom Verfasser.<sup>2)</sup>

1.<sup>3)</sup>

In mein gar zu dunkles Leben  
Strahlte einst ein süßes Bild;  
Nun das süße Bild erblichen,  
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,  
Wird hellkommen ihr Gemüt,

1) Statt dieser hatte Heine in der ersten Auflage der „Reisebilder“ die folgende Strophe als Motto gewählt:

Des Altars heil'ge Deck', um eines Diebes  
Schäufel'ge Blöße lieberlich gemunden!  
Der goldne Schleimlein des Gesäßs, geflossen  
Von einem Trunkenbolde! Eine Rose,  
Zu stoh, den Thau des Himmels zu empfangen,  
Herberge nur des giftgeschwollnen Spinnne.  
(Aus Immermanns „Kardenio und Celinde“, 1. Act, 8. Auftritt.)

2) Im ersten Bande der „Reisebilder“ lautete die Widmung folgendermaßen: „Der Frau Geh. Legationsräth Friedrike Varnhagen von Ense widmet die achtundachtzig Gedichte seiner „Heimkehr“ der Verfasser.“

3) Aus der Zeitschrift: „Die Biene“ von L. Kruse in Hamburg, 1826, Nr. 18.

Und um ihre Angst zu bannen,  
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe  
Jesus in der Dunkelheit;  
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,  
Hat's mich doch von Angst befreit.

2.<sup>1)</sup>

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Dass ich so traurig bin;  
Ein Märchen aus alten Zeiten,  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,  
Und ruhig fließt der Rhein;  
Der Gipfel des Berges funkelt  
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzt  
Dort oben wunderbar,  
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,  
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kämme,  
Und singt ein Lied dabei;  
Das hat eine wundersame,  
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe  
Ergreift es mit wildem Weh;  
Er schaut nicht die Felsenriffe,  
Er schaut nur hinauf in die Höhe.

Ich glaube, die Wellen verschlingen  
Am Ende Schiffer und Kahn;  
Und das hat mit ihrem Singen  
Die Lorelei gethan.

1) „Gefeschäfster“, 1824, Nr. 49. — Den Stoff der Lorelei hat Cl. Brentano erfunden und 1802 in einer Ballade bearbeitet, aus der ein jüngerer Romantiker, D. H. Graf v. Löben, 1821 eine kurze lyrische Warnung machte, an die sich eine Erzählung schloss. Heine ergriff dann dieses Motiv, nahm die Eingangssituation in das Lied selbst auf und bildete daraus 1824 ein geschlossenes lyrisch-episches Bild.

3.<sup>1)</sup>

Mein Herz, mein Herz ist traurig,  
Doch lustig leuchtet der Mai;  
Ich stehe, gelehnt an der Linde,  
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue  
Stadtgraben in stiller Ruh';  
Ein Knabe fährt im Kahn,  
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich  
In winziger, bunter Gestalt,  
Lusthäuser und Gärten und Menschen,  
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,  
Und springen im Gras herum;  
Das Mühlrad stäubt Diamanten,  
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten grauen Turme  
Ein Schilderhäuschen steht;  
Ein rotgeröckter Burische  
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,  
Die funfelt im Sonnenrot,  
Er präsentiert und schultert —  
Ich wollt', er schösse mich tot.

4.<sup>2)</sup>

Im Walde wandl' ich und weine,  
Die Drossel sitzt in der Höh';  
Sie springt und singt gar feine:  
"Warum ist dir so weh?"

Die Schwalben, deine Schwestern,  
Die können's dir sagen, mein Kind;  
Sie wohnten in klugen Nestern,  
Wo Liebchens Fenster sind.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 50. — 2) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 49.

## 5.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,  
Der Himmel sternenleer;  
Im Wald unter rauschenden Bäumen  
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lüftchen  
Aus dem einsamen Jägerhaus;  
Es soll mich nicht hin verlocken,  
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sieht ja  
Im ledernen Lehnsstuhl dort,  
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,  
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder  
Des Försters rotköpfiger Sohn,  
Und wirft an die Wand die Büchse,  
Und lacht vor Wut und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet  
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;  
Wimmernd zu ihren Füßen  
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

## 6. 1)

Als ich auf der Reise zufällig  
Der Liebsten Familie fand,  
Schwesterchen, Vater und Mutter,  
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,  
Und sagten selber sogleich:  
Ich hätte mich gar nicht verändert,  
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Mühmen und Bäsen,  
Nach manchem Langweil'gen Geselln,  
Und nach dem Kleinen Hündchen  
Mit seinem sanftesten Belln.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 50. Ebenso die drei folgenden Gedichte.  
Heine. I.

Auch nach der vermählten Geliebten  
Frage ich nebenbei;  
Und freundlich gab man zur Antwort,  
Dass sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratuliert' ich,  
Und lispelte liebevoll,  
Dass man sie von mir recht herzlich  
Biel tausendmal grüßen soll.

Schwesternchen rief dazwischen:  
„Das Hündchen, sanft und klein,  
Ist groß und toll geworden,  
Und ward ertränkt im Rhein.“

Die Kleine gleicht der Geliebten,  
Besonders wenn sie lacht;  
Sie hat dieselben Augen,  
Die mich so elend gemacht.

## 7.

Wir saßen am Fischerhause,  
Und schauten nach der See;  
Die Abendnebel kamen,  
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter  
Allmählich angesteckt,  
Und in der weiten Ferne  
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,  
Vom Seemann, und wie er lebt,  
Und zwischen Himmel und Wasser  
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,  
Vom Süden und vom Nord,  
Und von den seltsamen Völkern  
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,  
Und Riesenbäume blühn,

Und schöne, stille Menschen  
Vor Votäblumen knien.

In Lappland sind schmückige Leute,  
Blattköpfig, breitmäulig und klein;  
Sie kauern ums Feuer und backen  
Sich Fische, und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,  
Und endlich sprach niemand mehr;  
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,  
Es dunkelte gar zu sehr.

## 8.

Du schönes Fischermädchen,  
Treibe den Kahn ans Land;  
Komm zu mir und setze dich nieder,  
Wir küssen, Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,  
Und fürchte dich nicht so sehr;  
Vertraust du dich doch sorglos  
Täglich dem wilden Meer!

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,  
Hat Sturm und Ebb' und Flut,  
Und manche schöne Perle  
In seiner Tiefe ruht.

## 9.

Der Mond ist aufgegangen,  
Und überstrahlt die Welln;  
Ich halte mein Liebchen umfangen,  
Und unsre Herzen schweln.

Im Arm des holden Kindes  
Ruh' ich allein am Strand;  
„Was horchst du beim Rauschen des Windes?  
Was zuckt deine weiße Hand?“

„Das ist kein Rauschen des Windes,  
Das ist der Seejungfern Gefang,  
Und meine Schwestern sind es,  
Die einst das Meer verschlang.““

## 10.

Auf den Wolken ruht der Mond,  
Eine Riesenpomeranze,  
Überstrahlt das graue Meer,  
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einsam wandl' ich an dem Strand,  
Wo die weißen Wellen brechen,  
Und ich hör' viel süßes Wort,  
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,  
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen —  
Schöne Nixen, kommt hervor,  
Tanzt und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schöß,  
Leib und Seel' sei hingegaben!  
Singt mich tot und herzt mich tot,  
Küßt mir aus der Brust das Leben!

## 11.

Eingehüllt in graue Wolken,  
Schlafen jetzt die großen Götter,  
Und ich höre, wie sie schnarchen,  
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüten  
Will das arme Schiff zerschellen —  
Ach, wer zügelt diese Winde  
Und die herrenlosen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es stürmet,  
Däß da dröhnen Mast und Bretter,  
Und ich hüll' mich in den Mantel,  
Um zu schlafen wie die Götter.

## 12.

Der Wind zieht seine Hosen an,  
 Die weißen Wasserhosen!  
 Er peitscht die Wellen, so stark er kann,  
 Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,  
 Die Regengüsse träufeln;  
 Es ist, als wollt' die alte Nacht  
 Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möve sich  
 Mit heiserem Schrillen und Schreien;  
 Sie flattert und will gar ängstiglich  
 Ein Unglück prophezeien.

13.<sup>1)</sup>

Der Sturm spielt auf zum Tanze,  
 Er pfeift und faust und brüllt;  
 Heia, wie springt das Schifflein!  
 Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge  
 Bildet die tosende See;  
 Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,  
 Dort türmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten  
 Schallt aus der Kajüte heraus;  
 Ich halte mich fest am Mastbaum,  
 Und wiünsche: Wär' ich zu Hause!

## 14.

Der Abend kommt gezogen,  
 Der Nebel bedeckt die See,  
 Geheimnisvoll rauschen die Wogen,  
 Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,  
 Und setzt sich zu mir an den Strand;

1) Dieses und das folgende Gedicht waren im „Gesellschafter“, 1824, Nr. 50 abgedruckt

Sonnabend führte mich Zette  
Und Sonntag die Julia,  
Und Montag die Kunigunde,  
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienstag war eine Fête  
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;  
Die Nachbarschafts-Herren und Damen  
Die kamen zu Wagen und Ross.

Ich aber war nicht geladen,  
Und das habt ihr dumm gemacht!  
Die zischelnden Muhmen und Vasen  
Die merkten's und haben gelacht.

18. <sup>1)</sup>

Du Lilje meiner Liebe,  
Du stehst soträumend am Bach,  
Und schaust hinein so trübe,  
Und flüsterst „Weh“ und „Ach!“

„Geh fort mit deinem Gefüse!  
Ich weiß es, du falscher Mann,  
Dass meine Cousine, die Rose,  
Dein falsches Herz gewann.“

19. <sup>2)</sup>

Um fernen Horizonte  
Erscheint, wie ein Nebelsbild,  
Die Stadt mit ihren Türmen,  
In Abenddämmerung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt  
Die graue Wasserbahn;  
Mit traurigem Takte rudert  
Der Schiffer in meinem Kahn.

1) Aus dem von Ludwig Robert herausgegebenen Taschenbuch: „Rheinblüten“ (Ratis-  
ruhe 1825).

2) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 49. Ebenso die beiden folgenden Gedichte.

Die Sonne hebt sich noch einmal  
Leuchtend vom Boden empor,  
Und zeigt mir jene Stelle,  
Wo ich das Liebste verlor.

20.

Sei mir gegrüßt, du große,  
Geheimnisvolle Stadt,  
Die einst in ihrem Schoße  
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Türme und Thore,  
Wo ist die Liebste mein?  
Euch hab' ich sie anvertrauet,  
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Türme,  
Sie konnten nicht von der Stell',  
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln  
Die Stadt verlässen so schnell.

Die Thore jedoch, die ließen  
Mein Liebchen entwischen gar still;  
Ein Thor ist immer willig  
Wenn eine Thrin will.

21.

So wandl' ich wieder den alten Weg,  
Die wohlbekannten Gassen;  
Ich komme vor meiner Liebsten Haus,  
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!  
Das Pflaster ist unerträglich!  
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!  
Ich eile so viel als möglich!

22.

Ich trat in jene Hallen,  
Wo sie mir Treue versprochen;  
Wo einst ihre Thränen gefallen,  
Sind Schlangen hervorgekrochen.

23.<sup>1)</sup>

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,  
In diesem Hause wohnte mein Schatz;  
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,  
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,  
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;  
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —  
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!  
Was äfftst du nach mein Liebesleid,  
Das mich gequält auf dieser Stelle  
So manche Nacht in alter Zeit?

## 24.

Wie kannst du ruhig schlafen,  
Und weißt, ich lebe noch?  
Der alte Zorn kommt wieder,  
Und dann zerbrech' ich mein Zoch.

Kennst du das alte Liedchen:  
Wie einst ein toter Knab'  
Um Mitternacht die Geliebte  
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub' mir, du wunderschönes,  
Du wunderholdes Kind,  
Ich lebe und bin noch stärker,  
Als alle Toten sind!

## 25.

Die Jungfrau schläft in der Kammer,  
Der Mond schaut zitternd hinein;  
Da draußen singt es und klingt es,  
Wie Walzermelodein.

1) Auch dieses und das folgende Gedicht waren zuerst im „Gesellschafter“, 1824, Nr. 49 abgedruckt.

„Ich will mal schaun aus dem Fenster,  
Wer drunter stört meine Ruh'.“  
Da steht ein Totengerippe,  
Und fiedelt und singt dazu:

„Hast einst mir den Tanz versprochen,  
Und hast gebrochen dein Wort,  
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,  
Komm mit, wir tanzen dort.“

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,  
Es lockt sie hervor aus dem Haus;  
Sie folgt dem Gerippe, das singend  
Und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,  
Und klappt mit seinem Gebein,  
Und nicht und nicht mit dem Schädel  
Unheimlich im Mondenschein.

## 26.

Ich stand in dunkeln Träumen,  
Und starre ihr Bildnis an,  
Und das geliebte Antlitz  
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich  
Ein Lächeln wunderbar,  
Und wie von Wehmutstränen  
Erlänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floßen  
Mir von den Wangen herab —  
Und ach, ich kann es nicht glauben,  
Dß ich dich verloren hab'!

## 27.

Ich unglücksel'ger Atlas! eine Welt,  
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,  
Ich trage Unerträgliches, und brechen  
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz, du hast es ja gewollt!  
 Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich,  
 Oder unendlich elend, stolzes Herz,  
 Und jezo bist du elend.

28.

Die Jahre kommen und gehen,  
 Geschlechter steigen ins Grab,  
 Doch nimmer vergeht die Liebe,  
 Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,  
 Und sinken vor dir aufs Knie,  
 Und sterbend zu dir sprechen:  
 „Madam, ich liebe sie!“

29.

Mir träumte: traurig schaute der Mond,  
 Und traurig schienen die Sterne;  
 Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,  
 Viel' hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,  
 Ich küßte die Steine der Treppe,  
 Die oft ihr kleiner Fuß berührte  
 Und ihres Kleides Schleppen.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,  
 Es waren so kalt die Steine;  
 Es lugt' aus dem Fenster die blaße Gestalt,  
 Beleuchtet vom Mondenscheine.

30.<sup>1)</sup>

Was will die einsame Thräne?  
 Sie trübt mir ja den Blick.  
 Sie blieb aus alten Zeiten  
 In meinem Auge zurück.

---

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 51. Ebenso das folgende Gedicht.

Sie hatte viel' leuchtende Schwestern,  
Die alle zerlossen sind,  
Mit meinen Dualen und Freuden,  
Zerslossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerlossen  
Die blauen Sternelein,  
Die mir jene Freuden und Dualen  
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber  
Zersloß wie eitel Hauch!  
Du alte, einsame Thräne,  
Zersließe jehunder auch!

## 31.

Der bleiche, herbstliche Halbmond  
Lugt aus den Wolken heraus;  
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof  
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,  
Der Sohn, der starret ins Licht,  
Schlastrunken dehnt sich die ältere,  
Die jüngere Tochter spricht:

„Ach Gott, wie einem die Tage  
Langweilig hier vergehn!  
Nur wenn sie einen begraben,  
Bekommen wir etwas zu sehn.“

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:  
„Du irrst, es starben nur vier,  
Seit man deinen Vater begraben  
Dort an der Kirchhofstür.“

Die ältere Tochter gähnet:  
„Ich will nicht verhungern bei euch,  
Ich gehe morgen zum Grafen,  
Und der ist verliebt und reich.“

Der Sohn bricht aus in Lachen:  
 „Drei Jäger ziehen im Stern,  
 Die machen Gold und Lehren  
 Mir das Geheimnis gern.“

Die Mutter wirft ihm die Bibel  
 Ins magre Gesicht hinein:  
 „So willst du, Gottverfluchter  
 Ein Straßenräuber sein!“

Sie hören pochen ans Fenster,  
 Und sehn eine winkende Hand;  
 Der tote Vater steht draußen  
 Im schwarzen Pred'gergewand.

32. <sup>1)</sup>

Das ist ein schlechtes Wetter,  
 Es regnet und stürmt und schneit;  
 Ich sitze am Fenster und schaue  
 Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,  
 Das wandelt langsam fort;  
 Ein Mütterchen mit dem Laternchen  
 Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier  
 Und Butter kaufte sie ein;  
 Sie will einen Kuchen backen  
 Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnsstuhl,  
 Und blinzelt schlaftrig ins Licht;  
 Die goldenen Locken wölken  
 Über das süße Gesicht.

## 33.

Man glaubt, daß ich mich gräme  
 In bitterm Liebesleid,  
 Und endlich glaub' ich es selber,  
 So gut wie andre Leut'.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52.

Du Kleine mit großen Augen,  
 Ich hab' es dir immer gefagt,  
 Daß ich dich unsäglich liebe,  
 Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer  
 Sprach ich auf solche Art,  
 Und ach! ich hab' immer geschwiegen  
 In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel  
 Die hielten mir zu den Mund;  
 Und ach! durch böse Engel,  
 Bin ich so elend jetzt.

34.<sup>1)</sup>

Deine weißen Lilienfinger,  
 Könnt' ich sie noch einmal küssen,  
 Und sie drücken an mein Herz,  
 Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Weilchenaugen  
 Schweben vor mir Tag und Nacht,  
 Und mich quält es: Was bedeuten  
 Diese süßen blauen Rätsel?

35.<sup>2)</sup>

„Hat sie sich denn nie geäußert  
 Über dein verliebtes Wesen?  
 Könntest du in ihren Augen  
 Niemals Gegenliebe lesen?

„Könntest du in ihren Augen  
 Niemals bis zur Seele dringen?  
 Und du bist ja sonst kein Esel,  
 Teurer Freund, in solchen Dingen.“

36.

Sie liebten sich beide, doch keiner  
 Wollt' es dem andern gestehn;

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52.

2) Aus der „Biene“, 1826, Nr. 13, mit der Bemerkung: „Geschrieben im Herbst 1823.“

Sie sahen sich an so feindlich,  
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich  
Nur noch zuweilen im Traum;  
Sie waren längst gestorben,  
Und wußten es selber kaum.

37. <sup>1)</sup>

Und als ich euch meine Schmerzen geflagt,  
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;  
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,  
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

38.

Ich rief den Teufel und er kam,  
Und ich sah ihn mit Verwundrung an;  
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,  
Er ist ein lieber, charmanter Mann,  
Ein Mann in seinen besten Jahren,  
Verbindlich und höflich und weltersfahren.  
Er ist ein gescheiter Diplomat,  
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.  
Bläß ist er etwas, doch ist es kein Wunder,  
Sanskrit und Hegel studiert er jegzunder.  
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.  
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,  
Die hat er jetzt gänzlich überlassen  
Der teuren Großmutter Hekate.<sup>2)</sup>.  
Er lobte mein juristisches Streben,  
Hat früher sich auch damit abgegeben.  
Er sagte, meine Freundschaft sei  
Ihm nicht zu teuer, und nickte dabei,  
Und frug: ob wir uns früher nicht  
Schon einmal gesehn beim span'schen Gesandten?  
Und als ich recht besah sein Gesicht,  
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

1) Die folgenden drei Gedichte waren in den „Rheinblättern auf 1825“ zuerst veröffentlicht.

2) Da Adolf Müller, der Dichter der „Schuld“, eine kritische Zeitschrift „Hekate“ damals herausgab, bezog er diese Stelle auf sich. — Hekate war die nächtliche Mondgöttin alles Zaubers der Unterwelt.

## 39.

Mensch, verspotte nicht den Teufel,  
 Kurz ist ja die Lebensbahn,  
 Und die ewige Verdammnis  
 Ist kein bloßer Höbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,  
 Lang ist ja die Lebensbahn,  
 Und du mußt noch manchmal borgen,  
 Wie du es so oft gethan.

## 40.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,  
 Sie frugen in jedem Städtchen:  
 „Wo geht der Weg nach Bethlehem,  
 Ihr lieben Buben und Mädchen?“

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,  
 Die Könige zogen weiter;  
 Sie folgten einem goldenen Stern,  
 Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,  
 Da sind sie hineingegangen;  
 Das Ochslein brüllte, das Kindlein schrie,  
 Die heil'gen drei Könige sangen.

41. <sup>1)</sup>

Mein Kind, wir waren Kinder,  
 Zwei Kinder, klein und froh;  
 Wir krochen ins Hühnerhäuschen,  
 Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,  
 Und kamen Leute vorbei —  
 „Kikeretüh!“ sie glaubten,  
 Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe  
 Die tapezierten wir aus,

1) An seine Schwester Charlotte v. Emden, geb. Heine. Siehe die „Erinnerungen“ des Bruders I. c. S. 69 ff.

Sie sahen sich an so feindlich,  
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich  
Nur noch zuweilen im Traum;  
Sie waren längst gestorben,  
Und wußten es selber kaum.

37.<sup>1)</sup>

Und als ich euch meine Schmerzen geßagt,  
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;  
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,  
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

38.

Ich rief den Teufel und er kam,  
Und ich sah ihn mit Verwundrung an;  
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,  
Er ist ein lieber, charmanter Mann,  
Ein Mann in seinen besten Jahren,  
Verbindlich und höflich und welterfahren.  
Er ist ein gescheiter Diplomat,  
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.  
Bläß ist er etwas, doch ist es kein Wunder,  
Sanskrit und Hegel studiert er jetztunder.  
Sein Lieblingspoet ist noch immer Jouqué.  
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,  
Die hat er jetzt gänzlich überlassen  
Der teuren Großmutter Hekate.<sup>2)</sup>  
Er lobte mein juristisches Streben,  
Hat früher sich auch damit abgegeben.  
Er sagte, meine Freundschaft sei  
Ihm nicht zu teuer, und nickte dabei,  
Und fragt: ob wir uns früher nicht  
Schon einmal gesehn beim span'schen Gesandten?  
Und als ich recht besah sein Gesicht,  
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

1) Die folgenden drei Gedichte waren in den „Rheinblüten auf 1825“ zuerst veröffentlicht.

2) Da Adolf Müller, der Dichter der „Schuld“, eine kritische Zeitschrift „Hekate“ damals herausgab, bezog er diese Stelle auf sich. — Hekate war die nächtliche Mondgöttin alles Zauber's der Unterwelt.

## 39.

Mensch, verspotte nicht den Teufel,  
 Kurz ist ja die Lebensbahn,  
 Und die ewige Verdammnis  
 Ist kein bloßer Böbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,  
 Lang ist ja die Lebensbahn,  
 Und du mußt noch manchmal borgen,  
 Wie du es so oft gethan.

## 40.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,  
 Sie frugen in jedem Städtchen:  
 „Wo geht der Weg nach Bethlehem,  
 Ihr lieben Buben und Mädchen?“

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,  
 Die Könige zogen weiter;  
 Sie folgten einem goldenen Stern,  
 Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,  
 Da sind sie hineingegangen;  
 Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,  
 Die heil'gen drei Könige sangen.

41. <sup>1)</sup>

Mein Kind, wir waren Kinder,  
 Zwei Kinder, klein und froh;  
 Wir krochen ins Hühnerhäuschen,  
 Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähnten wie die Hähne,  
 Und kamen Leute vorbei —  
 „Kifererföh!“ sie glaubten,  
 Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe  
 Die tapezierten wir aus,

1) An seine Schwester Charlotte v. Embsen, geb. Heine. Siehe die „Erinnerungen“ des Bruders l. c. S. 69 ff.

Und wohnten drin beisammen,  
Und machten ein vornehmes Hause.

Des Nachbars alte Käze  
Kam öfters zum Besuch;  
Wir machten ihr Rückling' und Knixe  
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden  
Besorglich und freundlich gefragt;  
Wir haben seitdem dasselbe  
Mancher alten Käze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen  
vernünftig, wie alte Leut',  
Und klagten, wie alles besser  
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben  
Verschwunden aus der Welt,  
Und wie so teuer der Kaffee,  
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,  
Und alles rollt vorbei, —  
Das Geld und die Welt und die Zeiten  
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

## 42.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich  
Gedenke ich der alten Zeit;  
Die Welt war damals noch so wöhnlisch,  
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist alles wie verschoben,  
Das ist ein Drängen, eine Not!  
Gestorben ist der Herrgott oben,  
Und unten ist der Teufel tot.

Und alles schaut so grämlich trübe,  
So krausverwirrt und morsch und kalt,  
Und wäre nicht das bisschen Liebe,  
So gäb' es nirgends einen Halt.

## 43. 1)

Wie der Mond sich leuchtend dränget  
 Durch den dunkeln Wolkenflor,  
 Also taucht aus dunkeln Zeiten  
 Mir ein liches Bild hervor.

Saßen all' auf dem Verdecke,  
 Führen stolz hinab den Rhein,  
 Und die sommergrünen Ufer  
 Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen  
 Einer Dame, schön und hold;  
 In ihr liebes, bleiches Antlitz  
 Spielt das rote Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,  
 Wunderbare Fröhlichkeit!  
 Und der Himmel wurde blauer,  
 Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen  
 Berg' und Burgen, Wald und Au; —  
 Und das alles sah ich glänzen  
 In dem Aug' der schönen Frau.

## 44.

Im Traum sah ich die Geliebte,  
 Ein banges, bekümmertes Weib,  
 Verwelkt und abgefallen  
 Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,  
 Ein andres führt sie an der Hand,  
 Und sichtbar ist Armut und Trübsal  
 Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz  
 Und da begegnet sie mir,

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52. Ebenfalls auch das folgende Gedicht.

Und sieht mich an, und ruhig  
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

„Komm mit nach meinem Hause,  
Denn du bist blaß und krank;  
Ich will durch Fleiß und Arbeit  
Dir schaffen Spei' und Trank.

„Ich will auch pflegen und warten  
Die Kinder, die bei dir sind,  
Vor allem aber dich selber,  
Du armes, unglückliches Kind.

„Ich will dir nie erzählen,  
Dass ich dich geliebet hab',  
Und wenn du stirbst, so will ich  
Weinen auf deinem Grab.“

45.<sup>1)</sup>

„Teurer Freund! Was soll es nützen,  
Stets das alte Lied zu leiern?  
Willst du ewig brütend sitzen  
Auf den alten Liebeseiern?

„Ah! Das ist ein ewig Gattern,  
Aus den Schalen kriechen Küchlein,  
Und sie piepsen und sie flattern,  
Und du sperrst sie in ein Büchlein.“

## 46.

Werdet nur nicht ungeduldig,  
Wenn von alten Leidensklängen  
Manche noch vernehmlich tönen  
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen  
Dieses Echo meiner Schmerzen,  
Und ein neuer Liederfrühling  
Spricht aus dem geheilten Herzen.

1) Aus der „Biene“, 1826, Nr. 18, wo auch das folgende Gedicht abgedruckt ist.

47.<sup>1)</sup>

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand  
Mich aller Thorheit entled'ge,  
Ich hab' so lang als Komödiant  
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Koulissen, sie waren bemalt  
Im hochromantischen Stile,  
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,  
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich  
Des tollen Tands entled'ge:  
Noch immer elend fühl' ich mich,  
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt  
Sprach ich, was ich gefühlet;  
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust  
Den sterbenden Fechter gespielt.

## 48.

Den König Wiswamitra,<sup>2)</sup>  
Den treibt's ohne Rast und Ruh,  
Er will durch Kampf und Büßung  
Erwerben Basishtha's Kuh.

O, König Wiswamitra,  
O, welch ein Ochs bist du,  
Dass du so viel kämpfest und büßest,  
Und alles für eine Kuh!

## 49.

Herz, mein Herz, sei nicht belommen,  
Und ertrage dein Gefühl.  
Neuer Frühling giebt zurück,  
Was der Winter dir genommen.

1) Dieses und das folgende Gedicht sind aus den „Rheinblüten“ auf das Jahr 1825.

2) Wiswamithra, ein weiser indischer König aus der Mond-Dynastie, führte einen Krieg mit Basishtha wegen des Besitzes der Alles vermögenden Kuh, die aber Basishtha zum Siege verholfen hat.

Und wie viel ist dir geblieben!  
Und wie schön ist noch die Welt!  
Und, mein Herz, was dir gefällt,  
Alles, alles darfst du lieben!

50.<sup>1)</sup>

Du bist wie eine Blume  
So hold und schön und rein;  
Ich schau' dich an, und Wehmut  
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände  
Aufs Haupt dir legen sollt',  
Betend, daß Gott dich erhalte  
So rein und schön und hold.

51.

Kind! es wäre dein Verderben,  
Und ich geb' mir selber Mühe,  
Dß dein liebes Herz in Liebe  
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's so leicht gelinget,  
Will mich dennoch fast betrüben,  
Und ich denke manchmal dennoch:  
Möchtest du mich dennoch lieben!

52.<sup>2)</sup>

Wenn ich auf dem Lager liege,  
In Nacht und Kissen gehüllt,  
So schwebt mir vor ein süßes,  
Anmutig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer  
Geschlossen die Augen kaum,  
So schleicht das Bild sich leise  
Hinein in meinen Traum.

1) Dieses Gedicht hat Heine, einer ziemlich verbürgten Mitteilung zufolge, einem armen jüdischen Mädchen, das er in Berlin kennen gelernt und in Gnesen wieder getroffen, in letzterer Stadt 1822 gewidmet. Siehe darüber des weiteren mein Buch: „Unter Palmen“ (Berlin 1871), S. 81. — In der „Rheinischen Flora“, 1825, Nr. 26, mit der Überschrift „Lieb“.

2) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 51.

Doch mit dem Traum des Morgens  
Zerrinnt es nimmermehr;  
Dann trag' ich es im Herzen  
Den ganzen Tag umher.

53.<sup>1)</sup>

Mädchen mit dem roten Mündchen,  
Mit den Auglein süß und klar,  
Du mein liebes, kleines Mädchen,  
Deiner denk' ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,  
Und ich möchte bei dir sein,  
Bei dir sitzen, mit dir schwätzen  
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen  
Deine kleine weiße Hand,  
Und mit Thränen sie benehen,  
Deine kleine weiße Hand.

54.<sup>2)</sup>

Mag da draußen Schnee sich türmen,  
Mag es hageln, mag es stürmen,  
Klirrend mir ans Fenster schlagen:  
Nimmer will ich mich beklagen,  
Denn ich trage in der Brust  
Liebchens Bild und Frühlingslust.

55.

Andre beten zur Madonne,  
Andre auch zu Paul und Peter;  
Ich jedoch, ich will nur beten,  
Nur zu dir, du schöne Sonne.

Gieb mir Küsse, gieb mir Wonne,  
Sei mir gütig, sei mir gnädig,  
Schönste Sonne unter den Mädchen,  
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52. — 2) „Aurora“, 1823.

56.

Verriet mein blaßes Angesicht  
 Dir nicht mein Liebeswehe?  
 Und willst du, daß der stolze Mund  
 Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz  
 Und kann nur küssen und scherzen;  
 Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,  
 Während ich sterbe vor Schmerzen.

57.

„Teurer Freund, du bist verliebt,  
 Und dich quälen neue Schmerzen;  
 Dunkler wird es dir im Kopf,  
 Heller wird es dir im Herzen.

„Teurer Freund, du bist verliebt,  
 Und du willst es nicht bekennen,  
 Und ich seh' des Herzens Glut  
 Schon durch deine Weste brennen.“

58.<sup>1)</sup>

Ich wollte bei dir weilen  
 Und an deiner Seite ruhn;  
 Du mußtest von mir eilen,  
 Du hattest viel zu thun.

Ich sagte, daß meine Seele  
 Dir gänzlich ergeben sei;  
 Du lachtest aus voller Kehle,  
 Und machtest 'nen Knig dabei.

Du hast noch mehr gesteigert  
 Mir meinen Liebesverdrüß,  
 Und hast mir sogar verweigert  
 Am Ende den Abschiedskuß.

---

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 51.

Glaub' nicht, daß ich mich erschieße,  
Wie schlimm auch die Sachen stehn!  
Das alles, meine Süße,  
Ist mir schon einmal geschehn.

59.

Saphire sind die Augen dein,  
Die lieblichen, die süßen.  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Den sie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,  
Der edle Lichter sprühet.  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Für den es liebend glühend.

Rubinen sind die Lippen dein,  
Man kann nicht schön're sehen.  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Dem Liebe sie gestehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,  
O, daß ich ihn nur fände,  
So recht allein im grünen Wald —  
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

60.

Habe mich mit Liebesreden  
Festgelogen an dein Herz,  
Und, verstrickt in eignen Fäden,  
Wird zum Ernst mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte  
Scherzend nun von mir entfernst,  
Nahn sich mir die Höllenmächte,  
Und ich schieß' mich tot im Ernst.

61.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben —  
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.

Der weiß daß Leben zusammen zu setzen,  
Und er macht ein verständlich System daraus;  
Mit seinen Nachtmühen und Schlafröcken  
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

## 62.

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen  
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,  
Doch deine liebenswürdigen Augen,  
Sie haben mich zum Entschluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,  
In ihrer süßen, klugen Bracht —  
Dafß ich noch einmal würde lieben,  
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

63.<sup>1)</sup>

Sie haben heut Abend Gesellschaft,  
Und das Haus ist lichterfüllt.  
Dort oben am hellen Fenster  
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln  
Steh' ich hier unten allein;  
Noch wen'ger kannst du schauen  
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herz liebt dich,  
Es liebt dich und es bricht,  
Und bricht und zuckt und verblutet,  
Aber du siehst es nicht.

## 64.

Ich wollt' meine Schmerzen ergößen  
Sich all in ein einziges Wort,  
Das gäb' ich den lustigen Winden,  
Die trügen es lustig fort.

1) Aus der „Biene“, 1826, Nr. 13. Geschrieben im Herbst 1823.

Sie tragen zu dir, Geliebte,  
Das schmerzerfüllte Wort;  
Du hörst es zu jeder Stunde,  
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer  
Geschlossen die Augen kaum,  
So wird dich mein Wort verfolgen  
Bis in den tiefsten Traum.

65.<sup>1)</sup>

Du hast Diamanten und Perlen,  
Hast alles, was Menschenbegehr,  
Und hast die schönsten Augen —  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen  
Hab' ich ein ganzes Heer  
Von ewigen Liedern gedichtet —  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen  
Hast du mich gequält so sehr,  
Und hast mich zu Grunde gerichtet —  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

66.

Wer zum ersten Male liebt,  
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;  
Aber wer zum zweiten Male  
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe  
Wieder ohne Gegenliebe!  
Sonne, Mond und Sterne lachen,  
Und ich lache mit — und sterbe.

67.

Zu der Lauheit und der Flauheit  
Deiner Seele passte nicht

1) Aus der „Biene“, 1826, Nr. 18.

Meiner Liebe wilde Rauheit,  
Die sich Bahn durch Felsen bricht.

Du, du liebtest die Chausseen  
In der Liebe, und ich schau'  
Dich am Arm des Gatten gehen,  
Eine brave, schwangre Frau.

68.

O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt  
Mir krankem Sohn der Musen,  
Dß schlummernd ruhe mein Sängerhaupt  
Auf Eurem Schwanenbusen!

„Mein Herr! wie können Sie es wagen,  
Mir so was in Gesellschaft zu sagen?“

69.<sup>1)</sup>

Gaben mir Rat und gute Lehren,  
Überschütteten mich mit Ehren,  
Sagten, daß ich nur warten sollt',  
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren,  
Hätte ich können vor Hunger krepieren,  
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,  
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! er schafft mir zu essen!  
Will es ihm nie und nimmer vergessen!  
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!  
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

70.<sup>2)</sup>

Diesen liebenswürd'gen Jüngling  
Kann man nicht genug verehren;  
Oft traktiert er mich mit Kustern  
Und mit Rheinwein und Likören.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52. — 2) Nach einer Mitteilung von Max Heine bezieht sich dieses Gedicht auf Rudolf Christiani, der Seines Freund und später durch die Heirat einer Cousine auch sein Verwandter wurde. Es stammt aus dem Jahre 1826.

Zierlich sitzt ihm Rock und Hööschen,  
Doch noch zierlicher die Binde,  
Und so kommt er jeden Morgen,  
Fragt, ob ich mich wohl befind'e;

Spricht von meinem weiten Ruhme,  
Meiner Unmut, meinen Witzen;  
Eifrig und geschäftig ist er,  
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,  
Mit begeistertem Gesichte,  
Deflamiert er vor den Damen  
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,  
Solchen Jüngling noch zu finden,  
Zeigt in unsrer Zeit, wo täglich  
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

71.<sup>1)</sup>

Mir träumt: ich bin der liebe Gott  
Und sitz' im Himmel droben,  
Und Englein sitzen um mich her,  
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Konfekt  
Für manchen lieben Gulden,  
Und Kardinal trink' ich dabei,  
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,  
Ich wollt', ich wär' auf Erden,  
Und wär' ich nicht der liebe Gott,  
Ich könnt' des Teufels werden.

„Du langer Engel Gabriel,  
Geh, mach dich auf die Sohlen,  
Und meinen teuern Freund Eugen<sup>2)</sup>  
Sollst du heraus mir holen.

1) Aus dem von Rousseau herausgegebenen „Westdeutschen Musealmanach“ (Gamm und Münster 1823), mit der Überschrift „Traum“. — 2) Der teure Freund Eugen war der polnische Student Eugen v. Drega, der bis an das Lebensende seines treuer Freund blieb. Als Katholiken durfte er ihn natürlich nur in der katholischen Hedwigskirche — in Berlin — suchen.

„Such' ihn nicht im Kollegium,  
Such' ihn beim Glas Tokayer;  
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch',  
Such' ihn bei Mamsell Meher.“

Da breitet aus sein Flügelpaar  
Und fliegt herab der Engel,  
Und packt ihn auf, und bringt heraus  
Den Freund, den lieben Bengel.

„Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,  
Und ich regier' die Erde!  
Ich hab's ja immer dir gesagt,  
Dass ich was Rechts noch werde.

„Und Wunder thu' ich alle Tag',  
Die sollen dich entzücken!  
Und dir zum Späze will ich heut  
Die Stadt Berlin beglücken.

„Die Pflastersteine auf der Straß',  
Die sollen jetzt sich spalten,  
Und eine Auferst, frisch und klar,  
Soll jeder Stein enthalten.

„Ein Regen von Zitronensaft  
Soll tauig sie begießen,  
Und in den Straßengössen soll  
Der beste Rheinwein fließen.“

Wie freuen die Berliner sich,  
Sie gehen schon ans Fressen;  
Die Herren von dem Landgericht,  
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich  
Bei solchem Götterstraße!  
Die Leutnants und die Fähnderichs,  
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,  
Das sind die klügsten Leute,  
Sie denken: alle Tag' geschieht  
Kein Wunder so wie heute.

## 72.

Ich hab' euch im besten Juli verlassen,  
Und find' euch wieder im Januar;  
Ihr saßet damals so recht in der Hitze,  
Heute seid ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid' ich nochmals, und komm' ich einst wieder,  
Dann seid ihr weder warm noch kalt,  
Und über eure Gräber schreit' ich,  
Und das eigne Herz ist arm und alt.

## 73.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben  
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!  
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,  
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind! ein ewig Zammern,  
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!  
Könnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umflammern?  
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

## 74.

Wir fuhren allein im dunkeln  
Postwagen die ganze Nacht;  
Wir ruhten einander am Herzen,  
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,  
Mein Kind, wie staunten wir!  
Denn zwischen uns saß Amor,  
Der blinde Passagier.

## 75.

Das weiß Gott, wo sich die tolle  
Dirne einquartieret hat;  
Fluchend in dem Regenwetter  
Lauf ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof  
Nach dem andern hingerannt,

Und an jeden groben Kellner  
Hab' ich mich umsonst gewandt.

Da erblick' ich sie am Fenster,  
Und sie winkt und lachet hell.  
Konnt' ich wissen, du bewohntest,  
Mädchen, solches Pracht-Hotel!

76.<sup>1)</sup>

Wie dunkle Träume stehen  
Die Häuser in langer Reih';  
Tief eingehüllt im Mantel,  
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Turm der Kathedrale  
Verkündet die zwölfe Stund';  
Mit ihren Reizen und Küszen  
Erwartet mich Liebchen jezund.

Der Mond ist mein Begleiter,  
Er leuchtet mir freundlich vor;  
Da bin ich an ihrem Hause,  
Und freudig ruf' ich empor:

„Ich danke dir, alter Vertrauter,  
Dass du meinen Weg erhellt;  
Jetzt will ich dich entlassen,  
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

„Und findest du einen Verliebten,  
Der einsam klagt sein Leid,  
So tröst' ihn, wie du mich selber  
Getröstet in alter Zeit.“

## 77.

Hast du die Lippen mir wund gefüßt,  
So küsse sie wieder heil,  
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,  
So hat es auch keine Eil'.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52. Ebenso die folgenden drei Gedichte.

Du hast ja noch die ganze Nacht,  
Du Herzallerliebste mein!  
Man kann in solch einer ganzen Nacht  
Viel küssen und selig sein.

78.

Und bist du erst mein ehlich Weib,  
Dann bist du zu beneiden,  
Dann lebst du in lauter Zeitvertreib,  
In lauter Pläzir und Freuden.

Und wenn du schiltst und wenn du tobst,  
Ich werd' es geduldig leiden;  
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,  
Lass' ich mich von dir scheiden.

79.

Als sie mich umschlang mit zärtlichem Preßsen,  
Da ist meine Seele gen Himmel geflogen!  
Ich ließ sie fliegen, und hab' unterdessen  
Den Nektar von ihren Lippen gesogen.

80.

In den Küssten welche Lüge!  
Welche Wonne in dem Schein!  
Ach, wie süß ist das Betrügen,  
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,  
Weiß ich doch, was du erlaubst;  
Glauben will ich, was du schwörst,  
Schwören will ich, was du glaubst.

81.

An deine schneeweisse Schulter  
Hab' ich mein Haupt gelehnt,  
Und heimlich kann ich behorchen,  
Wonach dein Herz sich sehnt.

Es blasen die blauen Husaren,  
Und reiten zum Thor herein,

Und morgen will mich verlassen  
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,  
So bist du doch heute noch mein,  
Und in deinen schönen Armen  
Will ich doppelt selig sein.

## 82.

Es blasen die blauen Husaren,  
Und reiten zum Thor hinaus;  
Da komm' ich, Geliebte, und bringe  
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirtschaft!  
Kriegsvolk und Landesplag!  
Sogar in deinem Herzchen  
Biel Einquartierung lag.

## 83.

Habe auch in jungen Jahren  
Manches bittere Leid erfahren  
Von der Liebe Glut.  
Doch das Holz ist gar zu teuer,  
Und erlöschen will das Feuer,  
Ma foi! und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,  
Schicke fort die dumme Thräne  
Und den dummen Liebesharm.  
Ist das Leben dir geblieben,  
So vergiß das alte Lieben,  
Ma foi! in meinem Arm.

## 84.

Bist du wirklich mir so feindlich,  
Bist du wirklich ganz verwandelt?  
Aller Welt will ich es klagen,  
Dass du mich so schlecht behandelst.

O ihr undankbaren Lippen,  
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen  
Von dem Manne, der so liebend  
Euch geküßt in schönen Tagen?

85.

Ach, die Augen sind es wieder,  
Die mich einst so lieblich grüßten,  
Und es sind die Lippen wieder,  
Die das Leben mir versüßten!

Auch die Stimme ist es wieder  
Die ich einst so gern gehöret!  
Nur ich selber bin's nicht wieder,  
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, schönen Armen  
Fest und liebenvoll umschlossen,  
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen  
Dumpe Sinnes und verdrossen.

86.

Himmlisch war's, wenn ich bezwang  
Meine sündige Begier;  
Aber wenn's mir nicht gelang,  
Hatt' ich doch ein groß Bläsr.

87.<sup>1)</sup>

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,  
Und grüß mich nicht unter den Linden;  
Wenn wir nachher zu Hause sind,  
Wird sich schon alles finden.

88.<sup>2)</sup>

Ja, Freund, hier unter den Linden  
Kannst du dein Herz erbaun,  
Hier kannst du beisammen finden  
Die allerschönsten Fraun.

1) „Gesellschafter“, 1824, Nr. 52.

2) Aus den Berliner Briefen Heines für den „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“, 1822, Nr. 7.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,  
Und eile fort im alten Lauf;  
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen,  
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

94.

Über die Berge steigt schon die Sonne,  
Die Lämmerherde läutet fern;  
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,  
Noch einmal fäh' ich dich gar zu gern!

Ich schaue hinauf mit spähender Miene —  
Leb wohl, mein Kind, ich wandre von hier!  
Vergebens! Es regt sich keine Gardine;  
Sie liegt noch und schläft — und träumt von mir?

95.

Zu Halle auf dem Markt,  
Da stehn zwei große Löwen.  
Ei, du hallischer Löwentrotz,  
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,  
Da steht ein großer Riese.  
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,  
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,  
Da steht eine große Kirche.  
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,  
Die haben dort Platz zum Beten.

96.

Schöne, wirtschaftliche Dame,  
Haus und Hof ist wohlbestellt,  
Wohlversorgt ist Stall und Keller,  
Wohlbeachtet ist das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten  
Ist gereutet und gepušt,

Und das Stroh, das ausgedroschen,  
Wird für Betten noch benutzt.

Doch dein Herz und deine Lippen,  
Schöne Dame, liegen brach,  
Und zur Hälfte nur benutzt  
Ist dein trautes Schlafgemach.

## 97.

Dämmernd liegt der Sommerabend  
Über Wald und grünen Wiesen;  
Goldner Mond im blauen Himmel  
Strahlt herunter, duftig labend.

Au dem Bach zirpt die Grille,  
Und es regt sich in dem Wasser,  
Und der Wandrer hört ein Plätschern  
Und ein Atmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,  
Badet sich die schöne Elfe;  
Ach und Nacken, weiß und lieblich,  
Schimmern in dem Mondenscheine.

98.<sup>1)</sup>

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —  
Krankes Herz und müde Glieder; —  
Ach, da fließt, wie stiller Segen,  
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen  
Scheuchtest du das nächt'ge Grauen;  
Es zerrinnen meine Dualen,  
Und die Augen übertauen.

## 99.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,  
Das Leben ist der schwille Tag.  
Es dunkelt schon, mich schläfert,  
Der Tag hat mich müd gemacht.

1) „Rheinische Flora“, 1826, Nr. 12, mit der Überschrift „Wanderlied“.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,  
Drau singt die junge Rüdigall:  
Sie singt von langer Liebe,  
Ich hör' es sogar im Traum.

100.

„Sag, wo ist dein schönes Liebchen,  
Das du einst so schön besungen,  
Als die zauberstädt'gen Flammen  
Wunderbar dein Herz durchdrungen?“

Jene Flammen sind erloschen,  
Und mein Herz ist kalt und trübe,  
Und dies Büchlein ist die Urne  
Mit der Asche meiner Liebe.

---

An die Tochter der Geliebten.<sup>1)</sup>

Ich seh' dich an und glaub' es kaum —  
Es war ein schöner Rosenbaum —  
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,  
Dass sie mir zuweilen das Hirn betäubten —  
Es blüht hervor die Erinnerung —  
Ach! damals war ich närrisch und jung —  
Jetzt bin ich alt und närrisch — ein Stechen  
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen  
In Reimen sogar — es wird mir schwer,  
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

DU kleine Kousinenknospe! es zieht  
Bei deinem Anblick durch mein Gemüt  
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen  
Erwachen Bilder, die lange schliefen —  
Sirenenbilder, sie schlagen auf  
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf

---

1) An die Tochter seiner Cousine Amalie Heine, Frau Professor Dr. F. A. Leo in Berlin. Aus dem Nachlass. Das Gedicht, über dessen Entstehung Strodtmann in „F. Heines Leben“ II., 101 ff., Näheres erzählt, ist aus „Hamburg, den 5. September 1844“ datiert.

Lustplätschernd — die Schönste der Schar,  
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —  
Ich seh' dich an, und glaub' es kaum!  
Das sind die Büge der teuren Sirene,  
Das sind die Blicke, das sind die Töne —  
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,  
Bezaubernd die Herzen groß und klein —  
Die Schmeicheläuglein spielen ins Grüne,  
Meerwunderlich mahnend an Delphine —  
Ein bischen spärlich die Augenbraun,  
Doch hochgewölb't und anzuschauen

Wie anmutstolze Siegesbogen —  
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen  
Dicht unter das Aug' in den rosigem Wänglein —  
Doch leider! weder Menschen noch Englein  
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen  
Hat seine Fehler, wie wir lesen  
In alten Märchen. Herr Lusignan, <sup>1)</sup>)  
Der einst die schönste Meerfee gewann,  
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,  
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

### Götterdämmerung. <sup>2)</sup>)

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern  
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,  
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüten,  
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,  
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,  
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgentau,  
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.  
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf;  
Die Männer ziehn die Rankinghosen an

1) Graf Raimondin v. Lusignan war der Gemahl der schönen Melusine, der Tochter einer Meernymphe, die bekanntlich an einem gewissen Tage in jedem Monat ihre Nixengestalt wieder annahm.

2) Dieses und das folgende Gedicht „Matcliff“ wurden im „Gesellschafter“, 1822, Nr. 84 und 106 mit der Überschrift „Traumbilder. Neuer Cyclus I. u. II.“ veröffentlicht.

Und Sonntagströd' mit goldnen Spiegelknöpfen;  
 Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;  
 Jünglinge krauseln sich den Frühlingsäschnurrbart;  
 Jungfrauen lassen ihre Busen wölken;  
 Die Stadtpoeten stecken in die Tasche  
 Papier und Bleistift und Vorgnett', — und jubelnd  
 zieht nach dem Thor die krausbewegte Schar,  
 Und lagert draußen sich auf grünem Rajen,  
 Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,  
 Spielt mit den bunten, zarten Blümlein,  
 Horcht auf den Sang der lust'gen Bögelein,  
 Und jaucht hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopste dreimal  
 An meine Thür und rief: „Ich bin der Mai,  
 Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!“  
 Ich hielt verriegelt meine Thür, und rief:  
 Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.  
 Ich habe dich durchschaut, ich hab' durchschaut  
 Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,  
 Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,  
 Und em'ge Qualen zogen in mein Herz.  
 Ich schaue durch die steinern harten Rinden  
 Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,  
 Und schau' in beiden Lug und Trug und Glend.  
 Auf den Gesichtern leſ' ich die Gedanken,  
 Viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröten  
 Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;  
 Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt  
 Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;  
 Und Frächenbilder nur und sieche Schatten  
 Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,  
 Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.  
 Ich sehe durch den Grund der alten Erde,  
 Als sei sie von Kristall, und seh' das Grausen,  
 Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken  
 Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Toten;  
 Sie liegen unten in den schmalen Särgen,  
 Die Händ' gefaltet und die Augen offen,

Weīß das Gewand und weīß das Angesicht,  
 Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.  
 Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle  
 Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;  
 Spottlieder singen rings die Nachtigallen,  
 Die sanften Wiesenblumen lachen hämisch,  
 Der tote Vater regt sich in dem Grab —  
 Und schmerhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!  
 Ich seh' die Glut in deinem Busen wühlen,  
 Und deine tausend Adern seh' ich bluten,  
 Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,  
 Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.  
 Ich sehe deine trōz'gen Riesenöhne,  
 Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend  
 Und rote Fackeln in den Händen schwingend;  
 Sie legen ihre Eisenleiter an  
 Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste; —  
 Und schwarze Zwerge klettern nach, und knisternd  
 zerstieben droben alle goldnen Sterne.  
 Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang  
 Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder  
 Aufs Angesicht die frommen Engelscharen.  
 Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,  
 Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —  
 Und näher bringt heran die wilde Rotte.  
 Die Riesen werfen ihre roten Fackeln  
 Ins weite Himmelreich, die Zwerge schlagen  
 Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken —  
 Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,  
 Und werden bei den Haaren fortgeschleudert. —  
 Und meinen eignen Engel seh' ich dort,  
 Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,  
 Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,  
 Und mit der Seligkeit im blauen Auge —  
 Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold  
 Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,  
 Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,

Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —  
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,  
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen  
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ratcliff. <sup>1)</sup>)

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,  
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten  
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen  
Mit klugen Schwesternaugen still mich anfahn,  
Wo mir vertraulich klang der Vogel Zwitschern,  
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,  
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten  
Wie einen alten Freund, und wo doch alles  
So fremd mir schien, so wunderfelsam fremd.  
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich;  
In meiner Brust bewegte sich's, im Kopfe  
War's ruhig, ruhig schüttelte ich ab  
Den Staub von meinen Reisekleidern,  
Grell klang die Klingel und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel' bekannte  
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen  
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,  
Mit Beleidsmienen saß, sahn sie mich an,  
Daz es mir selber durch die Seele schauert',  
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.  
Die alte Margret hab' ich gleich erkannt;  
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.  
„Wo ist Maria?“ fragt' ich, doch sie sprach nicht,  
Griff leise meine Hand, und führte mich  
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,  
Wo Brunk und Bracht und Totenstille herrschte,  
Und führ' mich endlich in ein dämmernnd Zimmer,  
Und zeigt' mit abgewandtem Angesicht  
Nach der Gestalt, die auf dem Sofa saß.

1) Eine Art Epilog zu dem gleichnamigen Drama Heines. Die wehmütiesten Erinnerungen an diesen Stoff haben den Dichter nie verlassen.

„Sind Sie Maria?“ fragt' ich. Innerlich  
 Erstaunt' ich selber ob der Festigkeit,  
 Womit ich sprach. Und steinern und metalllos  
 Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute.“  
 Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,  
 Denn jener hohle, kalte Ton war doch  
 Die einst so süße Stimme von Maria!  
 Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,  
 Nachlässig angezogen, Busen schlötternd,  
 Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln  
 Des weißen Angesichtes lederschlaff —  
 Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,  
 Die blühend holde, liebliche Maria!  
 „Sie waren lang' auf Reisen!“ sprach sie laut,  
 Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,  
 „Sie schaun nicht mehr so schmachend, liebster Freund,  
 Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade  
 Bezeugt Solidität.“ Ein süßlich Lächeln  
 Umzitterte den gelblich blassen Mund.  
 In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:  
 „Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?“  
 „Ach ja!“ sprach sie gleichgültig laut und lachend,  
 „Hab' einen Stoß von Holz, der überzogen  
 Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz  
 Ist Holz!“ Und klanglos widrig lachte sie,  
 Daß kalte Angst durch meine Seele rann,  
 Und Zweifel mich ergriff: — sind das die Leuschen,  
 Die blumentuschen Luppen von Maria?  
 Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch  
 Vom Stuhl den Kaschimir, warf ihn  
 Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,  
 Zog mich von hinten durch die offne Hausthür,  
 Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au.

Die glühend rote Sonnenscheibe schwebte  
 Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte  
 Die Bäume und die Blumen und den Strom,  
 Der in der Ferne majestätisch floß.  
 „Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen

Im blauen Wasser?" rief Maria hastig.  
 „Still, armes Wesen!“ sprach ich, und ich schaute  
 Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.  
 Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,  
 Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen!  
 Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnfützig  
 Zusammenbeugten sich die Lilienkelche;  
 Auf allen Rosen glühten Wollustgluten;  
 Die Nelken wollten sich im Hauch entzünden;  
 In sel'gen Düften schweigten alle Blumen,  
 Und alle weinten stille Wonnethränen,  
 Und alle jauchzten: „Liebe! Liebe! Liebe!“  
 Die Schmetterlinge flatterten, die hellen  
 Goldkäfer summten seine Elfenliedchen,  
 Die Abendwinde flüsterten, es rauschten  
 Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall —  
 Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen  
 Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme  
 Das weisse Weib, das mir am Arme hing:  
 „Ich kenn' ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;  
 Der lange Schatten ist ein guter Tropf,  
 Er nickt und winkt zu allem, was man will;  
 Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rote  
 Mit blankem Schwert ist Ihnen spinnefeind.“  
 Und noch viel bunte, wunderliche Reden  
 Schwatzt' sie in einem fort, und setzte sich  
 Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,  
 Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen, still und traurig,  
 Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.  
 Die Eiche säuselte wie Sterbefeufer,  
 Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.  
 Doch rote Lichter drangen durch die Blätter,  
 Umflimmerten Marias weißes Antlitz,  
 Und lockten Glut aus ihren starren Augen,  
 Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:  
 „Wie wußtest du, daß ich so elend bin?  
 Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern.“

Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste  
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft  
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,  
Und vor Entsezen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.<sup>1)</sup>

In dem abendlichen Garten  
Wandelt des Alladen Tochter;  
Pauken und Drommetenjubel  
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Läufig werden mir die Tänze  
Und die süßen Schmeichelworte,  
Und die Ritter, die so zierlich  
Mich vergleichen mit der Sonne.

Überläufig wird mir alles,  
Seit ich sah beim Strahl des Mondes  
Zenen Ritter, dessen Laute  
Nächtens mich ans Fenster lockte.

„Wie er stand so schlank und mutig,  
Und die Augen leuchtend schossen  
Aus dem edelsblassen Antlitz,  
Glich er wahrlich Sankt Georgen.“

Also dachte Donna Clara,  
Und sie schaute auf den Boden;  
Wie sie aufblickt, steht der schöne,  
Unbekannte Ritter vor ihr.

1) Im Herbst 1823 geschrieben und zwar nach einer wahren Begebenheit. An Moser schrieb er bei Einführung des Gedichts: „Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alladen umgewandelt, Baronesse in Sennora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll!“ Und an Robert, der ihm um das Gedicht für seinen Almanach gebeten: „Einmal, das ein individuell Geschobenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, abschöpfend und episch-partellos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmüdig, und nicht lachend aufgesetzt, und es sollte sogar das erste Stüd einer tragischen Trilogie sein.“ Im zweiten Teil wollte er den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigen, und der dritte Teil sollte dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode martern läßt, vorführen. Beide Teile wurden jedoch nicht mehr ausgeführt. Der erste Druck hat den Zusatz: „Aus einem spanischen Romane.“

Händedrückend, liebeslüsternd  
Wandeln sie umher im Mondschein,  
Und der Zephyr schmeichelt freundlich,  
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,  
Und sie glühn wie Liebesboten. —  
Über sage mir, Geliebte,  
Warum du so plötzlich rot wirst?

„Mücken stachen mich, Geliebter,  
Und die Mücken sind im Sommer  
Mir so tief verhaft, als wären's  
Langenaf'ge Judenrotten.“

Laß die Mücken und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich losend.  
Von den Mandelbäumen fallen  
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken  
Haben ihren Duft ergossen. —  
Über sage mir, Geliebte,  
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,  
Bei dem Heiland sei's geschworen,  
Den die gottverfluchten Juden  
Vorhaft tüchtig einst ermordet.“

Laß den Heiland und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich losend.  
In der Ferne schwanken traumhaft  
Weiße Liljen, lichtumflossen.

Weiße Liljen, lichtumflossen,  
Blicken nach den Sternen droben. —  
Über sage mir, Geliebte,  
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,  
Wie in meiner Brust kein Tropfen

Blut ist von dem Blut der Mohren  
Und des schmutz'gen Judenvolkes.“

Laß die Mohren und die Juden,  
Spricht der Ritter, freundlich küssend;  
Und nach einer Myrtenlaube  
Führt er die Alkadentochter.

Mit den weichen Liebesneßen  
Hat er heimlich sie umflossen!  
Kurze Worte, lange Küsse,  
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied  
Singt die Nachtigall, die holde;  
Wie zum Fackeltanze hüpfen  
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,  
Und man hört nur, wie versthölen,  
Das Geslüster kluger Myrten  
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Drommeten  
Schallen plötzlich aus dem Schlosse.  
Und erwachend hat sich Clara  
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,  
Doch, bevor wir scheiden, sollst du  
Nennen deinen lieben Namen,  
Den du mir so lang' verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,  
Küßt die Finger seiner Donna,  
Küßt die Lippen und die Stirne,  
Und er spricht zuletzt die Worte:

„Ich, Sennora, Eur Geliebter,  
Bin der Sohn des vielbelobten,  
Großen schriftgelehrten Rabbi  
Israel von Saragossa.“

An Edom!<sup>1)</sup>

Ein Jahrtausend schon und länger  
 Dulden wir uns brüderlich;  
 Du, du duldest, daß ich atme,  
 Daß du rastest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,  
 Ward dir wunderlich zu Mut,  
 Und die liebefrommen Täschchen  
 Färbstest du mit meinem Blut.

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,  
 Und noch täglich nimmt sie zu;  
 Denn ich selbst begann zu räsen,  
 Und ich werde fast wie du!

Mit einem Exemplar des „Rabbi von Bacharach.“

Brich aus in lauten Klagen,  
 Du düstres Märtyrlied,  
 Das ich so lang getragen  
 Im flammenstiller Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,  
 Und durch die Ohren ins Herz;  
 Ich habe gewaltig beschworen  
 Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,  
 Sogar die kalten Herrn,  
 Die Frauen und Blumen weinen,  
 Es weinen am Himmel die Stern'.

Und alle die Thränen fließen  
 Nach Süden im stillen Verein,  
 Sie fließen und ergießen  
 Sich all' in den Jordan hinein.

1) Edom ist nach der Bibel (Gen. 36, 1.) Ebau, der feindliche Bruder Jakobs, dessen Land Ibumäa die Stämme Ebaus bewohnten. Nach der rabbinischen Tradition war auch Rom (Magdala) eine edomitische Kolonie. Später blieb der Name typisch für alle Feinde des Judentums. — Das Gedicht ist 1824 noch unter dem Eindruck der Lektüre von Basénages „Histoire de la religion des Juifs“ (Rotterdam 1707) entstanden und zuerst in einem Briefe an Moser vom 25. Oktober desselben Jahres mitgeteilt. In demselben Briefe ist auch das folgende Gedicht enthalten.

Einem Abtrünnigen.<sup>1)</sup>

○ des heil'gen Jugendmutes!  
 ○, wie schnell bist du gebändigt!  
 Und du hast dich, fühlern Blutes,  
 Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,  
 Zu dem Kreuz, das du verachtest,  
 Das du noch vor wenig Wochen  
 In den Staub zu treten dachtest!

○, das thut das viele Lesen  
 Jener Schlegel, Haller, Burke —  
 Gestern noch ein Held gewesen,  
 Ist man heute schon ein Schurke.

Ulmansor.<sup>2)</sup>

## 1.

In dem Dome zu Cordova  
 Stehen Säulen, dreizehnhundert,  
 Dreizehnhundert Riesenäulen  
 Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden  
 Ziehn von oben sich bis unten  
 Des Korans arab'che Sprüche,  
 Klug und blumenhaft verschlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland  
 Dieses Haus zu Allah's Ruhme,  
 Doch hat Vieles sich verwandelt  
 In der Seiten dunklem Strudel.

1) Dieses auf die Taufe seines Freundes Eduard Gans sich beziehende Gedicht wurde in Lüneburg 1826 verfaßt und damals nur Mojer mitgeteilt. Veröffentlicht wurde es erst aus dem Nachlaß. — Fr. v. Schlegel und R. L. v. Haller waren Konvertiten, die die kirchliche Reaktion verteidigten. Edmund Burke schrieb 1790 ein Buch gegen die französische Revolution.

2) Auch dieses Gedicht hat in den „Reisebildern“ den Zusatz: „Aus einem spanischen Romane“. Heine fügt dort noch hinzu, daß er durch dasselbe „seine Abneigung“ habe aussprechen wollen. Es wird im Romane, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmutigen Bekennner des Islams, gebichtet und gefunden. „Und wahrlich“ — so spricht ein englischer Schriftsteller — „wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, parteilos erhaben über allem Seltengleißche dieser Erde.“

Auf dem Turme, wo der Türmer  
Zum Gebete aufgerufen,  
Könnet jetzt der Christenglocken  
Melancholisches Gesumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen  
Das Prophetenwort gesungen,  
Zeigen jetzt die Gläzenpfäfflein  
Ihrer Messe fades Wunder.

Und das ist ein Drehn und Winden  
Vor den bunthbemalten Puppen,  
Und das blökt und dampft und klingelt,  
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Cordova  
Steht Almansor ben Abdullah,  
All' die Säulen still betrachtend,  
Und die stillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, stark und riesig,  
Einst geschmückt zu Allah's Ruhme,  
Desho müßt ihr dienend hulb'gen  
Dem verhafteten Christentume!

„Ihr bequemt euch in die Zeiten,  
Und ihr tragt die Last geduldig;  
Ei, da muß ja wohl der Schwächre  
Noch viel leichter sich beruh'gen.“

Und sein Haupt mit heiterm Antlitz,  
Beugt Almansor ben Abdullah  
Über den gezierten Taufstein,  
In dem Dome zu Cordova.

## 2.

Hastig schritt er aus dem Dome,  
Fagte fort auf wildem Rappen,  
Dafß im Wind die feuchten Locken  
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg nach Alkolea,  
Dem Guadalquivir entlange,  
Wo die weißen Mandeln blühen,  
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der lust'ge Ritter,  
Pfeift und singt, und lacht behaglich,  
Und es stimmen ein die Vögel  
Und des Stromes laute Wasser.

In dem Schloß zu Alkolea  
Wohnet Clara de Alvares,  
In Navarra kämpft ihr Vater,  
Und sie freut sich mindern Zwanges.

Und Almansor hört schon ferne  
Pauken und Drommeten schallen,  
Und er sieht des Schlosses Lichter  
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea  
Tanzen zwölf geschmückte Damen,  
Tanzen zwölf geschmückte Ritter,  
Doch am schönsten tanzt Almansor.

Wie beschwingt von muntrer Laune  
Flattert er herum im Saale,  
Und er weiß den Damen allen  
Süße Schmeichelein zu sagen.

Isabellens schöne Hände  
Küßt er rasch, und springt von dannen;  
Und er setzt sich vor Elviren,  
Und er schaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:  
Ob er heute ihr gefalle?  
Und er zeigt die goldenen Kreuze,  
Eingestickt in seinen Mantel.

Er versichert jeder Dame,  
Dass er sie im Herzen trage;  
Und „so wahr ich Christ bin!“ schwört er  
Dreißig Mal an jenem Abend.

## 3.

In dem Schloß zu Alkolea  
 Ist verschollen Lust und Klingen,  
 Herrn und Damen sind verschwunden,  
 Und erloschen sind die Lichter.

Donna Clara und Almansor  
 Sind allein im Saal geblieben;  
 Einsam streut die letzte Lampe  
 Über beide ihren Schimmer.

Auf dem Sessel sitzt die Dame,  
 Auf dem Schemel sitzt der Ritter,  
 Und sein Haupt, das schlummermüde,  
 Ruht auf den geliebten Knieen.

Rosenöl aus goldnem Fläschchen  
 Gießt die Dame, sorgsam sinnend,  
 Auf Almansors braune Locken —  
 Und er seufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit sanftem Munde,  
 Drückt die Dame, sorgsam sinnend,  
 Auf Almansors braune Locken —  
 Und es wölkt sich seine Stirne.

Thränenflut aus lichten Augen  
 Weint die Dame, sorgsam sinnend,  
 Auf Almansors braune Locken —  
 Und es zuckt um seine Lippen.

Und er träumt: er stehe wieder,  
 Tief das Haupt gebeugt und triefend,  
 In dem Dome zu Cordova,  
 Und er hört viel' dunkle Stimmen.

All' die hohen Riesenäulen  
 Hört er murmeln unmutgrimmig,  
 Länger wollen sie's nicht tragen,  
 Und sie wanken und sie zittern; —

Und sie brechen wild zusammen,  
Es erbleichen Volk und Priester,  
Krachend stürzt herab die Kuppel,  
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar. <sup>1)</sup>

1.

Um Fenster stand die Mutter,  
Im Bette lag der Sohn.  
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,  
Zu schaun die Prozession?“ —

„Ich bin so krank, o Mutter,  
Dass ich nicht hör' und seh';  
Ich denk' an das tote Gretchen,  
Da schut das Herz mir weh.“ —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,  
Nimm Buch und Rosenkranz;  
Die Mutter-Gottes heilt dir  
Dein krankes Herz ganz.“

Es flattern die Kirchensähnen,  
Es singt im Kirchenton;

1) Bei dem ältesten Abdruck im „Gesellschafter“, 1822, Nr. 92, war dies Lied von folgender Nachbemerkung begleitet:

„Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigentum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war, und im Franziskanerloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst Buchstaben und Stillsilben lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der ersten Silbe, und der Ort selbst liegt im Gelberndien) einstmal mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigner schwärmender Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophenkollegium bei Rektor Schalmeyer nebeneinander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Wundererzählung, legte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahre 1819, als ich in Bonn studierte und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gegebenen Refrain hat: „Selbst seist du, Maria!“ und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulfreund mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah sehr blaß und krank aus.

Berlin, den 16. des Maimonds 1822.

H. Heine.“

Das ist zu Köln am Rheine,  
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,  
Den Sohn, den führet sie,  
Sie singen beide im Chore:  
„Gelobt seist du, Marie!“

## 2.

Die Mutter-Gottes zu Kœvlaar  
Trägt heut ihr bestes Kleid;  
Heut hat sie viel zu schaffen,  
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen  
Ihr dar als Opferspend'  
Aus Wachs gebildete Glieder,  
Biel' wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,  
Dem heilt an der Hand die Wund';  
Und wer einen Wachsfuß opfert,  
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kœvlaar ging mancher auf Krücken,  
Der jezo tanzt auf dem Seil,  
Gar mancher spielt jezt die Bratsche,  
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,  
Und bildete draus ein Herz.  
„Bring das der Mutter-Gottes,  
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,  
Ging seufzend zum Heiligenbild;  
Die Thräne quillt aus dem Auge,  
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedete,  
Du reine Gottesmagd,  
Du Königin des Himmels,  
Dir sei mein Leid geklagt!“

„Ich wohnte mit meiner Mutter,  
Zu Kölle in der Stadt,  
Der Stadt, die viele hundert  
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,  
Doch Die ist tot jetzt —  
Marie, dir bring' ich ein Wachsherd,  
Heil du meine Herzengrund'.

„Heil du mein krankes Herz —  
Ich will auch spät und früh  
Inbrünstiglich beten und singen:  
Gelobt seist du, Marie!“

## 3.

Der kranke Sohn und die Mutter,  
Die schließen im Kämmerlein;  
Da kam die Mutter-Gottes  
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,  
Und legte ihre Hand  
Ganz leise auf sein Herz,  
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume,  
Und hat noch mehr geschaut;  
Sie erwachte aus dem Schlummer,  
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt  
Ihr Sohn, und der war tot;  
Es spielt' auf den bleichen Wangen  
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet' die Hände,  
Ihr war, sie wußte nicht wie;  
Andächtig sang sie leise:  
„Gelobt seist du, Marie!“

---

# Flus der Harzreise.<sup>1)</sup>

(1824.)

## Prolog.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,  
Weiße, höfliche Manschetten,  
Sanfte Reden, Embrassieren —  
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,  
Warme Liebe in dem Herzen, —  
Ach, mich tödet ihr Gesinge  
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,  
Wo die frommen Hütten stehen,  
Wo die Brust sich frei erschließet,  
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,  
Wo die dunkeln Tannen ragen,  
Bäche rauschen, Bögel singen,  
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,  
Glatte Herren, glatte Frauen!  
Auf die Berge will ich steigen,  
Lachend auf euch niederschauen.

---

1) Mit Ausnahme des zweiten wurden die sämtlichen hier folgenden Gedichte zuerst im „Gesellschafter“, 1826, Nr. 11—24, abgedruckt.

## Auf dem Hardenberge.

Steiget auf, ihr alten Träume!  
 Öffne dich, du Herzensthör!  
 Liederwonne, Wehmutstränen  
 Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich schweifen,  
 Wo die munstre Quelle springt,  
 Wo die stolzen Hirsche wandeln,  
 Wo die liebe Drossel singt.

Auf die Berge will ich steigen,  
 Auf die schroffen Felsenhöhn,  
 Wo die grauen Schloßruinen  
 In dem Morgenlichte stehn.

Dorten seß' ich still mich nieder  
 Und gedenke alter Zeit,  
 Alter blühender Geschlechter  
 Und verfunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jezt den Turnierplatz,  
 Wo gekämpft der stolze Mann,  
 Der die Besten überwunden  
 Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,  
 Wo die schöne Dame stand,  
 Die den stolzen Überwinder  
 Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin  
 Hat besiegt des Todes Hand —  
 Jener durre Sensenritter  
 Streckt uns alle in den Sand.

## Berg-Idylle.

## 1.

Auf dem Berge steht die Hütte,  
 Wo der alte Bergmann wohnt;  
 Dorten rauscht die grüne Tanne,  
 Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnsstuhl,  
Ausgeschnitten wunderlich;  
Der darauf sitzt, der ist glücklich,  
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,  
Stützt den Arm auf meinen Schoß;  
Äuglein wie zwei blaue Sterne,  
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben blauen Sterne  
Schaun mich an so himmelgroß;  
Und sie legt den Liljenfinger  
Schalkhaft auf die Purpurros'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,  
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,  
Und der Vater spielt die Zither,  
Und er singt die alte Weiß'.

Und die Kleine flüstert leise,  
Leise, mit gedämpftem Laut;  
Manches wichtige Geheimnis  
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme tot ist,  
Können wir ja nicht mehr gehn  
Nach dem Schützenhof zu Goslar,  
Dorten ist es gar zu schön.

„Hier dagegen ist es einsam,  
Auf der kalten Bergeshöh',  
Und des Winters sind wir gänzlich  
Wie begraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädelchen,  
Und ich fürch' mich wie ein Kind  
Vor den bösen Bergesgeistern,  
Die des Nachts geschäftig sind.“

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,  
Wie vom eignen Wort erschreckt,

Und sie hat mit beiden Händchen  
Ihre Auglein bedekt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,  
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,  
Und die Zither klingt dazwischen,  
Und die alte Weise summt:

„Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,  
Vor der bösen Geister Macht!  
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,  
Halten Englein bei dir Wacht!“

## 2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,  
Bacht ans niedre Fensterlein,  
Und der Mond, der stille Lauscher,  
Wirft sein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise  
In dem nahen Schlafgemach;  
Doch wir beide, selig schwatzend,  
Halten uns einander wach.

„Däß du gar zu oft gebetet,  
Das zu glauben wird mir schwer,  
Jenes Zucken deiner Lippen  
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böse, kalte Zucken,  
Das erschreckt mich jedesmal,  
Doch die dunkle Angst beschwichtigt  
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweif' ich, daß du glaubest,  
Was so rechter Glaube heißt, —  
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,  
An den Sohn und heil'gen Geist?“

„Ah, mein Kindchen, schon als Knabe,  
Als ich saß auf Mutters Schoß,

Glaubte ich an Gott den Vater,  
Der da maltet gut und groß!

Der die schöne Erb' erschaffen,  
Und die schönen Menschen drauf,  
Der den Sonnen, Monden, Sternen  
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,  
Noch viel mehr begriff ich schon,  
Ich begriff und ward vernünftig,  
Und ich glaubt' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend  
Ums die Liebe offenbart,  
Und zum Leidne, wie gebräuchlich,  
Von dem Volk gefreuzigt ward.

Je so, da ich ausgewachsen,  
Viel gelesen, viel gereist,  
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen  
Glaub' ich an den heilgen Geist.

Dieser that die größten Wunder,  
Und viel größre thut er noch;  
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,  
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,  
Und erneut das alte Recht:  
Alle Menschen, gleichgeboren,  
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel  
Und das dunkle Hirngespinst,  
Das uns Lieb' und Lust verleidet,  
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,  
Hat der heil'ge Geist erwählt,  
Seinen Willen zu erfüllen;  
Und er hat sie mutbeseelt.

„Ihre teuren Schwerter blitzen,  
Ihre guten Banner wehn!  
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,  
Solche stolze Ritter sehn?“

„Nun, so schau mich an, mein Kindchen,  
Küsse mich, und schaue dreist;  
Denn ich selber bin ein solcher  
Ritter von dem heil'gen Geist.“

## 3.

Still versteckt der Mond sich draußen  
Hinterm grünen Tannenbaum,  
Und im Zimmer unsre Lampe  
Flackert matt und leuchtet kaum.

Über meine blauen Sterne  
Strahlen auf in hellerm Licht,  
Und es glühn die Purpurrösslein,  
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Bölkchen, Wichtelmännchen,  
Stehlen unsrer Brod und Speck,  
Abends liegt es noch im Kästen,  
Und des Morgens ist es weg.“

„Kleines Bölkchen, unsre Sahne  
Nascht es von der Milch, und lässt  
Unbedeckt die Schüssel stehen,  
Und die Katze säuft den Rest.“

„Und die Kat' ist eine Hexe,  
Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm  
Drüben nach dem Geisterberge,  
Nach dem altverfallnen Turm.“

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,  
Voller Lust und Waffenglanz;  
Blanke Ritter, Frauen und Knappen  
Schwangen sich im Fackeltanz.“

## Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,  
 Grüner Hügel ist sein Thron;  
 Über seinem Haupt die Sonne  
 Ist die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,  
 Weiche Schmeichler, rotbekreuzt;  
 Kavaliere sind die Kälber,  
 Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hoffchauspieler sind die Böcklein;  
 Und die Bögel und die Küh',  
 Mit den Flöten, mit den Glöcklein,  
 Sind die Kammermusici.

Und Das klingt und singt so lieblich,  
 Und so lieblich rauschen drein  
 Wasserfall und Tannenbäume,  
 Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren  
 Der Minister, jener Hund,  
 Dessen knurriges Gebelle  
 Widerhallet in der Rund'.

Schlaftrig lallt der junge König:  
 „Das Regieren ist so schwer;  
 Ach, ich wollt', daß ich zu Hause  
 Schon bei meiner Königin wär'!“

„In den Armen meiner Königin  
 Ruht mein Königshaupt so weich,  
 Und in ihren schönen Augen  
 Liegt mein unermesslich Reich!“

## Auf dem Brocken.

Heller wird es schon im Osten  
 Durch der Sonne kleines Glimmen,  
 Weit und breit die Bergesgipfel  
 Zu dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefeln,  
Ließ' ich mit der Haft des Windes  
Über jene Bergesgipfel  
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,  
Zög' ich leise die Gardinen,  
Leise küßt' ich ihre Stirne,  
Leise ihres Mundes Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern  
In die kleinen Liljenohren:  
Denk im Traum, daß wir uns lieben  
Und daß wir uns nie verloren.

### Die Ilse.<sup>1)</sup>

Ich bin die Prinzessin Ilse,  
Und wohne im Ilzenstein;  
Komm mit nach meinem Schloße,  
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benecken  
Mit meiner klaren Well',  
Du sollst deine Schmerzen vergessen,  
Du sorgenfranker Gesell!

In meinen weißen Armen,  
An meiner weißen Brust,  
Da sollst du liegen und träumen  
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,  
Wie ich gehezt und geflüßt  
Den lieben Kaiser Heinrich,<sup>2)</sup>  
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,  
Und nur der Lebendige lebt;

1) Die Ilse, ein Nebenfluß der Oder, entspringt an der Nordseite des Brodens und durchfließt eines der schönsten Harzthäler, in welchem auch der Ilzenstein, ein mächtiger Granitfelsen, sich befindet.

2) Heinrich I., der Faintler (919—936), dessen Name mit vielen Harzlagen verknüpft ist.

Und ich bin schön und blühend,  
Mein lachendes Herz bebt.

Komm in mein Schloß herunter,  
In mein kristallenes Schloß,  
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,  
Es jubelt der Knappentroß.<sup>1)</sup>

Es rauschen die seidenen Schleppen,  
Es klirren die Eisenporne,  
Die Zwergen trompeten und pauken,  
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,  
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —  
Ich hielt ihm zu die Ohren,  
Wenn die Trompet' erklang.

1) Statt der obenstehenden enthielt der erste Abdruck die folgenden beiden Strophen:

Und hebt mein Herz dort unten,  
Braust oben der Wasserfall.  
Die Eichen und Buchen schauern,  
Es trillert die Nachtigall.

Und hebt mein Herz dort unten,  
So klingt mein kristallenes Schloß,  
Es tanzen die Fräulein und Ritter,  
Es jubelt der Knappentroß.

# Die Nordsee.

(1825—1826.)

Friedrich Merdel

find die Bilder der Nordsee freundlichst zugeeignet

vom Verfasser.<sup>1)</sup>

## Erster Cyklus.

Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so das jenes freche, spätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ mir recht aus der Seele gesprochen ist.

(Aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit“, vierzehntes Buch.)

### 1.

#### Krönung.<sup>2)</sup>

Yhr Lieder! Yhr meine guten Lieder!  
Auf! auf! und wappnet euch!  
Laßt die Trompeten klingen,  
Und hebt mir auf den Schild  
Dies junge Mäddchen,  
Das jetzt mein ganzes Herz  
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben  
Reiß' ich das strahlend rote Gold,

1) Zuerst lautete die Widmung: „Herrn Friedrich Merdel widmet diese Bilder der Nordsee der Verfasser.“ — Fr. Merdel, ein gebildeter Hamburger Kaufmann, war in den Jahren 1826—30 mit seine innig befreundet.

2) Ursprünglich in den „Reisebildern“ war dies Gedicht „Huldigung“ überschrieben.

Und webe draus ein Diadem  
Für dein geweihtes Haupt.  
Von der flatternd blaueidnen Himmelsdecke,  
Worin die Nachtdiamanten blitzen,  
Schneid' ich ein kostbar Stück,  
Und häng' es dir als Krönungsmantel  
Um deine königliche Schulter.  
Ich gebe dir einen Hofstaat  
Von steifgeputzen Sonetten,  
Stolzen Terzinen und höflichen Stanz'en;  
Als Läufer diene dir mein Witz,  
Als Hofnarr meine Phantasie,  
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,  
Diene dir mein Humor.  
Aber ich selber, Königin,  
Ich knie vor dir nieder,  
Und huld'gend, auf rotem Sammetkissen,  
Übereiche ich dir —  
Das bischen Verstand,  
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat  
Deine Borgängerin im Reich.

## 2.

## Abenddämmerung.

Am blassen Meerestrande  
Saß ich gedankenbefüllt und einsam.  
Die Sonne neigte sich tiefer, und warf  
Glührote Streifen auf das Wasser,  
Und die weißen, weiten Wellen  
Von der Flut gedrängt,  
Schäumten und rauschten näher und näher —  
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,  
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Gausen,  
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —  
Mir war, als hört' ich verschollne Sagen,  
Uralte, liebliche Märchen,  
Die ich einst als Knabe

Von Nachbarskindern vernahm,  
 Wenn wir am Sommerabend  
 Auf den Treppensteinen der Hausthür  
 Zum stillen Erzählen niederlauerten  
 Mit kleinen, horchenden Herzen  
 Und neugierklugen Augen;  
 Während die großen Mädchen  
 Neben duftenden Blumentöpfen  
 Gegenüber am Fenster saßen,  
 Rosengesichter,  
 Lächelnd und mondeglänzt.

## 3.

## Sonnenuntergang.

Die glühend rote Sonne steigt  
 Hinab ins weit auffhauernde,  
 Silbergraue Weltmeer;  
 Luftgebilde, rosig angehaucht,  
 Wallen ihr nach; und gegenüber,  
 Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleieren,  
 Ein traurig todblasses Antlitz,  
 Bricht hervor der Mond,  
 Und hinter ihm, Lichtfünftchen,  
 Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,  
 Ehlich vereint,  
 Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,  
 Und es wimmelten um sie her die Sterne,  
 Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,  
 Und es trennte sich feindlich  
 Das hohe, leuchtende Ehpaaar.

Zeigt am Tage, in einsamer Pracht,  
 Ergeht sich dort oben der Sonnengott,  
 Ob seiner Herrlichkeit

Angebetet und vielbesungen  
 Von stolzen, glückgehärteten Menschen.  
 Aber des Nachts  
 Am Himmel wandelt Luna,  
 Die arme Mutter,  
 Mit ihren verwaisten Sternenkindern,  
 Und sie glänzt in stiller Wehmut,  
 Und liebende Mädchen und sanfte Dichter  
 Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,  
 Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.  
 Gegen Abend, zitternd und bleich,  
 Laufst sie hervor aus leichtem Gewölk,  
 Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,  
 Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!  
 Komm! die Kinder verlangen nach dir —“  
 Aber der trostige Sonnengott,  
 Bei dem Anblick der Gattin erglüht er  
 In doppeltem Purpur,  
 Vor Zorn und Schmerz,  
 Und unerbittlich eilt er hinab  
 In sein flutenkaltes Witwerbett.

\* \* \*

Böse, zischelnde Jungen  
 Brachten also Schmerz und Verderben  
 Selbst über ewige Götter.  
 Und die armen Götter, oben am Himmel  
 Wandeln sie, qualvoll,  
 Trostlos unendliche Bahnen,  
 Und können nicht sterben,  
 Und schleppen mit sich  
 Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,  
 Der Niedrig-gepflanze, der Tod-beglückte,  
 Ich klage nicht länger.

## 4.

## Die Nacht am Strand.

Sternlos und kalt ist die Nacht,  
 Es gähnt das Meer;  
 Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,  
 Liegt der ungestaltete Nordwind,  
 Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,  
 Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,  
 Schwält er ins Wasser hinein,  
 Und erzählt viel' tolle Geschichten,  
 Riesenmärchen, todschlaglauzig,  
 Uralte Sagen aus Norweg,  
 Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er  
 Beschwörungslieder der Edda!),  
 Auch Runensprüche,  
 So dunkelstrozig und zaubergewaltig,  
 Daß die weißen Meerländer  
 Hoch auffspringen und jauchzen,  
 Übermut-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,  
 Über den flutbefeuhteten Sand  
 Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,  
 Das wilder noch als Wind und Wellen.  
 Wo er hintritt,  
 Sprühen Funken, und knistern die Muscheln;  
 Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,  
 Und schreitet rasch durch die wehende Nacht;  
 Sicher geleitet vom kleinen Lichte,  
 Das lockend und lieblich schimmert  
 Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,  
 Und mutterseelallein blieb dort  
 In der Hütte die Fischertochter,  
 Die wunderschöne Fischertochter.

1) Edda ist die älteste isländische Volksliedersammlung, von hoher Wichtigkeit für die altnordische Mythologie.

Um Herde fügt sie,  
 Und horcht auf des Wasserfeuers  
 Ahnungsglücks, heimliches Summen,  
 Und schüttet knirschendes Reißig ins Feuer,  
 Und bläst hinein,  
 Daz die flackernd roten Lichter  
 Zauberlich widerstrahlen  
 Auf das blühende Antlitz,  
 Auf die zarte, weiße Schulter,  
 Die rührend hervorlaucht  
 Aus dem groben, grauen Hemde,  
 Und auf die kleine, sorgsame Hand,  
 Die das Unterröckchen fest bindet  
 Um die seine Hüste.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,  
 Und es tritt herein der nächtige Fremdling;  
 Liebesicher ruht sein Auge  
 Auf dem weißen, schlanken Mädchen,  
 Das schauernd vor ihm steht,  
 Gleich einer erschrockenen Lilje;  
 Und er wirft den Mantel zur Erde,  
 Und lacht und spricht:

„Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,  
 Und ich komme, und mit mir kommt  
 Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels  
 Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,  
 Und die Töchter der Menschen umarmten,  
 Und mit ihnen zeugten  
 Reptertragende Königsgeschlechter  
 Und Helden, Wunder der Welt.  
 Doch staune, mein Kind, nicht länger  
 Ob meiner Göttlichkeit,  
 Und ich bitte dich, koch mir Thee mit Rum,  
 Denn draußen war's kalt,  
 Und bei solcher Nachtluft  
 Frieren auch wir, wir ewigen Götter,  
 Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen  
 Und einen unsterblichen Husten.“

## Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten  
 Über das weithinrollende Meer,  
 Fern auf der Rhede glänzte das Schiff,  
 Das mich zur Heimat tragen sollte;  
 Aber es fehlte an gutem Fahrwind,  
 Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne  
 Am einsamen Strand.  
 Und ich las das Lied vom Odyssäus,  
 Das alte, das ewig junge Lied,  
 Aus dessen meerdurchrauschten Blättern  
 Mir freudig entgegenstieg  
 Der Atem der Götter,  
 Und der leuchtende Menschenfrühling,  
 Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich  
 Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,<sup>1)</sup>  
 Sezt sich mit ihm, seelenbetäumert,  
 An gastliche Herde,  
 Wo Königinnen Purpur spinnen,  
 Und half ihm lügen und glücklich entrinnen  
 Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,  
 Folgte ihm nach in kimmerische Nacht,  
 Und in Sturm und Schiffbruch,  
 Und duldet mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,  
 Dein Zorn ist furchtbar,  
 Und mir selber bangt  
 Ob der eignen Heimkehr.

Raum sprach ich die Worte,  
 Da schäumte das Meer,  
 Und aus den weißen Quellen stieg

1) Odyssäus kam auf seinen Irrfahrten auch zu den Kimmeriern, einem Volke, das gegen Mitternacht, am Eingang zur Unterwelt, in einem Lande wohnte, das die Sonne nie beschien.

Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,  
Und höhnisch rief er:  
„Fürchte dich nicht, Poetlein!  
Ich will nicht im geringsten gefährden  
Dein armes Schiffchen,  
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen  
Mit allzubedenklichem Schaukeln.  
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,  
Du hast mir kein einziges Türmchen verlebt  
An Priamos' heiliger Feste,  
Kein einziges Härchen hast du versengt  
Um Aug' meines Sohns Polyphemos,  
Und dich hat niemals ratend beschützt  
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.“

Also rief Poseidon  
Und tauchte zurück ins Meer;  
Und über den groben Seemannswirk  
Lachten unter dem Wasser  
Amphitrite, das plumpe Fischweib  
Und die dummen Töchter des Nereus.

## 6.

## Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,  
Wilder toste die Flut,  
Und ich saß am Strand, und schaute zu  
Dem weißen Tanz der Wellen,  
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,  
Und sehnd' ergriff mich ein tiefes Heimweh  
Nach dir, du holdes Bild,  
Das überall mich umschwebt,  
Und überall mich ruft,  
Überall, überall,  
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,  
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:  
„Agnes, ich liebe dich!“

Doch böse Wellen ergossen sich  
Über das süße Bekennniß,  
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,  
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!  
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,  
Und mit starker Hand, aus Norweg's Wältern,  
Reiß' ich die höchste Tanne,  
Und tauche sie ein  
In des Utna's glühenden Schlund, und mit solcher  
Feuergetränkten Riesenfeder  
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:  
„Agnes, ich liebe dich!“

Jedwede Nacht lobert alsdann  
Dort oben die ewige Flammenschrift,  
Und alle nachwachsenden Entelgeschlechter  
Lesen jauchzend die Himmelsworte:  
„Agnes, ich liebe dich!“

## 7.

## Nachts in der Kajüte.

Das Meer hat seine Perlen,  
Der Himmel seine Sterne,  
Über mein Herz, mein Herz,  
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,  
Doch größer ist mein Herz,  
Und schöner als Perlen und Sterne  
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,  
Komm an mein großes Herz;  
Mein Herz und das Meer und der Himmel  
Bergehn vor lauter Liebe.

\* \* \*

An die blaue Himmelsdecke,  
Wo die schönen Sterne blitzen,  
Möcht' ich pressen meine Lippen,  
Pressen wild und stürmisch weinen.

These Sterne sind die Augen  
Meiner Liebsten, tausendfältig  
Schimmern sie und grüßen freundlich  
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,  
Nach den Augen der Geliebten,  
Heb' ich andachtsvoll die Arme,  
Und ich bitte und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,  
O, besiegelt meine Seele,  
Lasst mich sterben und erwerben  
Euch und euren ganzen Himmel!

\*       \*       \*

Aus den Himmelsaugen droben  
Fallen zitternd goldne Funken  
Durch die Nacht, und meine Seele  
Dehnt sich liebweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!  
Weint euch aus in meine Seele,  
Daz von lichten Sternenthränen  
Überfließet meine Seele.

\*       \*       \*

Gingewiegt von Meeresswellen  
Und von träumenden Gedanken,  
Lieg' ich still in der Kajüte,  
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau' ich  
Droben hoch die hellen Sterne,  
Die geliebten, süßen Augen  
Meiner süßen Bielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen  
Wachen über meinem Haupte,  
Und sie blinken und sie winken  
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke  
Schau' ich selig lange Stunden,  
Bis ein weißer Nebelschleier  
Mir verhüllt die lieben Augen.

\*       \*

An die bretterne Schiffswand,  
Wo meinträumendes Haupt liegt,  
Branden die Wellen, die wilden Wellen;  
Sie rauschen und murmeln  
Mir heimlich ins Ohr:  
„Bethörter Geselle!  
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,  
Und die Sterne droben sind festgenagelt  
Mit goldenen Nägeln, —<sup>1)</sup>  
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,  
Das Beste wäre, du schliefest ein.“

\*       \*

Es träumte mir von einer weiten Heide,  
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,  
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben  
Und schlief den einsam kalten Todeschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten  
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,  
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft  
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

### Sturm.

Es wütet der Sturm,  
Und er peitscht die Wellen,  
Und die Welln, wutschäumend und bäumend,  
Türmen sich auf, und es wogen lebendig

1) In der ältesten Fassung fehlt diese Zeile.

Die weißen Wasserberge,  
Und das Schifflein erklimmt sie,  
Faßtig mühsam,  
Und plötzlich stürzt es hinab  
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

○ Meer!  
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!  
Großmutter der Liebe! schone meiner!  
Schon flattert, leichenwitternd,  
Die weiße, geipenstische Möve,  
Und weigt an dem Mastbaum den Schnabel,  
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,  
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,  
Und das dein Enkel, der kleine Schalt,  
Zum Spielzeug erwählt.

Bergebens mein Bitten und Flehn!  
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,  
Im Schlachtlärm der Winde.  
Es braust und pfeift und prasselt und heult,  
Wie ein Tollhaus von Tönen!  
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar  
Lockende Harfenlaute,  
Sehnsuchtwilden Gesang,  
Seelenfchlmelzend und seelenzerreibend,  
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,  
Wo das graue Schloßlein hinausragt  
Über die brandende See,  
Dort, am hochgewölbten Fenster,  
Steht eine schöne, franke Frau,  
Zartdurchsichtig und marmorbläß,  
Und sie spielt die Harfe und singt,  
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,  
Und trägt ihr dunkles Lied  
Über das weite, stürmende Meer.

## 9.

## Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen  
Wirft die Sonne auf das Wasser,  
Und im wogenden Geschmeide  
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann  
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.  
Bei dem Mastbaum, segelflickend,  
Kauert der beteerte Schiffsjung'.

Hinterm Schmutze seiner Wangen  
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es  
Um das breite Maul, und schmerzlich  
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,  
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spißbub',  
Spißbub'! einen Hering hast du  
Aus der Tonne mir gestohlen!“

Meeresstille! Aus den Wellen  
Taucht hervor ein kluges Fischlein,  
Wärmt das Köpfchen an der Sonne,  
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,  
Schießt herunter auf das Fischlein,  
Und den raschen Raub im Schnabel  
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

## 10.

## Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,  
Und schaute,träumenden Auges,  
Hinab in das spiegelklare Wasser,  
Und schaute tiefer und tiefer —  
Bis tief im Meeresgrunde,

Anfangs wie dämmertnde Rebel,  
 Jedoch allmälich farbenbestimpter,  
 Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,  
 Und endlich, ionnenklar, eine ganze Stadt,  
 Altertümlich niederländisch,  
 Und menschenbelebt.  
 Gedächtige Männer, schwarzbemäntelt,  
 Mit weißen Halskraulen und Ehrenketten,  
 Und langen Degen und langen Gesichtern,  
 Schreiten über den wimmelnden Marktplatz  
 Nach dem treppenhohen Rathaus,  
 Wo steinerne Kaiserbilder  
 Wacht halten mit Zepter und Schwert.  
 Unferne, vor langen Häuserreihen,  
 Wo spiegelblanke Fenster  
 Und pyramidalisch beschnittene Linden,  
 Wandeln seidenrauschende Jungfern,  
 Schlanke Leibchen, die Blumengesichter  
 Sittsam umschlossen von schwarzen Mützen  
 Und hervorquellendem Goldhaar.  
 Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,  
 Stolzieren vorüber und nüden.  
 Bejahrte Frauen,  
 In braunen, verschöllnen Gewändern,  
 Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,  
 Eilen, trippelnden Schritts,  
 Nach dem großen Dome,  
 Getrieben von Glockengeläute  
 Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klang  
 Geheimnisvoller Schauer!  
 Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut  
 Beschleicht mein Herz,  
 Mein kaum geheiltes Herz; —  
 Mir ist, als würden seine Wunden  
 Von lieben Lippen aufgeküsst,  
 Und thäten wieder bluten, —  
 Heiße, rote Tropfen,

Die lang und langsam niederfalln  
 Auf ein altes Haus, dort unten  
 In der tiefen Meerstadt,  
 Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,  
 Das melancholisch menschenleer ist,  
 Nur daß am untern Fenster  
 Ein Mädchen sitzt,  
 Den Kopf auf den Arm gestützt,  
 Wie ein armes, vergessenes Kind —  
 Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also  
 Verstecktest du dich vor mir  
 Aus kindischer Laune,  
 Und konntest nicht mehr heraus,  
 Und sahest fremd unter fremden Leuten,  
 Jahrhunderte lang,  
 Derweilen ich, die Seele voll Gram,  
 Auf der ganzen Erde dich suchte,  
 Und immer dich suchte,  
 Du Zimmergeliebte,  
 Du Längstverlorene,  
 Du Endlichgefundene —  
 Ich hab' dich gefunden und schaue wieder  
 Dein süßes Gesicht,  
 Die klugen, treuen Augen,  
 Das liebe Lächeln —  
 Und nimmer will ich dich wieder verlassen,  
 Und ich komme hinab zu dir,  
 Und mit ausgebreiteten Armen  
 Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch  
 Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,  
 Und zog mich vom Schiffstrand,  
 Und rief, ärgerlich lachend:  
 „Doktor, sind Sie des Teufels?“

## 11.

## Reinigung.

Bleib du in deiner Meerestiefe,  
 Wahnsinniger Traum,  
 Der du einst so manche Nacht  
 Mein Herz mit falschem Glück gequält hast,  
 Und jetzt als Seegespenst  
 Sogar am hellen Tage mich bedrohest —  
 Bleib du dort unten in Ewigkeit,  
 Und ich werfe noch zu dir hinab  
 All' meine Schmerzen und Sünden,  
 Und die Schellenkappe der Thorheit,  
 Die so lange mein Haupt umklingelt,  
 Und die kalte, gleißende Schlangenhaut  
 Der Heuchelei,  
 Die mir so lang' die Seele umwunden,  
 Die kranke Seele,  
 Die gottverleugnende, engelverleugnende,  
 Unselige Seele —  
 Hoilo! Hoilo! Da kommt der Wind!  
 Die Segel auf! Sie flattern und schwellen!  
 Über die stillverderbliche Fläche  
 Eilet das Schiff,  
 Und es jauchzt die befreite Seele.

## 12.

## Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,  
 Von weißen Wolken umwogt;  
 Das Meer war still,  
 Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,  
 Träumerisch sinnend, — und, halb im Wachen  
 Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,  
 Den Heiland der Welt.  
 Im wallend weißen Gewande  
 Wandelt' er riesengroß

## Zweiter Cyklus.

Motto: Xenophons *Anabasis*, IV., 7.

1.

## Meergruß.

Thalatta! Thalatta! )  
 Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!  
 Sei mir begrüßt zehntausendmal  
 Aus jauchzendem Herzen,  
 Wie einst dich begrüßten  
 Zehntausend Griechenherzen,  
 Unglückbekämpfende, heimatverlangende,  
 Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,  
 Sie wogten und brausten,  
 Die Sonne goß eilig herunter  
 Die spielenden Rosenlichter,  
 Die aufgescheuchten Möwenzüge  
 Flatterten fort, lautschreiend,  
 Es stampften die Rossse, es flirrten die Schilde,  
 Und weithin erscholl es wie Siegesruf:  
 „Thalatta! Thalatta!“

Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!  
 Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,  
 Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern  
 Auf deinem wogenden Wellengebiet,  
 Und alte Erinnerung erzählt mir aufs neue  
 Von all' dem lieben, herrlichen Spielzeug,  
 Von all' den blinkenden Weihnachtsgaben,  
 Von all' den roten Korallenbäumen,  
 Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,  
 Die du geheimnisvoll bewahrst,  
 Dort unten im klaren Kristallhaus.

1) Nach Xenophons „*Anabasis*“ riefen die zehntausend griechischen Krieger, die er 401 dem jüngeren Cyrus nach Persien zur Hilfe führte: Thalatta! Thalatta! (Die See! Die See!), als sie von der Höhe des Meeres anstiegen wurden.

Hättest du doch dies Traumbild erinnern,  
 Was gäbtest du drum,  
 Geliebtester!  
 Der du in Kopf und Lenden so idmach,  
 Und im Glauben so stark bist,  
 Und die Dreifaltigkeit ehren in Einheit,  
 Und den Kopf und das Kreuz und die Rose  
 Der hohen Gönnnerin täglich küsst,  
 Und dich hinauf gefrämmelt hast  
 Zum Hofrat und dann zum Justizrat,  
 Und endlich zum Rate bei der Regierung,  
 In der frommen Stadt,  
 Wo der Sand und der Glauben blüht,  
 Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser  
 Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt —  
 Hättest du doch dies Traumbild erinnern,  
 Geliebtester!  
 Du trügest es höheren Ortes zu Markt,  
 Dein weiches, blinzelndes Antlitz  
 Verschwämme ganz in Andacht und Demut,  
 Und die Hocherlauchte,  
 Verzückt und wonnebebend,  
 Sänke betend mit dir aufs Knie,  
 Und ihr Auge, selig strahlend,  
 Verhieße dir eine Gehaltszulage  
 Von hundert Thalern Preußisch Kourant,  
 Und du stammeltest händefaltend:  
 „Gelobt sei Jesus Christ!“

---

## Zweiter Cyclus.

Motto: Xenophons *Anabasis*, IV., 7.

1.

## Meergruß.

Thalatta! Thalatta! )  
 Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!  
 Sei mir begrüßt zehntausendmal  
 Aus jauchzendem Herzen,  
 Wie einst dich begrüßten  
 Zehntausend Griechenherzen,  
 Unglückbekämpfende, heimatverlangende,  
 Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,  
 Sie wogten und brausen,  
 Die Sonne goß eilig herunter  
 Die spielenden Rosensichter,  
 Die aufgescheuchten Möwenzüge  
 Flatterten fort, lautschreien,  
 Es stampften die Rossen, es klickten die Schilde,  
 Und weithin erscholl es wie Siegesruf:  
 „Thalatta! Thalatta!“

Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!  
 Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,  
 Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern  
 Auf deinem wogenden Wellengebiet,  
 Und alte Erinnerung erzählt mir aufs neue  
 Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,  
 Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,  
 Von all den roten Korallenbäumen,  
 Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,  
 Die du geheimnisvoll bewahrst,  
 Dort unten im klaren Kristallhaus.

1) Nach Xenophons „Anabasis“ riefen die zehntausend griechischen Krieger, die er 401 dem jüngeren Cyrus nach Persten zur Hilfe führte: Thalatta! Thalatta! (Die See! Die See!), als sie von der Höhe des Meeres ansichtig wurden.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!  
 Gleich einer welken Blume  
 In des Botanikers blecherner Kapsel,  
 Lag mir das Herz in der Brust.  
 Mir ist, als saß ich winterlange,  
 Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,  
 Und nun verlass' ich sie plötzlich,  
 Und blendend strahlt mir entgegen  
 Der smaragdene Frühling, der sonnengewedte,  
 Und es rauschen die weißen Blütenbäume,  
 Und die jungen Blumen schauen mich an  
 Mit bunten, duftenden Augen,  
 Und es duftet und summt und atmet und lacht,  
 Und im blauen Himmel singen die Vöglein —  
 Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!  
 Wie oft, wie bitteroft  
 Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!  
 Aus großen, siegenden Augen  
 Schossen sie brennende Pfeile;  
 Mit krümgeschliffenen Worten  
 Drohten sie mir die Brust zu spalten;  
 Mit Keilschriftbilletts zerschlugen sie mir  
 Das arme, betäubte Gehirn —  
 Vergebens hielt ich den Schild entgegen,  
 Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,  
 Und von des Nordens Barbarinnen  
 Ward ich gedrängt bis ans Meer —  
 Und frei aufatmend begrüß' ich das Meer,  
 Das liebe, rettende Meer,  
 Thalatta! Thalatta!

## 2.

## Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,  
 Und durch die schwarze Wolkenwand  
 Zuckt der zackige Wetterstrahl,  
 Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,

Wie ein Blitz aus dem Haupte Kronions.  
 Über das wüste, wogende Wasser  
 Weithin rollen die Donner,  
 Und springen die weißen Wellenrosse,  
 Die Boreas selber gezeugt  
 Mit des Erichthons<sup>1)</sup> reizenden Stuten,  
 Und es flattert ängstlich das Seegevögel,  
 Wie Schattenleichen am Styx,  
 Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Arnes, lustiges Schifflein,  
 Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!  
 Aulus schickt ihm die flinksten Gesellen,  
 Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;  
 Der eine pfeift, der andre bläst,  
 Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —  
 Und der schwankende Seemann steht am Steuer  
 Und schaut beständig nach der Boussole,  
 Der zitternden Seele des Schiffes,  
 Und hebt die Hände flehend zum Himmel:  
 „O rette mich, Kastor<sup>2)</sup>, reisiger Held,  
 Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!“

## 3.

## Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!  
 Und ich selber, gleich einer Leiche,  
 Die grossend ausgeworfen das Meer,  
 Lieg' ich am Strande,  
 Am öden, kahlen Strand.  
 Vor mir woget die Wasserwüste,  
 Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,  
 Und über mich ziehen die Wolken,  
 Die formlos grauen Töchter der Luft,  
 Die aus dem Meer, in Nebeleimern,  
 Das Wasser schöpfen,

1) Erichthonius, der König von Troas, besaß 3000 Stuten; einige waren vom Boreas zwölf leichtflügelte Füllen, die auch auf dem Meere gehen konnten.

2) Kastor und Pollux = Polydeukes, die beiden Dioskuren, wurden als Schutzgötter der Seefahrer verehrt.

Und es mühsam schleppen und schleppen,  
Und es wieder verschütten ins Meer,  
Ein trübes, langweil'ges Geschäft,  
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,  
Alte Erinnerungen wehen mich an,  
Vergessene Träume, erloschene Bilder,  
Qualvoll süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,  
Ein schönes Weib, königlich schön.  
Die schlanke Cyprussengestalt  
Umschließt ein Lüstern weißes Gewand;  
Die dunkle Lockenfülle,  
Wie eine selige Nacht  
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,  
Ringelt sichträumerisch süß  
Um das süße, blassen Antlitz;  
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,  
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,  
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,  
Entzückend oft, trank ich aus dir  
Die wilden Begeistrungsslammen,  
Und stand, und taumelte, feuerberauscht —  
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln  
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,  
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen  
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht  
Und zart wie der Duft der Rose —  
Und meine Seele erhob sich  
Und flog, wie ein Vier, hinauf in den Himmel!

Schweigt ihr Wogen und Möwen!  
Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung,  
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,  
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,  
Und drücke mein glühendes Antlitz  
In den feuchten Sand.

## 4.

Untergang der Sonne.<sup>1)</sup>

Die schöne Sonne  
 Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;  
 Die wogenden Wasser sind schon gefärbt  
 Von der dunkeln Nacht,  
 Nur noch die Abendröte  
 Überstreut sie mit goldenen Lichtern,  
 Und die rauschende Flutgewalt  
 Drängt ans Ufer die weißen Wellen,  
 Die lustig und hastig hüpfen,  
 Wie wollige Lämmerherden,  
 Die Abends der singende Hirtenjunge  
 Nach Hause treibt.

„Wie schön ist die Sonne!“  
 So sprach nach langem Schweigen der Freund,  
 Der mit mir am Strande wandelte,  
 Und scherzend halb und halb wehmüttig  
 Versichert' er mir: die Sonne sei  
 Eine schöne Frau, die den alten Meergott  
 Aus Konvention geheiratet;  
 Des Tages über wandle sie freudig  
 Am hohen Himmel, purpurgepuzt  
 Und diamantenblitzend,  
 Und allgeliebt und allbewundert  
 Von allen Weltkreaturen,  
 Und alle Weltkreaturen erfreuend  
 Mit ihres Blickes Licht und Wärme;  
 Aber des Abends, trostlos gezwungen,  
 Rehre sie wieder zurück  
 In das nasse Haus, in die öden Arme  
 Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's,“ — setzte hinzu der Freund,  
 Und lachte und seufzte und lachte wieder —  
 „Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!

1) Im „Berliner Konversationsblatt“, 1827, Nr. 23, mit der Überschrift „Sonnenuntergang“ zuerst abgedruckt.

Entweder sie schlafen, oder sie zanken sich,  
 Daß hoch aufbraust hier oben das Meer  
 Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,  
 Wie der Alte sein Weib ausschilt:  
 „Runde Meze des Weltalls!  
 Strahlenbühlende!  
 Den ganzen Tag glühst du' für andre,  
 Und Nachts, für mich, bist du frostig und müde!“  
 Nach solcher Gardinenpredigt,  
 Versteht sich! bricht dann aus in Thränen  
 Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,  
 Und klagt so jämmerlang, daß der Meergott  
 Blößlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,  
 Und schnell nach der Meeresfläche heraußchwimmt,  
 Um Lust und Befinnung zu schöpfen.

„So sah ich ihn selbst verflossene Nacht  
 Bis an die Brust dem Meer enttauchen.  
 Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,  
 Und eine liljenweiße Schafmütz,  
 Und ein abgewelktes Gesicht.“

## 5.

## Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meer,  
 Und einsam, mit seiner einsamen Seele,  
 Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,  
 Und schaut todkalten Blickes hinauf  
 Nach der weiten, todkalten Himmelwölbung,  
 Und schaut auf das weite, wogende Meer —  
 Und über das weite, wogende Meer,  
 Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,  
 Und kehren zurück, trübselig,  
 Und hatten verschlossen gefunden das Herz,  
 Worin sie ankern wollten —  
 Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,  
 Aufgescheucht aus den sandigen Nesteru,  
 Ihn herdenweis umflattern,  
 Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,  
 Mit weißen Flügeln, Meer-überflatternde,  
 Mit krummen Schnäbeln Seewasser-sauende,  
 Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,  
 Eu'r Leben ist bitter wie eure Nahrung!  
 Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!  
 Ich koste den süßen Duft der Rose,  
 Der Mondchein-geflüterten Nachtagallbraut!  
 Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,  
 Gefüllt mit geschlagener Sahne;  
 Und das Allersüßeste kost' ich,  
 Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

„Sie liebt mich! sie liebt mich, die holde Jungfrau!  
 Zeigt steht sie daheim am Erker des Hauses,  
 Und schaut in die Dämmerung hinaus auf die Landstraß',  
 Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!  
 Vergebens späht sie umher und sie seufzet,  
 Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,  
 Und wandelt in Duft und Mondchein,  
 Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,  
 Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin  
 Und so liebenswürdig — wahrhaftig!  
 Nachher, im Bette, im Schlafe, im Traum,  
 Umgaukelt sie selig mein teures Bild,  
 Sogar des Morgens, beim Frühstück,  
 Auf dem glänzenden Butterbrote,  
 Sieht sie mein lächelndes Antlitz,  
 Und sie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!“

Also prahlt er und prahlt er,  
 Und zwischendrein schrillen die Möwen,  
 Wie kaltes, ironisches Kichern.  
 Die Dämmerungsnebel steigen herauf;  
 Aus violettem Gewölk, unheimlich,  
 Schaut hervor der gräßgelbe Mond!  
 Hoch aufrauschen die Meereswogen,  
 Und tief aus hoch aufrauschendem Meer,  
 Wehmütig wie flüsternder Windzug,

Tönt der Gesang der Okeaniden,  
 Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,  
 Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme  
 Der silberfüßigen Peleus-Gattin <sup>1)</sup> ),  
 Und sie seufzen und singen:

„O Thor, du Thor, du prahlender Thor !  
 Du kummergequälter !  
 Dahingemordet sind all' deine Hoffnungen,  
 Die tändelnden Kinder des Herzens,  
 Und, ach ! dein Herz, Nioben gleich,  
 Versteinert vor Gram !  
 In deinem Haupte wird's Nacht,  
 Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,  
 Und du prahlst vor Schmerzen !  
 O Thor, du Thor, du prahlender Thor !  
 Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,  
 Der hohe Titane, der himmlisches Feuer  
 Den Göttern stahl und den Menschen gab,  
 Und Geier=gequälet, Felsen=gefesselt,  
 Olymp=auf trozte und trozte und stöhnte,  
 Daß wir es hörten im tiefen Meer,  
 Und zu ihm kamen mit Trostgesang.  
 O Thor, du Thor, du prahlender Thor !  
 Du aber bist ohnmächtiger noch,  
 Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,  
 Und trügest geduldig die Last des Elends,  
 Und trügest geduldig so lange, so lange,  
 Bis Atlas selbst die Geduld verliert,  
 Und die schwere Welt von den Schultern abwirft  
 In die ewige Nacht.“

So scholl der Gesang der Okeaniden,  
 Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,  
 Bis lautere Wogen ihn überraschten —  
 Hinter die Wolken zog sich der Mond,  
 Es gähnte die Nacht,  
 Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

1) Thetis, die silberfüßige Nereide, war die Gattin des Königs Peleus.

## 6.

Die Götter Griechenlands.<sup>1)</sup>

Vollblühender Mond! In deinem Licht,  
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;  
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,  
Liegt's über der weiten Strandessläche;  
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel  
Schweben die weißen Wolken,  
Wie kolossale Götterbilder  
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!  
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,  
Die einst so freudig die Welt beherrschten,  
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,  
Als ungeheure Gespenster dahinziehn  
Um mitternächtlichen Himmel.

Staunend und seltsam geblendet, betracht' ich  
Das lustige Pantheon,  
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten  
Riesengestalten.  
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,  
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,  
Die berühmten, Olympos-erschütternden Locken;  
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,  
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram.  
Und doch noch immer der alte Stolz.  
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,  
Als du dich himmlisch ergötztest  
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!  
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,  
Die jungen verdrängen die alten,  
Wie du einst selber den greisen Vater  
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,  
Jupiter Barricida!

1) Im „Berliner Konversations-Blatt,“ 1827, Nr. 64 zuerst abgebrückt.

Auch dich erkenn' ich, stolze Juno!  
 Trotz all' deiner eifersüchtigen Angst,  
 Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,  
 Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin.  
 Und dein großes Aug' ist erstarrt.  
 Und deine Lässigarme sind kraftlos,  
 Und nimmermehr trifft deine Rache  
 Die gottbefruchtete Jungfrau  
 Und den wunderhätigen Gottesjoh.  
 Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!  
 Mit Schild und Weisheit konntest du nicht  
 Abwehren das Götterverderben?  
 Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,  
 Einst die goldene! jetzt die silberne!  
 Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,  
 Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,  
 Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,  
 Wie andre Helden, ich fürchte vor Angst —  
 Als Leichengöttin erscheinst du mir,  
 Venus Lilitina!<sup>1)</sup>)  
 Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,  
 Dort, der schreckliche Ares.  
 Es schaut so traurig Phöbus Apollo,  
 Der Jüngling. Es schweigt seine Leier,  
 Die so freudig erklangen beim Göttermahl.  
 Noch trauriger schaut Hephaistos,  
 Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr  
 Fällt er Heben ins Amt,  
 Und schenkt geschäftig in der Versammlung  
 Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen  
 Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!  
 Denn widerwärtig sind mir die Griechen,  
 Und gar die Römer sind mir verhaft.  
 Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid

1) Lilitina, altitalienische Göttin der Lust; dann in Zusammenfassung des Gedankens an den Tod und an schwelendes Leben auch Todes- und Liebesgöttin, daher später vielfach mit Proserpina und Venus identifiziert.

Durchströmt mein Herz,  
 Wenn ich euch jetzt da droben schaue,  
 Verlassene Götter,  
 Tote, nachtwandelnde Schatten,  
 Nebelschwache, die der Wind verscheucht —  
 Und wenn ich bedenke, wie feig und windig  
 Die Götter sind, die euch besiegten,  
 Die neuen, herrschenden, tristen Götter,  
 Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demut —  
 O, da fässt mich ein düsterer Groll,  
 Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,  
 Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,  
 Für euch und eu'r gutes ambrosisches Recht,  
 Und vor euren hohen Altären,  
 Den wiedergebauten, den opferdampfenden,  
 Möcht' ich selber knieen und beten,  
 Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,  
 Habt ihr's auch ehmals in Kämpfen der Menschen  
 Stets mit der Partei der Sieger gehalten,  
 So ist doch der Mensch großmüt'ger als ihr,  
 Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt  
 Mit der Partei der besieгten Götter.

\*     \*     \*

Also sprach ich, und sichtbar erröteten  
 Droben die blassen Wolfengestalten,  
 Und schauten mich an wie Sterbende,  
 Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich;  
 Der Mond verbarg sich eben  
 Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;  
 Hoch aufrauschte das Meer,  
 Und siegreich traten hervor am Himmel  
 Die ewigen Sterne.

## 7.

## Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer  
 Steht ein Jüngling-Mann,  
 Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,  
 Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,  
 Das qualvoll uralte Rätsel,  
 Worüber schon manche Häupter gegrübelt,  
 Häupter in Hieroglyphenmühlen,  
 Häupter in Turban und schwarzem Barett,  
 Verückenhäupter und tausend andre  
 Arme, schwitzende Menschenhäupter —  
 Sagt mir, was bedeutet der Mensch?  
 Woher ist er kommen? Wo geht er hin?  
 Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,  
 Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,  
 Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,  
 Und ein Narr wartet auf Antwort.

## 8.

## Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen.  
 Er fliegt gen Osten,  
 Nach der östlichen Gartenheimat,  
 Wo Spezereien duften und wachsen,  
 Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —  
 Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!  
 Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,  
 Und trägt es süss und heimlich verborgen,  
 Und weiß es selbst nicht!  
 Aber im Traume steht er vor ihr,  
 Sie bittet und weint und küsst seine Hände,  
 Und ruft seinen Namen,

Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,  
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —  
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

\*     \*     \*

<sup>1)</sup> An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,  
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.  
Wie schwarzgrüne Rossen mit silbernen Mähnen,  
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;  
Wie Schwanenzüge schiffsten vorüber  
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,  
Die kecken Nomaden der Nordsee!  
Über mir, in dem ewigen Blau,  
Flatterte weißes Gewölk  
Und prangte die ewige Sonne,  
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,  
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —  
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz  
Er tönten im Nachhall:  
"Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

## 9.

## Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswölken  
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,  
Das ihnen dunkel entgegensteigt,  
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank sitz' ich noch immer am Mastbaum,  
Und mache Betrachtungen über mich selber,  
Uralte, aschgraue Betrachtungen,  
Die schon der Vater Loth gemacht,  
Als er des Guten zu viel genossen,  
Und sich nachher so übel befand.  
Mitunter denk' ich alter Geschichten:  
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit

1) Diese zweite Hälfte des Gedichts führt in den „Reisebüldern“ den besonderen Titel: „Echo.“

Auf stürmischer Meerfahrt das trostreiche Bildnis  
 Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;  
 Wie franke Ritter, in solcher Seenot,  
 Den lieben Handschuh ihrer Dame  
 An die Lippen preßten, gleich getröstet —  
 Ich aber siße und kaue verdrießlich  
 Einen alten Hering, den salzigen Tröster  
 In Käzenjammer und Hundetrübsal!

Unterdeßens kämpft das Schiff  
 Mit der wilden, wogenden Flut;  
 Wie'n bäumendes Schlachetroß, stellt es sich jetzt  
 Auf das Hinterteil, daß das Steuer kracht,  
 Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab  
 In den heulenden Wasserschlund,  
 Dann wieder, wie sorglos liebematt,  
 Denkt es sich hinzulegen  
 An den schwarzen Busen der Riesenwelle,  
 Die mächtig heranbraust,  
 Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,  
 In weißem Gefräusel zusammenstürzt  
 Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln  
 Ist unerträglich!  
 Vergebens späht mein Auge und sucht  
 Die deutsche Küste. Doch, ach! nur Wasser,  
 Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwanderer des Abends sich sehnt  
 Nach einer warmen, innigen Tasse Thee,  
 So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,  
 Mein deutsches Vaterland!  
 Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein  
 Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen  
 Und laulich dünnen Traktätchen;  
 Mögen immerhin deine Gebras  
 Mit Rosen sich mästen, statt mit Disteln;  
 Mögen immerhin deine noblen Uffen  
 In müßigem Fuß sich vornehm spreizen,

Und sich besser dünnen, als all' das andre  
 Vanauisch schwerhintwandelnde Hornvieh;  
 Mag immerhin deine Schneckenversammlung  
 Sich für unsterblich halten,  
 Weil sie so langsam dahinkriecht,  
 Und mag sie täglich Stimmen sammeln,  
 Ob den Maden des Käses der Käse gehört?  
 Und noch lange Zeit in Beratung ziehn,  
 Wie man die ägyptischen Schafe veredle,  
 Damit ihre Wolle sich bessre  
 Und der Hirt sie scheren könne wie andre,  
 Ohn' Unterschied —  
 Immerhin, mag Thorheit und Unrecht  
 Dich ganz bedecken, o Deutschland!  
 Ich sehne mich dennoch nach dir:  
 Denn wenigstens bist du doch festes Land.

## 10.

Im Hafen.<sup>1)</sup>

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,  
 Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,  
 Und jezo warm und ruhig sitzt  
 Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich  
 Im Römerglas sich wiederspiegelt,  
 Und wie der wogende Mikrokosmos  
 Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!  
 Alles erblick' ich im Glas,  
 Alte und neue Völkergeschichte,  
 Türken und Griechen, Hegel und Gans,  
 Zitronenwälder und Wachtparaden,  
 Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,  
 Vor allem aber das Bild der Geliebten,  
 Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

1) Das Gedicht ist im Sommer 1826 auf der Rüdtreise von Norderney über Bremen nach Hamburg entstanden.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!  
 Du bist wie eine Rose!  
 Nicht wie die Rose von Schiras,  
 Die Hafis-befungene Nachtigallbraut! <sup>1)</sup>  
 Nicht wie die Rose von Saron,  
 Die heiligrote, prophetengefeierte; —  
 Du bist wie die Rose im Ratskeller zu Bremen!  
 Das ist die Rose der Rosen,  
 Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,  
 Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,  
 Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,  
 Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,  
 Der Ratskellermeister von Bremen,  
 Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen  
 Und tranken wie Brüder,  
 Wir sprachen von hohen heimlichen Dingen,  
 Wir seufzten und sanken uns in die Arme,  
 Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —  
 Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,  
 Und allen schlechten Poeten vergab ich,  
 Wie einst mir selber vergeben soll werden,  
 Ich weinte vor Andacht, und endlich  
 Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,  
 Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stüdfäßer,  
 Schweigend pred'gen, und doch so verständlich  
 Für alle Völker.

Das sind Männer!  
 Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,  
 Sind sie von innen schöner und leuchtender  
 Denn all' die stolzen Leviten des Tempels  
 Und des Herodes Trabanten und Höflinge,  
 Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —  
 Hab' ich doch immer gesagt,  
 Nicht unter ganz gemeinen Leuten,

1) Der persische Dichter Hafis hat die Rose von Schiras, der Dichter des „Hohenliedes“ die Rose von Saron bejungen.

Nein, in der allerbesten Gesellschaft  
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich  
Die Palmen von Beth-El!<sup>1)</sup>)  
Wie duften die Myrrhen von Hebron!  
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —  
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,  
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd  
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tagsslicht,  
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!  
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen  
Die Engel und sind betrunken und singen;  
Die glühende Sonne dort oben  
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,  
Die Nase des Weltgeistes;  
Und um die rote Weltgeistnase  
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

## 11.

## Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,  
So wachsen und wogen im Menschengeist  
Die Gedanken.

Aber die zarten Gedanken der Liebe  
Sind wie lustig dazwischenblühende  
Rot' und blaue Blumen.

Rot' und blaue Blumen!  
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,  
Hölzerne Flegel zerstreschen euch höhnend,  
Sogar der hablose Wandrer,  
Den eu'r Antlitz ergötzt und erquidt,

1) Beth-El und Hebron sind aus der Geschichte Israels bekannte Stätten des heiligen Landes.

Schüttelt das Haupt,  
Und nennt euch schönes Unkraut.  
Aber die ländliche Jungfrau,  
Die Kränzewinderin,  
Berehrt euch und pflückt euch.  
Und schmückt mit euch die schönen Locken,  
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,  
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,  
Oder zur stillen Buche,  
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,  
Als Pfeifen und Geigen.

---

## Neue Gedichte.<sup>1)</sup>

---

---

1) Diejenigen Gedichte, bei welchen Ort und Jahreszahl der ersten Veröffentlichung nicht ausdrücklich angegeben, wurden sämtlich in den "Neuen Gedichten" (1844) oder im zweiten Bande der "Reisebilder", oder im "Salon", Band 1, zuerst publiziert.



Aus der Vorrede  
zur zweiten Auflage des zweiten Bandes der  
„Reisebilder“.<sup>1)</sup>

---

Die neuen Frühlingslieder übergebe ich um so anspruchloser, da ich wohl weiß, daß Deutschland keinen Mangel hat an dergleichen lyrischen Gedichten. Außerdem ist es unmöglich, in dieser Gattung etwas Besseres zu geben, als schon von den älteren Meistern geliefert worden, namentlich von Ludwig Uhland, der die Lieder der Minne und des Glaubens so hold und lieblich hervorgesungen aus den Trümmern alter Burgen und Klosterhallen. Freilich, diese frommen und ritterlichen Töne, diese Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängst in der Periode einer patriotischen Beschränktheit von allen Seiten widerhallten, verwehen jetzt im Lärm der neuesten Freiheitskämpfe, im Getöse einer allgemeinen europäischen Volksverbrüderung, und im scharfen Schmerzjubel jener modernen Lieder, die keine katholische Harmonie der Gefühle erlügen wollen und vielmehr jakobinisch unerbittlich die Gefühle zerschneiden, der Wahrheit wegen. Es ist interessant, zu beobachten, wie die eine von den beiden Liederarten je zuweilen von der anderen die äußere Form abhängt. Noch interessanter ist es, wenn in ein und demselben Dichterherzen sich beide Arten verschmelzen.

Ich weiß nicht, ob die „Erato“ des Freiherrn Franz von Gaudy und das „Skizzenbuch“ von Franz Kugler schon die gebührende Anerkennung gefunden; beide Büchlein, die erst jüngst erschienen, haben mich so innig angesprochen, daß ich sie in jedem Fall ganz besonders rühmen muß.

Ich würde mich vielleicht noch weitläufig über deutsche Dichter aussprechen, aber einige andere Zeitgenossen, die jetzt damit beschäftigt sind, die Freiheit und Gleichheit in Europa zu begründen, nehmen zu sehr meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Paris, den 20. Juni 1831.

Heinrich Heine.

---

1) Die „Neuer Frühling“ übergeschriebenen Lieder waren zuerst daselbst eingereicht.

## Aus der Vorrede zur zweiten Auflage der „Reisebilder“.

---

Vor etwa vier Wochen haben diese „Neue Gedichte“ die Presse verlassen, und fast gleichzeitig erschien im Einzeldruck das darin enthaltene Wintermärchen, „Deutschland“ betitelt. Mein Verleger, der durch die großen Auflagen, die er von meinen Werken zu machen pflegt, dem Genius des Verfassers das ehrenvollste Vertrauen schenkt, widmete mir diesmal eine gesteigerte Huldigung, und er druckte von den „Neuen Gedichten“ eine noch weit enthusiastischere Anzahl von Exemplaren. Vergebens stellte ich ihm vor, welcher bitteren Enttäuschung er sich dadurch aussehe, und ich gestand ihm, wie ich in authentischen Zeitungsblättern mit eignen Augen gelesen habe, daß meine Popularität sehr gesunken sei, daß ich von den jüngern Poeten des Tags ganz überflügelt worden, und daß ich überhaupt nur noch der Vergangenheit angehöre. Aber mein Verleger lächelte sonderbar und berief sich auf seine Handlungsbücher, worin der Absatz meiner Schriften tagtäglich mit trockner Gewissenhaftigkeit eingezzeichnet wird, und diese erquicklichen und progressiven Bahnen bildeten eine Argumentation, die schwer zu widerlegen war. In diesem Augenblicke triumphiert der Mann ganz und gar über die Besorgnisse meiner Bescheidenheit, und er veranstaltet in verdoppelter Quantität eine zweite Auflage jener „Neuen Gedichte.“ Leider kann ich, da ich jetzt wieder vom Druckort entfernt bin, den Druck nicht so streng überwachen, wie ich es bei der ersten Auflage gethan. Nachträgliche Veränderungen habe ich mir nirgends erlaubt, welches ich ausdrücklich bemerke.

Geschrieben zu Paris, den 18. Oktober 1844.

Heinrich Heine.

# Neuer Frühling.

(1831.)

Seiner Schwester,

Charlotte Embden geb. Heine,

widmet

diesen „Neuen Frühling“ artig und liebevoll  
der Verfasser.

Motto:

Ein Fichtenbaum steht einsam  
Im Norden — — —

Er träumt von einer Palme  
Die fern — — —

## Prolog.<sup>1)</sup>

In Gemälde-Galerieen  
Siehst du oft das Bild des Manns,  
Der zum Kampfe wollte ziehen,  
Wohlbewehrt mit Schild und Lanze.

Doch ihn necken Amoretten,  
Rauben Lanze ihm und Schwert,  
Binden ihn mit Blumenketten,  
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So in holden Hindernissen  
Wind' ich mich mit Lust und Leid  
Während andre kämpfen müssen  
In dem großen Kampf der Zeit.

---

1) Zuerst im „Morgenblatt für gebildete Stände“ in Stuttgart, redigiert von Hermann Hauff, 1831, Nr. 50, veröffentlicht.

1. <sup>1)</sup>

Unterm weißen Baume sitzend,  
 Hörst du fern die Winde schrillen,  
 Siehst, wie oben stumme Wolken  
 Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehst, wie unten ausgestorben  
 Wald und Flur, wie kahl geschoren; —  
 Um dich Winter, in dir Winter,  
 Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder  
 Weiße Blöcken, und verdroffen  
 Meinst du schon, mit Schneegestöber  
 Hab' der Baum dich übergossen.

Doch es ist kein Schneegestöber,  
 Merkt es bald mit freud'gem Schrecken;  
 Duft'ge Frühlingsblüten sind es,  
 Dich dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!  
 Winter wandelt sich in Maie,  
 Schnee verwandelt sich in Blüten,  
 Und dein Herz, es liebt aufs Neue.

2. <sup>2)</sup>

In dem Walde sprießt und grünt es  
 Fast jungfräulich lustbekommen;  
 Doch die Sonne lacht herunter:  
 Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,  
 Wie du flötst selig trübe,  
 Schluchzend langgezogene Töne,  
 Und dein Lied ist lauter Liebe!

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 49. — 2) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 157.

3. <sup>1)</sup>

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,  
 Sie schauen so tröstend nieder:  
 Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,  
 Die Liebe, sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt  
 Die süße Philomele;  
 Wie mir das Lied zur Seele dringt,  
 So dehnt sich wieder die Seele.

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;  
 Das macht mir Schmerz.  
 Ich schau' in alle Blumenkelche,  
 Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendschein,  
 Die Nachtigall schlägt.  
 Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,  
 So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe  
 Den süßen Gesang;  
 Uns beiden ist so bang und wehe,  
 So weh und bang.

5. <sup>2)</sup>

Gekommen ist der Maie,  
 Die Blumen und Bäume blühn,  
 Und durch die Himmelsbläue  
 Die rosigten Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen  
 Herab aus der laubigen Höh',  
 Die weißen Lämmer springen  
 Im weichen grünen Klee.

1) Aus dem „Taschenbuch für Damen“ (Cotta, Tübingen. 1829). Ebenda auch das folgende Gedicht.

2) „Gesellschafter“, 1822, Nr. 101. In obiger Form erschien jedoch das Gedicht erst in Rousseaus „Westdeutschem Musenalmanach“ auf das Jahr 1823.

Ich kann nicht singen und springen  
 Ich liege frank im Gras;  
 Ich höre fernes Klingen,  
 Mir träumt, ich weiß nicht was.

## 6.

Leise zieht durch mein Gemüt  
 Liebliches Geläute,  
 Klingen, kleines Frühlingslied  
 Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,  
 Wo die Blumen sprießen.  
 Wenn du eine Rose schaust,  
 Sag, ich lass' sie grüßen.

7.<sup>1)</sup>

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,  
 Umflattert sie tausendmal,  
 Ihn selber aber goldig zart  
 Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?  
 Das wüßt' ich gar zu gern.  
 Ist es die singende Nachtigall?  
 Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;  
 Ich aber lieb' euch all':  
 Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,  
 Abendstern und Nachtigall!

8.<sup>2)</sup>

Es erklingen alle Bäume,  
 Und es singen alle Nester —  
 Wer ist der Kapellenmeister  
 In dem grünen Wald-Orchester?

1) „Morgenblatt“, 1881, Nr. 157. — 2) „Morgenblatt“, 1881, Nr. 49.

Ist es dort der graue Kiebitz,  
Der beständig nicht so wichtig?  
Oder der Pedant, der dorten  
Immer kuckuck zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,  
Und als ob er dirigieret,  
Mit dem langen Streckbein klappert,  
Während alles musizieret?

Nein in meinem eignen Herzen  
Sitzt des Walds Kapellenmeister,  
Und ich fühl', wie er den Takt schlägt,  
Und ich glaube, Amor heißt er.

## 9.

„Im Anfang war die Nachtigall  
Und sang das Wort: Züküht! Züküht!  
Und wie sie sang, sproß überall  
Grüngras, Violen, Apfelsblüt'.

„Sie biß sich in die Brust, da sloß  
Ihr rotes Blut, und aus dem Blut  
Ein schöner Rosenbaum entsproß;  
Dem singt sie ihre Liebesglut.

„Uns Vögel all' in diesem Wald  
Verjöhnt das Blut aus jener Wund';  
Doch wenn das Rosenlied verhallt,  
Geht auch der ganze Wald zu Grund.“

So spricht zu seinem Späzelein  
Im Eichenest der alte Spatz;  
Die Späzin piepet manchmal drein,  
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib  
Und brütet brav und schmollet nicht;  
Der Alte giebt zum Zeitvertreib  
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.<sup>1)</sup>

Es hat die warme Frühlingsnacht  
 Die Blumen hervorgetrieben,  
 Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,  
 So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen solln  
 Wird mir das Herz umgarnen?  
 Es wollen die singenden Nachtigalln  
 Mich vor der Lilje warnen.

## 11.

Es drängt die Not, es läuten die Glocken,  
 Und, ach! ich hab' den Kopf verloren!  
 Der Frühling und zwei schöne Augen  
 Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen  
 Verlocken mein Herz in neue Bethörung!  
 Ich glaube, die Rosen und Nachtigallen  
 Sind tief verwickelt in diese Verschwörung.

## 12.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,  
 Liebestränen, schmerzenmild,  
 Und ich fürchte, dieses Sehnen  
 Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Elend  
 Und der Liebe bittre Lust  
 Schleicht sich wieder himmlisch quälend  
 In die kaum genesne Brust.

13.<sup>2)</sup>

Die blauen Frühlingsaugen  
 Schauen aus dem Gras hervor;  
 Das sind die lieben Veilchen,  
 Die ich zum Strauß erfor.

1) Dieses wie die beiden folgenden Gedichte sind aus dem „Taschenbuch für Damen“, 1829.  
 2) „Morgenblatt“, 1881, Nr. 49.

Ich pflücke sie und denke,  
Und die Gedanken all',  
Die mir im Herzen seufzen,  
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie  
Lautschmetternd, daß es schallt;  
Mein zärtliches Geheimnis  
Weiß schon der ganze Wald.

14.<sup>1)</sup>

Wenn du mir vorüberwandelst,  
Und dein Kleid berührt mich nur,  
Zubelt dir mein Herz, und stürmisch  
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehest du dich um und schaust mich  
Mit den großen Augen an,  
Und mein Herz ist so erschrocken,  
Dass es kaum dir folgen kann.

15.<sup>2)</sup>

Die schlanke Wasserlilje  
Schautträumend empor aus dem See,  
Da grüßt der Mond herunter  
Mit lichtem Liebesweh.

Beschämmt senkt sie das Köpfchen  
Wieder hinab zu den Welln —  
Da sieht sie zu ihren Füßen  
Den armen blässen Gefelln.

## 16.

Wenn du gute Augen hast,  
Und du schaust in meine Lieder,  
Siehst du eine junge Schöne  
Drinnen wandeln auf und nieder.

1) „Taschenbuch für Damen“, 1829. — 2) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 157.

Wenn du gute Ohren hast,  
Kannst du gar die Stimme hören,  
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen  
Wird dein armes Herz bethören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,  
Wie mich selber, dich verwirren;  
Ein verliebter Frühlingsträumer  
Wirst du durch die Wälder irren.

## 17.

Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?  
Du hast die Blumen toll gemacht,  
Die Veilchen sind erschrocken!  
Die Rosen, sie sind vor Scham so rot,  
Die Liljen, sie sind so blaß wie der Tod,  
Sie klagen und zagen und stoden!

O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht  
Sind doch die Blumen! Sie haben Recht,  
Ich habe Schlimmes verbrochen!  
Doch konnt' ich wissen, daß sie gelauscht,  
Als ich, von glühender Liebe berauscht,  
Mit den Sternen droben gesprochen?

18.<sup>1)</sup>

Mit deinen blauen Augen  
Siehst du mich lieblich an,  
Da ward mir soträumend zu Sinne,  
Dß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen  
Gedenk' ich allervärts: —  
Ein Meer von blauen Gedanken  
Ergießt sich über mein Herz.

19.<sup>2)</sup>

Wieder ist das Herz bezwungen,  
Und der öde Groß verbraucht,

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 157. — 2) „Taschenbuch für Damen“, 1829.

Wieder zärtliche Gefühle  
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder  
Die besuchtesten Alleen,  
Unter jedem Strohhut such' ich  
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse,  
Wieder steh' ich an der Brücke —  
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,  
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles  
Hör' ich wieder leises Klagen,  
Und mein schönes Herz versteht es,  
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlungenen Gängen  
Hab' ich träumend mich verloren,  
Und die Vögel in den Büschchen  
Spotten des verliebten Thoren.

## 20.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet  
Das, was sie duftet, ob die Nachtigall  
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet  
Bei ihres Liedes süßem Wiederhall: —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich  
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,  
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich  
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

21.<sup>1)</sup>

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend  
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!  
Wie paßt dein Antlitz, schön und blühend,  
Zu meinem traurigen Gesicht!

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 49.

Weil ich dich liebe, wird io bläßlich,  
So elend mager mein Gesicht —  
Du fändest mich am Ende häßlich —  
Ich wlll dich meiden — zürne nicht!

## 22.

Ich wandle unter Blumen,  
Und blühe selber mit:  
Ich wandle wie im Traume,  
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt mich fest, Geliebte!  
Vor Liebestrunkenheit  
Fall' ich dir sonst zu Füßen,  
Und der Garten ist voller Leut'.

23.<sup>1)</sup>

Wie des Mondes Abbild zittert  
In den wilden Meereswogen,  
Und er selber still und sicher  
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,  
Still und sicher, und es zittert  
Nur dein Abbild mir im Herzen,  
Weil mein eignes Herz erschüttert.

24.<sup>2)</sup>

Es haben unsre Herzen  
Geschlossen die heil'ge Allianz;  
Sie lagen fest aneinander,  
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,  
Die deine Brust geschmückt,  
Die arme Bundesgenöfzin,  
Sie wurde fast zerdrückt.

1) „Morgenblatt“, 1881, Nr. 49. — 2) „Taschenbuch für Damen“, 1829.

## 25.

Sag mir, wer einst die Uhren erfund,  
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund' ?  
Das war ein frierend trauriger Mann.  
Er saß in der Winternacht und sann,  
Und zählte der Mäuschen heimliches Quieten  
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag mir, wer einst das Küsselfen erfund ?  
Das war ein glühend glücklicher Mund ;  
Er küsste und dachte nichts dabei.  
Es war im schönen Monat Mai,  
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,  
Die Sonne lachte, die Vögel sangen.

26. <sup>1)</sup>

Wie die Nelken duftig atmen !  
Wie die Sterne, ein Gewimmel  
Goldner Bienen, ängstlich schimmern  
An dem veilchenblauen Himmel !

Aus dem Dunkel der Kastanien  
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,  
Und ich hör' die Glashüt' klirren  
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,  
Furchtsam zärtliches Umschlingen —  
Und die jungen Rosen lauschen,  
Und die Nachtigallen singen.

27. <sup>2)</sup>

Hab' ich nicht dieselben Träume  
Schon geträumt von diesem Glücke ?  
Waren's nicht dieselben Bäume,  
Blumen, Küsse, Liebesblicke ?

Schien der Mond nicht durch die Blätter  
Unser Laube hier am Bach ?

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 49.

2) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 50. Ebenso das folgende Gedicht.

Hielten nicht die Marmorgötter  
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß, wie sich verändern  
Diese allzu holden Träume,  
Wie mit kalten Schneegewändern  
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen  
Und uns fliehen und vergessen,  
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,  
Herz an Herz so zärtlich pressen.

## 28.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln  
Und im Dunkeln wiedergiebt,  
Solche Küsse, wie beselgen  
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinnerungsfüchtig  
Denkt die Seele sich dabei  
Manches von vergangnen Tagen,  
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken  
Ist bedenklich, wenn man küßt; —  
Weine lieber, liebe Seele,  
Weil das Weinen leichter ist!

## 29.

Es war ein alter König,  
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;  
Der arme alte König,  
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,  
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;  
Er trug die seidne Schleppe  
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?  
 Es klingt so süß es klingt so trüb!  
 Sie müßten beide sterben,  
 Sie hatten sich viel zu lieb.

30. <sup>1)</sup>

In meiner Erinnerung erblühen  
 Die Bilder, die längst verwittert —  
 Was ist in deiner Stimme,  
 Das mich so tief erschüttert?

Sag nicht, daß du mich liebst!  
 Ich weiß, das Schönste auf Erden,  
 Der Frühling und die Liebe,  
 Es muß zu Schanden werden.

Sag nicht, daß du mich liebst!  
 Und küsse nur und schweige,  
 Und lächle, wenn ich dir morgen  
 Die welken Rosen zeige.

31.

„Mondscheintrunkene Lindenblüten,  
 Sie ergießen ihre Düfte,  
 Und von Nachtigallenliedern  
 Sind erfüllt Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es sich, Geliebter,  
 Unter dieser Linde sitzen,  
 Wenn die goldenen Mondeslichter  
 Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sich dies Lindenblatt! du wirst es  
 Wie ein Herz gestaltet finden;  
 Darum sitzen die Verliebten  
 Auch am liebsten unter Linden.

„Doch du lächelst, wie verloren  
 In entfernten Sehnsuchtsträumen —

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 50. Ebenso die beiden folgenden Gedichte.

Sprich, Geliebter, welche Wünsche  
Dir im lieben Herzen keimen?"

Ach, ich will es dir, Geliebte,  
Gern bekennen, ach, ich möchte,  
Dass ein kalter Nordwind plötzlich  
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedeckt  
Und im buntgeschmückten Schlitten,  
Schellenklingelnd, peitschenknallend,  
Über Fluss und Fluren glitten.

## 32.

Durch den Wald im Mondenscheine  
Sah ich jüngst die Esen reutzen;  
Ihre Hörner hört' ich klingen,  
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen  
Güldnes Hirschgeweih und flogen  
Rasch dahin; wie wilde Schwäne  
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,  
Lächelnd, im Vorüberreutzen.  
Galt das meiner neuen Liebe,  
Oder soll es Tod bedeuten?

## 33.

Morgens send' ich dir die Veilchen,  
Die ich früh im Wald gefunden,  
Und des Abends bring' ich Rosen,  
Die ich brach in Dämmerungstunden.

Weißt du, was die hübschen Blumen  
Dir Verblümtes sagen möchten?  
Treu sein sollst du mir am Tage  
Und mich lieben in den Nächten.

## 34.

Der Brief, den du geschrieben,  
 Er macht mich gar nicht bang;  
 Du willst mich nicht mehr lieben,  
 Aber dein Brief ist lang.

Bwölf Seiten, eng und zierlich!  
 Ein kleines Manuskript!  
 Man schreibt nicht so ausführlich,  
 Wenn man den Abschied giebt.

35. <sup>1)</sup>

Sorge nie, daß ich verrate  
 Meine Liebe vor der Welt,  
 Wenn mein Mund ob deiner Schönheit  
 Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen  
 Liegt in still verborgner Hut  
 Jenes glühende Geheimnis,  
 Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken  
 Aus den Rosen — sorge nie!  
 Diese Welt glaubt nicht an Flammen,  
 Und sie nimmt's für Poesie.

## 36.

Wie die Tage, macht der Frühling  
 Auch die Nächte mir erklingen;  
 Als ein grünes Echo kann er  
 Bis in meine Träume dringen.

Nur noch märchenhüßer flöten  
 Dann die Bögel, durch die Lüfte  
 Weht es sanfter, sehnsuchtmilder  
 Steigen auf die Beilchendüfte.

1) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 57.

Auch die Rosen blühen röter,  
 Eine kindlich gäldne Glorie  
 Tragen sie, wie Engelföpfchen  
 Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd' ich  
 Eine Nachtigall und sänge  
 Diesen Rosen meine Liebe,  
 Träumend sing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne  
 Oder auch das holde Lärmen  
 Jener andren Nachtigallen,  
 Die vor meinem Fenster schwärmen.

37.<sup>1)</sup>

Sterne mit den goldnen Füßchen  
 Wandeln droben bang und sacht,  
 Dafz sie nicht die Erde wecken,  
 Die da schläft im Schoß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,  
 Jedes Blatt ein grünes Ohr!  
 Und der Berg, wie träumend streckt  
 Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In  
 Dringt der Töne Wiederhall  
 War es der Geliebten  
 Oder nur die Nachtigall?

35.

Ernst ist der Tod  
 Sind traurig, traurig  
 Von Schmerz  
 Wehmut im Tod.

O, lächle mir  
 So freundlich  
 O, weine lieb  
 Küß' ich so.

1 „Morgenblatt“, 1881, 2r.

39. <sup>1)</sup>

Schon wieder bin ich fortgerissen  
Vom Herzen, das ich innig liebe,  
Schon wieder bin ich fortgerissen —  
O wüßtest du, wie gern ich bliebe!

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brüde,  
Der Fluß darunter fließt so trübe;  
Ich scheide wieder von dem Glücke,  
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Um Himmel jagen hin die Sterne,  
Als flöhnen sie vor meinem Schmerze —  
Leb wohl, Geliebte! In der Ferne,  
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herz.

## 40.

Die holden Wünsche blühen,  
Und welken wieder ab,  
Und blühen und welken wieder —  
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich, und das vertrübt  
Mir alle Lieb' und Lust;  
Mein Herz ist so klug und witzig,  
Und verblutet in meiner Brust.

## 41.

Wie ein Greisenantlitz droben  
Ist der Himmel anzuschauen;  
Rot einäugig und umwoben  
Von dem Wollenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,  
Müssen welken Blum' und Blüte,  
Müssen welken Lieb' und Lieder  
In dem menschlichen Gemüte.

## 42.

Berdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,  
Reiß' ich verdrößlich durch die kalte Welt.

1) Dieses und die vier folgenden Gedichte sind aus dem „Morgenblatt“, 1831, Nr. 158.

Zu Ende geht der Herbst, ein Nebel hält  
Feucht eingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend  
Das rote Laub, das von den Bäumen fällt,  
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,  
Nun kommt das Schlimmste noch, es regent!

43.<sup>1)</sup>

Spätherbstnebel, kalte Träume,  
Überfloren Berg und Thal,  
Sturm entblättert schon die Bäume,  
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam  
Einz'ger Baum steht unentlaubt,  
Feucht von Wehmutstränen gleichsam,  
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Wildnis,  
Und der Baum, den ich dort schau'  
Sommergrün, das ist dein Bildnis,  
Bielgeliebte schöne Frau!

44.<sup>2)</sup>

Himmel grau und wochentäglich!  
Auch die Stadt ist noch dieselbe!  
Und noch immer blöd und kläglich  
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig  
Werden sie wie sonst geschnuzet,  
Und das duckt sich noch scheinheilig,  
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Süden, wie verehr' ich  
Deinen Himmel, deine Götter,  
Seit ich diesen Menschenfehlich  
Wiederseh' und dieses Wetter!

1) Am „Tastenbuch für Damen“, 1829, mit der Überschrift „Ramsgate 1828.“

2) „Morgenblatt“, 1831, Nr. 158.

# Verschiedene.

(1832—1839.)

## Seraphine. 1)

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,  
In dem träumerischen Wald,  
Imm' wandelt mir zur Seite  
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?  
Nicht dein sanftes Angesicht?  
Oder ist es nur der Mondchein,  
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,  
Die ich leise rinnen hör'?  
Oder gehst du, Liebste, wirklich  
Weinend neben mir einher?

2.

An dem stillen Meerestrande  
Ist die Nacht heraufgezogen,  
Und der Mond bricht aus den Wolken,  
Und es flüstert aus den Wogen:

„Jener Mensch dort, ist er närrisch,  
Oder ist er gar verliebet?

1) Aus diesem, in Norberney 1827 entstandenen Collus sind die Gedichte Nr. 1, 2, 4, 7, 13 mit der Überschrift „Seraphine“, die Nr. 11 und 14 in dem Collus „Soriente“ zuerst in der Zeitschrift: „Das Freimüthige oder Berliner Konversationsblatt“, redigiert von W. Härtig, 1833, Nr. 5, 6, 92 erschienen.

Denn er schaut so trüb und heiter,  
Heiter und zugleich betrübt.“

Doch der Mond, der lacht herunter,  
Und mit heller Stimme spricht er:  
Jener ist verliebt und närrisch,  
Und noch obendrein ein Dichter.

## 3.

Das ist eine weiße Möwe,  
Die ich dort flattern seh'  
Wohl über die dunklen Fluten;  
Der Mond steht hoch in der Höh'.

Der Haifisch und der Roche,  
Die schnappen hervor aus der See,  
Es hebt sich, es senkt sich die Möwe,  
Der Mond steht hoch in der Höh'.

O, liebe flüchtige Seele,  
Dir ist so bang und weh!  
Zu nah ist dir das Waffer,  
Der Mond steht hoch in der Höh'.

## 4. 1)

Im Mondenglanze ruht das Meer,  
Die Wogen murmeln leise;  
Mir wird das Herz so bang und schwer,  
Ich denk' der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt  
Von den verlorenen Städten,  
Wo aus dem Meeresgrunde klingt  
Glockengeläut und Beten —

Das Läuten und das Beten, wisst,  
Wird nicht den Städten frommen,  
Denn was einmal begraben ist,  
Das kann nicht wiederkommen.

1) Dieses im Sommer 1830 entstandene Gedicht wurde erst 1867 durch J. P. Egger veröffentlicht.

## 5.

Daß du mich liebst, das wußt' ich,  
Ich hatt' es längst entdeckt;  
Doch als du mir's gestanden,  
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge  
Und jubelte und sang;  
Ich ging ans Meer und weinte  
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne  
So flammend anzusehn,  
Und in ein Meer von Liebe  
Versinkt es groß und schön.

## 6.

Wie neubegierig die Möwe  
Nach uns herüberblickt,  
Weil ich an deine Lippen  
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen,  
Was deinem Mund entquillt,  
Ob du mein Ohr mit Küsselfen  
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur selber wüßte,  
Was mir in die Seele zischt!  
Die Worte und die Küsse  
Sind wunderbar vermischt.

## 7.

Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,  
Und wie ein Reh geschwinde;  
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',  
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,  
Da hab' ich sie erreicht,

Da hab' ich sanft mit sanftem Wort  
Ihr sprödes Herz erweicht.

Hier saßen wir so himmelhoch,  
Und auch so himmelselig;  
Tief unter uns, ins dunkle Meer,  
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,  
Versank die schöne Sonne;  
Die Wogen rauschten drüber hin,  
Mit ungestümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt  
Nicht tot in jenen Fluten;  
Sie hat sich in mein Herz versteckt  
Mit allen ihren Fluten.<sup>1)</sup>

## 8.

Auf diesen Felsen bauen wir  
Die Kirche von dem dritten,  
Dem dritten neuen Testamente;  
Das Leid ist ausgelitten.

Bernichtet ist das Zweierlei,  
Das uns so lang' bethöret;  
Die dumme Leiberquälerei  
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?  
Mit tausend Stimmen spricht er.  
Und siehst du über unserm Haupt  
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott, der ist im Licht  
Wie in den Finsternissen;  
Und Gott ist alles, was da ist;  
Er ist in unsern Küszen.

1) In der ältesten Fassung folgten hier noch diese beiden Strophen:  
Aus meinen Augen grüßt sie dich      O weine nicht, las' an mein Herz  
Mit brennendem Verlangen,      Dein liebes Herz erwärmen!  
Aus meinem Munde strahlt sie dir      Ich und die Sonne liegen dir  
Erbötzen auf die Wangen.      Glückselig in den Armen.

## 9.

Graue Nacht liegt auf dem Meere  
Und die kleinen Sterne glimmen.  
Manchmal tönen in dem Wasser  
Lange hingezogene Stimmen.

Dorten spielt der alte Nordwind  
Mit den blanken Meeresswellen,  
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,  
Die wie Orgelpfeifen schwollen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich  
Klingen diese Melodeien,  
Steigen mutig in die Höhe,  
Daz sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,  
Glühen auf mit Lustgewimmel,  
Und am Ende groß wie Sonnen  
Schweifen sie umher am Himmel.

Zur Musik, die unten tönet,  
Wirbeln sie die tollsten Weisen;  
Sonnen-Nachtigallen sind es,  
Die dort oben strahlend kreisen.

Und Das braust und schmettert mächtig,  
Meer und Himmel hör' ich singen,  
Und ich fühle Riesenwollust  
Stürmisch in mein Herz dringen.

## 10.

Schattenküsse, Schattenliebe,  
Schattenleben, wunderbar!  
Glaubst du, Närrin, alles bliebe  
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich fest besessen,  
Schwindet hin, wie Träumerein;  
Und die Herzen, die vergessen,  
Und die Augen schlafen ein.

## 11.

Das Fräulein stand am Meere  
Und seufzte lang und bang,  
Es rührte sie so sehre  
Der Sonnenuntergang,

Mein Fräulein, seid Sie munter,  
Das ist ein altes Stück;  
Hier vorne geht sie unter,  
Und kehrt von hinten zurück.

## 12.

Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff  
Wohl über das wilde Meer;  
Du weißt, wie sehr ich traurig bin,  
Und kränkt mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind  
Und flattert hin und her;  
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff  
Wohl über das wilde Meer.

## 13.

Wie schändlich du gehandelt,  
Ich hab' es den Menschen verhehlet,  
Und bin hinausgefahren aufs Meer,  
Und hab' es den Fischchen erzählet.

Ich lass' dir den guten Namen  
Nur auf dem festen Lande;  
Aber im ganzen Ocean  
Weiß man von deiner Schande.

## 14.

Es ziehen die brausenden Wellen  
Wohl nach dem Strand;  
Sie schwellen und zerstossen  
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig  
Ohn' Unterlaß;  
Sie werden endlich heftig —  
Was hilft uns das?

## 15.

Es ragt ins Meer der Runenstein,  
Da sitz' ich mit meinen Träumen.  
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,  
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind  
Und manchen guten Gefellen —  
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,  
Es schäumen und wandern die Wellen.

## 16.

Das Meer erstrahlt im Sonnenschein,  
Als ob es golden wär'.  
Ihr Brüder, wenn ich sterbe,  
Versenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer so lieb gehabt,  
Es hat mit sanfter Flut  
So oft mein Herz geküßt;  
Wir waren einander gut.

Angelique.<sup>1)</sup>

## 1.

Nun der Gott mir günstig nicket,  
Soll ich schweigen wie ein Stummer,  
Jch, der, als ich unbeglückt,  
So viel sang von meinem Kummer.

Dafz mir tausend arme Jungen  
Gar verzweifelt nachgedichtet,  
Und das Leid, dafz ich besiegen,  
Noch viel Schlimmres angerichtet!

1) „Das erste Gedicht ist als „Prolog“ zu dem Cyklus „Verschiedene“ im „Freimüthigen“, 1833, Nr. 5, abgedruckt. In Nr. 33 desselben Jahrgangs dieser Zeitschrift finden sich die Gedichte Nr. 4, 5 und 12 dieses Cyklus.

O, ihr Nachtigallen höre,  
Die ich trage in der Seele,  
Dass man eure Wonne höre,  
Zubelt auf mit voller Kehle!

## 2.

Wie rasch du auch vorüberschrittest,  
Noch einmal schaust du zurück,  
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,  
Stürmischer Hochmut in dem Blicke.

O, dass ich nie zu fassen suchte  
Das weiße flüchtige Gewand!  
Die holde Spur der kleinen Füsse,  
O, dass ich nie sie wiedersand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,  
Bist wie die Andern zähm und klar,  
Und sanft und unerträglich gütig,  
Und ach! nun liebst du mich sogar!

## 3.

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,  
Was die spröde Lippe spricht;  
Solche große schwarze Augen,  
Solche hat die Tugend nicht.

Diese braungestreifte Lüge,  
Streif sie ab! Ich liebe dich.  
Lass dein weißes Herz mich küssen —  
Weißes Herz, verstehst du mich?

## 4.

Wie entwickeln sich doch schnelle  
Aus der flüchtigsten Empfindung  
Leidenschaften ohne Grenzen  
Und die zärtlichste Verbindung!

Täglich wächst zu dieser Dame  
Meines Herzens tiefste Neigung,

Und daß ich in sie verliebt sei,  
Wird mir fast zur Überzeugung.

Schön ist ihre Seele. Freilich,  
Das ist immer eine Meinung;  
Sicherer bin ich von der Schönheit  
Ihrer äußerer Erscheinung.

Diese Hüften! Diese Stirne!  
Diese Nase! Die Entfaltung  
Dieses Lächelns auf den Lippen!  
Und wie gut ist ihre Haltung!

## 5.

Ach, wie schön bist du, wenn traurig  
Dein Gemüt sich mir erschließet,  
Und von nobelster Gesinnung  
Deine Rede übersießet!

Wenn du mir erzählst, wie immer  
Du so groß und würdig dachtest,  
Wie dem Stolze deines Herzens  
Du die größten Opfer brachtest!

Wie man dich für Millionen  
Nicht vermöchte zu erwerben —  
Eh' du dich für Geld verkaufstest,  
Lieber würdest du ja sterben!

Und ich steh' vor dir und höre,  
Und ich höre dich zu Ende;  
Wie ein stummes Bild des Glaubens  
Falt' ich andachtsvoll die Hände —

## 6. 1)

Sch halte ihr die Augen zu  
Und küß' sie auf den Mund;  
Nun läßt sie mich nicht mehr in Ruh',  
Sie fragt mich um den Grund.

1) Im „Salon“ war dieses Gedicht in den Zyklus „Golianthe und Marie“ aufgenommen.

Von Abend spät bis Morgens fruh,  
Sie fragt zu jeder Stund':  
„Was hältst du mir die Augen zu,  
Wenn du mir küsst den Mund?“

Ich sag' ihr nicht, weshalb ich's thu',  
Weiß selber nicht den Grund —  
Ich halte ihr die Augen zu  
Und küß' sie auf den Mund.

7.<sup>1)</sup>

Wenn ich, besiegelt vom schönen Küsselfen,  
In deinen Armen mich wohlbefinde,  
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden; —  
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutschland in Frieden!  
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen  
Nach Heimat, Sippenschaft und Lebensverhältnis; —  
Es hat seine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen  
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde,  
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben!  
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

8.

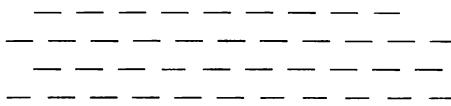
Fürchte nichts, geliebte Seele,  
Übersicher bist du hier;  
Fürchte nicht, daß man uns stehle,  
Ich verriegle schon die Thür.

Wie der Wind auch wütend wehe,  
Er gefährdet nicht das Haus;  
Dass auch nicht ein Brand entstehe,  
Lösch' ich unsre Lampe aus.

Ach, erlaube, daß ich winde  
Meinen Arm um deinen Hals;  
Man erkältet sich geschwinde  
In Ermanglung eines Shawls.

1) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 121.

9. 1)



Wie die Hände liljenweiss!  
 Wie das Haar sich träumend ringelt  
 Um das roſege Angesicht!  
 Ihre Schönheit ist vollkommen.

Heute nur will mich bedürfen  
 — (Weiß nicht, warum), — ihre Taille  
 Sei nicht mehr so schlank wie ehmals,  
 Könnt' ein bischen schmäler sein.

10.

Während ich nach andrer Leute,  
 Anderer Leute Schäzen spähe,  
 Und vor fremden Liebesthüren  
 Schmachend auf und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute  
 Hin und her an andrem Blaize,  
 Und vor meinen eignen Fenstern  
 Augeln sie mit meinem Schäze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel  
 Schütze uns auf allen Wegen!  
 Gott im Himmel geb' uns allen,  
 Geb' uns allen Glück und Segen!

11.

Ja, freilich, du bist mein Ideal,  
 Hab's dir ja oft bekräftigt  
 Mit Küffen und Eiden sonder Zahl;  
 Doch heute bin ich beschäftigt.

1) Der Schluß eines verlorengegangenen Gedichtes.

Komm morgen zwischen Zwei und Drei,  
Dann sollen neue Namen  
Bewähren meine Schwärmerei;  
Wir essen nachher zusammen.

1) Wenn ich Villette bekommen kann,  
Bin ich sogar kostabel,  
Dich in die Über zu führen alsdann;  
Man giebt Robert-le-Diable.

Es ist ein großes Zamberstück  
Voll Teufelslust und Liebe:  
Von Meierbeer ist die Kunst,  
Der schlechte Text von Scève.

## 12.

Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durst  
Gelöscht der holde Trunk;  
Behalt mich noch ein Vierteljahr,  
Dann hab' auch ich genug.

Kannst du nicht mehr Geliebte sein,  
Sei Freundin mir jodann;  
Hat man die Liebe durchgeliebt,  
Hängt man die Freundschaft an.

## 13. \*)

Dieser Liebe toller Fasching,  
Dieser Taumel unsrer Herzen,  
Geht zu Ende, und ernüchtert  
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,  
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,  
Schäumend, lodernd, bis am Rande;  
Ausgetrunken ist der Kelch.

1) Die beiden oben folgenden Verse fehlten in der ältesten Fassung im „Salon“. 2) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 215, mit der Überschrift „An Emma. Berlin 1830.“

Es verstummen auch die Geigen,  
Die zum Tanze mächtig spielten,  
Zu dem Tanz der Leidenschaft;  
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlösch' auch die Lampen,  
Die das wilde Licht ergossen  
Auf den bunten Mummentanz;  
Auch die Lampen, sie erlösch'.

Morgen kommt der Aschermittwoch,  
Und ich zeichne deine Stirne  
Mit dem Aschenkreuz und spreche:  
Weib, bediente, daß du Staub bist!

Diane.<sup>1)</sup>

1.

Diese schönen Gliedermassen  
Kolossaler Weiblichkeit  
Sind jetzt ohne Widerstreit  
Meinen Wünschen überlassen.

Wär' ich, leidenschaftentzügelt,  
Eigenkräftig ihr genaht,  
Ich bereute solche That!  
Ja, sie hätte mich geprügelt.

Welcher Busen, Hals und Kehle!  
(Höher seh' ich nicht genau.)  
Eh' ich ihr mich anvertrau',  
Gott empfehl' ich meine Seele.

2.

Am Golfe von Biscaya  
Hat sie den Tag erblickt,  
Sie hat schon in der Wiege  
Zwei junge Käthen erdrückt.

1) Die drei Gedichte dieses Cyklus wurden zuerst im „Freimütigen“, 1883, Nr. 61. abgedruckt.

Sie lief mit bloßen Füßen  
Wohl über die Pyrenäen;  
Drauf ließ sie als junge Riesin  
In Perpignan sich sehn.

Jetzt ist sie die größte Dame  
Im Faubourg Saint-Denis;  
Sie kostet dem kleinen Sir William  
Schon dreizehntausend Louis.

## 3.

Manchmal, wenn ich bei Euch bin,  
Großgeliebte, edle Dona,  
Wie erinnernd schweift mein Sinn  
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten ist ein großer Brunn,  
Fonte del Gigante heißt er,  
Dendrauf steht ein Neptun  
Von Johann, dem alten Meister. <sup>1)</sup>)

Hortense. <sup>2)</sup>)

## 1.

Ehmals glaubt' ich, alle Küsse,  
Die ein Weib uns giebt und nimmt,  
Seien uns durch Schichalschlüsse  
Schon urzeitlich vorbestimmt.

Küsse nahm ich, und ich küßte  
So mit Ernst in jener Zeit,  
Als ob ich erfüllen müßte  
Thaten der Notwendigkeit.

Heute weiß ich: überflüssig,  
Wie so manches, ist der Kuß,  
Und mit leichtern Sinnen küß' ich,  
Glaubenlos im Überfluß.

1) Der Neptunbrunnen auf der Piazza del Gigante in Bologna ist ein Werk des berühmten Meisters Giovanni da Bologna (1524 - 1608).

2) Dieses Gedicht war als „Epilog“ zu der Sammlung „Verschiedene“ im „Freimüthigen“, 1833, Nr. 61, abgedruckt. Später trug es die Überschrift „Erfahrung.“

2. <sup>1)</sup>

Wir standen an der Straßeneck,  
Wohl über eine Stunde;  
Wir sprachen voller Zärtlichkeit  
Von unserm Seelenbunde.

Wir sagten uns viel hundertmal,  
Dass wir einander lieben;  
Wir standen an der Straßeneck,  
Und sind da stehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,  
Wie'n Böschchen flink und heiter  
Kam sie vorbei und sah uns stehn,  
Und lachend ging sie weiter.

3. <sup>2)</sup>

In meinen Tagesträumen,  
In meinem nächtlichen Wachen,  
Stets klingt mir in der Seele  
Dein allerliebstes Lachen.

Denkst du noch Montmorench's,  
Wie du auf dem Esel rittest,  
Und von dem hohen Sattel  
Hinab in die Disteln glittest?

Der Esel blieb ruhig stehen,  
Fing an, die Disteln zu fressen —  
Dein allerliebstes Lachen  
Werde ich nie vergessen.

## 4.

(Sie spricht:)

Steht ein Baum im schönen Garten  
Und ein Apfel hängt daran,  
Und es ringelt sich am Ast  
Eine Schlange, und ich kann  
Von den süßen Schlangenaugen  
Nimmer wenden meinen Blick,

1) „Der Freimütige“, 1833, Nr. 32. — 2) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 121.

Und Das zischelt so verheißen,  
Und Das lockt wie holdes Glück!

(Die Andre spricht:)

Dieses ist die Frucht des Lebens,  
Koste ihre Süßigkeit,  
Dass du nicht so ganz vergebens  
Lebstest deine Lebenszeit!  
Schönes Kindchen, fromme Taube,  
Kost einmal und zittre nicht —  
Folge meinem Rat und glaube,  
Was die kluge Mühme spricht.

5. 1)

Neue Melodien spiel' ich  
Auf der neugestimmten Zither.  
Alt der Text! Es sind die Worte  
Salomo's: „Das Weib ist bitter.“

Ungetreu ist sie dem Freunde,  
Wie sie treulos dem Gemahle!  
Wermut sind die letzten Tropfen  
In der Liebe Goldpokale. 2)

Also wahr ist jene Sage  
Von dem dunklen Sündenfluche,  
Den die Schlange dir bereitet,  
Wie es steht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange  
Lauscht sie noch in allen Büschchen,  
Kost mit dir noch jetzt wie weiland,  
Und du hörst sie gerne zischen.

1) Aus der von H. Laube damals redigierten „Mitternachtzeitung“ in Braunschweig, 1836, Nr. 9, mit der Überschrift „Der Winter.“ Im Originalmanuscript trug das Gedicht die Überschrift: „Buch des Unmuts. I. Altes Lied — das Weib ist bitter.“

2) In der ältesten Fassung folgt hier diese Strophe:

Traurig bin ich worden, traurig  
Wie der Tod. Ein trüber Ritter,  
Einsam durch das Leben schwankend.  
Seufz' ich jetzt: „Das Weib ist bitter.“

Ach, es wird so kalt und dunkel!  
Um die Sonne flattern Raben,  
Und sie krächzen. Lust und Liebe  
Ist auf lange jetzt begraben.<sup>1)</sup>

6.<sup>2)</sup>

Nicht lange täuschte mich das Glück,  
Das du mir zugelogen,  
Dein Bild ist wie ein falscher Traum  
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne schien,  
Der Nebel ist zerronnen;  
Geendigt hatten wir schon längst,  
Eh' wir noch kaum begonnen.

Klarisse.<sup>3)</sup>

1.

Meinen schönsten Liebesantrag  
Suchst du ängstlich zu verneinen;  
Frag' ich dann: ob das ein Korb sei?  
Fängst du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich — drum erhör mich,  
Lieber Gott! Hilf dieser Dirne,  
Trockne ihre süßen Thränen  
Und erleuchte ihr Gehirne!

2.

Überall, wo du auch wandelst,  
Schauft du mich zu allen Stunden,  
Und je mehr du mich mishandelt,  
Treuer bleib' ich dir verbunden.

1) In der ersten Fassung folgten noch diese beiden Strophen:

Nimmer werden auferstehen	Auf die letzten welken Blumen,
Meines Frühlings Nachtgallen,	Auf die letzten goldenen Füller
Selbst das Ego ihrer Lieder	Meines Glückes Spau' ich nieder
Wird im Herzen mir verhallen.	Kummervoll — „Das Weib ist bitter!“

2) „Der Freimütige“, 1883, Nr. 82.

3) Die ersten drei Gedichte und Nr. 10 dieses Cyklus wurden im „Freimütigen“, 1883 Nr. 15, zuerst mitgeteilt.

Denn mich fesselt holde Bosheit,  
Wie mich Güte stets vertrieben;  
Willst du sicher meiner los sein,  
Mußt du dich in mich verlieben.

## 3.

Hol der Teufel deine Mutter,  
Hol der Teufel deinen Vater,  
Die so grausam mich verhindert,  
Dich zu schauen im Theater!

Denn sie saßen da und gaben,  
Breitgepuzt, nur seltne Lücken,  
Dich im Hintergrund der Loge,  
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und sie saßen da und schauten  
Zweier Liebenden Verderben,  
Und sie klatschten großen Beifall,  
Als sie beide sahen sterben.

## 4.

Geh nicht durch die böse Straße,  
Wo die schönen Augen wohnen —  
Ach! sie wollen allzu gütig  
Dich mit ihrem Blitz verschonen.

Grüßen allerliebst herunter  
Aus dem hohen Fensterbogen,  
Lächeln freundlich (Dad und Teufel!),  
Sind dir schwesterlich gewogen.

Doch du bist schon auf dem Wege,  
Und vergeblich ist dein Ringen;  
Eine ganze Brust voll Elend  
Wirst du mit nach Hause bringen.

## 5.

Jetzt verwundet, krank und leidend  
In den schönsten Sommertagen,  
Trag' ich wieder, Menschen meidend,  
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geschwätz'gen Bögel schweigen  
Mitleidsvoll in meiner Nähe;  
In den dunkeln Lindenzweigen  
Seufzt es mit bei meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Blaße,  
Seß' ich jammervoll mich nieder.  
„Käze, meine schöne Käze!“  
Jammert's aus den Bergen wieder.

„Käze, meine schöne Käze,  
Könntest du mich so verlegen,  
Wie mit grimmer Tigertatze  
Mir das arme Herz zerfetzen!

„Dieses Herz war, ernst und trübe,  
Längst verschlossen allem Glücke;  
Ach, da traf mich neue Liebe,  
Denn mich trafen deine Blicke.

„Heimlich schienst du zu miauen:  
Glaube nicht, daß ich dich kraße,  
Wage nur mir zu vertrauen,  
Ich bin eine gute Käze.“

## 6.

Wälderfreie Nachtigallen  
Singen wild und ohne Regel,  
Besser müssen dir gefallen  
Flatternde Kanarienvögel.

Diese gelben zahmen Dinger  
Seh' ich dich im Käfig füttern,  
Und sie picken an den Finger,  
Wenn sie deinen Zucker wittern.

Welch gemütlich zarte Szene!  
Engel müssen drob sich freuen!  
Und ich selbst muß eine Thräne  
Meiner tiefsten Rührung weihen.

7.<sup>1)</sup>

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk,  
 Mit Jubel und Musizieren,  
 Das Bräutchen und den Bräutigam  
 Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röselein,  
 Und Weilchen und duftige Kräutchen,  
 Und Sellerie für den Bräutigam,  
 Und Spargel für das Bräutchen.

8.

Schüß' euch Gott vor Überhitzung,  
 Allzu starke Herzentsklopfung,  
 Allzu riechbarliche Schwitzung,  
 Und vor Magenüberstopfung.

Wie am Tage eurer Hochzeit,  
 Sei die Liebe euch erfreulich,  
 Wenn ihr längst im Ehejoch seid,  
 Und eur Leib, er sei gedeihlich.

9.

Zeht kannst du mit vollem Recht,  
 Gutes Mädchen, von mir denken:  
 Dieser Mensch ist wirklich schlecht,  
 Mich sogar sucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm gelagt,  
 Was im g'ringsten ihn beleidigt,  
 Und, wo man ihn angeklagt,  
 Leidenschaftlich ihn verteidigt —

Mich, die im Begriffe stand  
 Einstens ihn sogar zu lieben,  
 Hätt' er's nicht zu überspannt,  
 Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

10.

Wie du knurrst und lachst und brütest,  
 Wie du dich verdrießlich windest,

1) Dieses Gedicht bildete nach der Ansicht Strodtmanns den Schluß des Cyklus „Zum Polterabend“, S. 51.

Wenn du, ohne selbst zu lieben,  
Dennoch Eiferucht empfindest!

Nicht die duftig rote Rose  
Willst du riechen oder küssen;  
Klein, du schnüffelst an den Dornen,  
Bis die Nase dir zerrissen.

11. <sup>1)</sup>

Es kommt zu spät, was du mir lächelst,  
Was du mir leufest, kommt zu spät!  
Längst sind gestorben die Gefühle,  
Die du so grausam einst verschmäht.

Zu spät kommt deine Gegenliebe!  
Es fallen auf mein Herz herab  
All deine heißen Liebesblicke,  
Wie Sonnenstrahlen auf ein Grab.

\* \* \*

Nur wissen möcht' ich: wenn wir sterben,  
Wohin dann unsre Seele geht?  
Wo ist das Feuer, das erlösch'?  
Wo ist der Wind, der schon verweht?

### Nolante und Marie.

1.

Diese Damen, sie verstehen,  
Wie man Dichter ehren muß;  
Gaben mir ein Mittagessen,  
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,  
Und der Wein hat mich erquict.  
Das Geflügel, das war göttlich,  
Und der Hase war gespickt.

1) „Mitternachtszeitung“, 1836, Nr. 2. Die dritte Strophe fehlte aber in dieser ersten Fassung.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunst,  
Und ich wurde endlich satt;  
Und ich dankte für die Ehre,  
Die man mir erwiesen hat.

2. <sup>1)</sup>

In welche soll ich mich verlieben,  
Da beide liebenswürdig sind?  
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,  
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die weißen, unersahnen Glieder,  
Sie sind so rührend anzusehn!  
Doch reizend sind geniale Augen,  
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,  
Der zwischen zwei Gebündel Heu  
Nachsinnlich grübelst, welch von beiden  
Das allerbeste Futter sei. <sup>2)</sup>

## 3.

Vor der Brust die tricoloren  
Blumen, sie bedeuten: frei,  
Dieses Herz ist frei geboren,  
Und es haßt die Sklaverei.

Königin Marie, die Bierte  
Meines Herzens, höre jetzt:  
Manche, die vor dir regierte,  
Wurde schmählich abgesetzt.

## 4.

Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut,  
Die Dämmchen sind rosig erhitzt.  
Sie lüften das Nieder mit Übermut,  
Ich glaube, sie sind bespitzt.

1) Aus dem „Taschenbuch für Damen“, 1829, mit der Überschrift: „Ramsgate 1828.“

2) Im Nachlaß fand sich nach das folgende, hier wohl anzuschließende „Fragment“:

Beif'gend ist es, wenn die Knöpfe  
Sich zitternd unfern Kuß erschließen;  
Nicht mindre Lust gewährt die Blume,  
Die blühend stolz in Duft zerfließt.

Die Schulter wie weiß, die Brüstchen wie nett!  
 Mein Herz erhebet vor Schrecken.  
 Nun werfen sie lachend sich aufs Bett  
 Und hüllen sich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,  
 Und schnarchen am End' um die Wette.  
 Da steh' ich im Zimmer, ein einsamer Thor,  
 Betrachte verlegen das Bett.

## 5.

Jugend, die mir täglich schwindet,  
 Wird durch raschen Mut ersezt,  
 Und mein führner Arm umwindet  
 Noch viel schlankre Hüften jetzt.

That auch manche sehr erschrocken,  
 Hat sie doch sich bald gefügt;  
 Holder Born, verschämtes Stocken  
 Wird von Schmeichelei besiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,  
 Fehlt das Beste mit dabei.  
 Ist es die verschwundne süße,  
 Blöde Jugend-Eselei?

Jenny.<sup>1)</sup>

Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt,  
 Und du bist fünfzehnjährig kaum . . .  
 O Jenny, wenn ich dich betrachte,  
 Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn  
 Sah ich ein Mädchen, wunderbar  
 Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,  
 Auch trug sie ganz wie du das Haar.

1) „Mitternachtzeitung“, 1836, Nr. 4. Heine schreibt bei Einsendung dieses Gedichtes an Laube: „Die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, das fühl' ich; es war ein Versuch, Jahrzahlen und Datum in Gedichte einzuführen.“

Ach, mich quälet, teure Emma,  
Außer meiner tollen Liebe,  
Außer meiner Liebestollheit,  
Obendrein noch dies Dilemma.

## 5.

Bin ich bei dir, Bank und Not!  
Und ich will mich fortbegeben!  
Doch das Leben ist kein Leben  
Fern von dir, es ist der Tod.

Grübelnd lieg' ich in der Nacht,  
Zwischen Tod und Hölle wählend —  
Ach! ich glaube, dieses Elend  
Hat mich schon verrückt gemacht.

6.<sup>1)</sup>

Schon mit ihren schlimmsten Schatten  
Schleicht die böse Nacht heran;  
Unsre Seelen, sie ermatten,  
Gähnend schauen wir uns an.

Du wirst alt und ich noch älter,  
Unser Frühling ist verblüht.  
Du wirst kalt und ich noch kälter,  
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende ist so trübe!  
Nach der holden Liebesnot  
Kommen Nöten ohne Liebe,  
Nach dem Leben kommt der Tod.

Kitty.<sup>2)</sup>

## 1.

Augen, die ich längst vergessen,  
Wollen wieder mich verstricken,  
Wieder bin ich wie verzaubert  
Von des Mädchens sanften Blicken.

1) Aus der „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 215, mit dem Datum „Berlin 1830“ abgedruckt. — 2) Aus dem Nachlaß.

Ihre Lippen küssen wieder  
Mich in jene Zeit zurück,  
Wo ich schwamm des Tags in Thorheit,  
Und des Nachts in vollem Glücke.

## 2.

Mir redet ein die Eitelkeit,  
Dß du mich heimlich liebest;  
Doch klügere Einsicht flüstert mir,  
Dß du nur Großmut übst;

Dß du den Mann zu würd'gen strebst,  
Den andre unterschäzen,  
Dß du mir doppelt gütig bist,  
Weil andre mich verlezen.

Du bist so hold, du bist so schön,  
So tröstlich ist dein Rosen!  
Die Worte klingen wie Musik,  
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,  
Der mich vom Himmel grüßet,  
Und meine Erdennacht erhellt,  
Und all mein Leid versüßet.

## 3.

Es glänzt so schön die sinkende Sonne,  
Doch schöner ist deiner Augen Schein.  
Das Abendrot und deine Augen,  
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendrot bedeutet Scheiden  
Und Herzennacht und Herzensweh.  
Bald fließet zwischen meinem Herzen  
Und deinen Augen die weite See.

## 4.

Er ist so herzbeweglich,  
Der Brief, den sie geschrieben:  
Sie werde mich ewig lieben,  
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuhiere sich täglich,  
Ihr sei die Brust beklommen —  
"Du mußt herüber kommen  
Nach England, so bald als möglich."

## 5.

Es läuft dahin die Barke,  
Wie eine flinke Gemse.  
Bald sind wir auf der Themse,  
Bald sind wir im Regentsparke.

Da wohnet meine Kitty,  
Mein allerliebstes Weibchen;  
Es gibt kein weßeres Leibchen  
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,  
Füllt sie den Wasserkessel  
Und rückt an den Herd den Sessel;  
Den Thee, den find' ich fertig.

## 6.

Das Glück, das gestern mich gefüßt,  
Ist heute schon zerronnen,  
Und treue Liebe hab' ich nie  
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib  
In meinen Arm gezogen;  
Hat sie mir mal ins Herz geschaut,  
Ist sie davon geflogen.

Die eine lachte, eh' sie ging,  
Die andere thät erblaffen;  
Nur Kitty weinte bitterlich,  
Bevor sie mich verlassen.

# Der Tannhäuser.<sup>1)</sup>

Eine Legende.

(1836.)

---

## 1.

Ihr guten Christen, laßt euch nicht  
Von Satans List umgarnen!  
Ich sing' euch das Tannhäuserlied,  
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,  
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,  
Da zog er in den Venusberg,  
Bließ sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine schöne Frau,  
Leb wohl, mein holdes Leben!  
Ich will nicht länger bleiben bei dir,  
Du sollst mir Urlaub geben.“

„Tannhäuser, edler Ritter mein,  
Haßt heut mich nicht gefüßt;  
Küß mich geschwind, und sage mir,  
Was du bei mir vermisst?“

„Habe ich nicht den süßesten Wein  
Tagtäglich dir kredenzt?  
Und hab' ich nicht mit Rosen dir  
Tagtäglich das Haupt bekränzt?““

---

1) Diese 1836 geschriebene Legende ist aus den „Elementargeistern“, die zuerst im dritten Bande des „Salon“ (1837) veröffentlicht wurden

„Frau Venus, meine schöne Frau,  
Von süßem Wein und Küsſen  
Ist meine Seele worden krank;  
Ich schmachte nach Bitternissen.

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,  
Ich sehne mich nach Thränen,  
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt  
Mit spitzigen Dornen krönen.“

„Tannhäuser, edler Ritter mein,  
Du willst dich mit mir zanken;  
Du haſt geschworen viertausendmal,  
Niemals von mir zu wanken.

„Komm, laß uns in die Kammer gehn,  
Zu spielen der heimlichen Minne;  
Mein schöner liljenweißer Leib  
Erheitert deine Sinne.““

„Frau Venus, meine schöne Frau,  
Dein Reiz wird ewig blühen;  
Wie viele einſt für dich geglüht,  
So werden noch viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einſt  
Sich zärtlich daran geweidet,  
Dein schöner liljenweißer Leib,  
Er wird mir schier verleidet.

„Dein schöner liljenweißer Leib  
Erfüllt mich fast mit Entsegen,  
Gedenk' ich, wie viele werden sich  
Noch späterhin dran ergeßen!“

„Tannhäuser, edler Ritter mein,  
Das follst du mir nicht sagen,  
Ich wollte lieber, du schlägest mich,  
Wie du mich oft geschlagen.

„Ich wollte lieber, du schlägest mich,  
Als daß du Beleidigung sprächest,

Und mir, undankbar kalter Christ,  
Den Stolz im Herzen brächest.

„Weil ich dich geliebet gar zu sehr,  
Hör' ich nun solche Worte —  
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,  
Ich öffne dir selber die Pforte.““

## 2.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,  
Da singt es und klingelt und läutet,  
Da zieht einher die Prozession,  
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,  
Er trägt die dreifache Krone,  
Er trägt ein rotes Purpurgewand,  
Die Schleppen tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,  
Ich lass' dich nicht von der Stelle,  
Du hörest zuvor meine Beichte an,  
Du rettest mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,  
Es schweigen die geistlichen Lieder —  
Wer ist der Pilger bleich und wüst?  
Vor dem Papste kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papst Urban,  
Du kannst ja binden und lösen,  
Errette mich von der Höllenqual  
Und von der Macht des Bösen!

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,  
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,  
Da zog ich in den Venusberg,  
Bließ sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,  
Liebreizend und anmutreiche;  
Wie Sonnenschein und Blumenduft  
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',  
 Am zarten Kelch zu nippen,  
 So flattert meine Seele niets  
 Um ihre Rosenlipp'.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild  
 Die blühend schwarzen Locken:  
 Schaun dich die großen Augen an,  
 Wird dir der Atem stocken.

„Schaun dich die großen Augen an,  
 So bist du wie angekettet:  
 Ich habe nur mit großer Not  
 Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,  
 Doch stets verfolgen die Blicke  
 Der schönen Frau mich überall,  
 Sie winken: Komm zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,  
 Des Nachts mein Leben erwachtet,  
 Dann träum' ich von meiner schönen Frau,  
 Sie sieht bei mir und lachtet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll  
 Und mit so weißen Zähnen!  
 Wenn ich an dieses Lachen denk,  
 So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,  
 Nichts kann die Liebe hemmen!  
 Das ist wie ein wilder Wasserfall,  
 Du kannst seine Fluten nicht dämmen!

„Er springt von Klippe zu Klippe herab  
 Mit lautem Tosen und Schäumen,  
 Und bräch' er tausendmal den Hals,  
 Er wird im Lauf nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',  
 Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;

Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,  
Ich gäb' ihr sämtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,  
Mit Flammen, die mich verzehren —  
Ist Das der Hölle Feuer schon,  
Die Glüten, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papst Urban,  
Du kannst ja binden und lösen!  
Errette mich von der Höllenqual  
Und von der Macht des Bösen!“

Der Papst hub jammernd die Händ' empor,  
Hub jammernd an zu sprechen:  
„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,  
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,  
Er ist der schlimmste von allen,  
Erretten kann ich dich nimmermehr  
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt  
Des Fleisches Lust bezahlen,  
Du bist verworfen, du bist verdammt  
Zu ewigen Höllenqualen.“

## 3.

Der Ritter Tannhäuser er wandelt so rasch,  
Die Füße die wurden ihn wunde,  
Er kam zurück in den Venusberg  
Wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,  
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;  
Sie hat mit ihrem weißen Arm  
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,  
Den Augen die Thränen entfloßen!

Sie hat mit Thränen und Blut das Gesicht  
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,  
Er hat kein Wort gesprochen.  
Frau Venus in die Küche ging,  
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,  
Sie wusch seine wunden Füße,  
Sie kämme ihm das struppige Haar,  
Und lachte dabei so süße.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,  
Bist lange ausgeblieben;  
Sag an, in welchen Landen du dich  
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine schöne Frau,  
Ich hab' in Welschland verweilet;  
Ich hatte Geschäfte in Rom, und bin  
Schnell wieder hierher geeilet.

„Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,  
Die Tiber thut dorten fließen;  
Auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,  
Der Papst, er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,  
Bin auch durch Mailand gekommen,  
Und bin alsdann mit raschem Mut  
Die Schweiz hinaufgekommen.

„Und als ich über die Alpen zog,  
Da fing es an zu schneien,  
Die blauen Seen, die lachten mich an,  
Die Adler krächzen und schreien.

Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,  
Da hört' ich Deutschland schnarchen:  
Es schließt da unten in sanfter Hut  
Von sechsunddreißig Monarchen.

„In Schwaben besah ich die Dichterschul',  
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!  
Auf kleinen Radstühlchen saßen sie dort,  
Fallhütchen auf den Köpfchen.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,  
Und als dort Schalet und Klöße;  
Ihr habt die beste Religion,  
Auch lieb' ich das Gänsegekröse.

„In Dresden sah ich einen Hund,  
Der einst gehört zu den Bessern,  
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,  
Er kann nur bellen und wässern.

„Zu Weimar, dem Musenwitwensitz,  
Da hört' ich viel Klagen erheben,  
Man weinte und jammerte: Goethe sei tot,  
Und Edermann sei noch am Leben! <sup>1)</sup>“

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —  
Was giebt es? rief ich verwundert.  
„Das ist der Gans in Berlin, der liest  
Dort über das letzte Jahrhundert.““

„Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,  
Doch bringt sie keine Früchte;  
Ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,  
Sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur  
Hannoveraner — O Deutsche!  
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus  
Und eine gemeinsame Weitsche!

„Zu Hamburg frug ich, warum so sehr  
Die Straßen stinken thäten?  
Doch Juden und Christen versicherten mir,  
Das käme von den Fleten.

1) Die beiden ersten Bände von J. B. Edermanns „Gesprächen mit Goethe“ waren damals gerade erschienen.

Wie die Bäume grün und glänzend!  
Ist nicht alles wie gemalt?

„Sind nicht weiß wie Alabaster  
Dort die Lämmchen auf der Flur?  
Ist sie nicht so schön vollendet  
Und natürlich, die Natur?

„Erd' und Himmel sind erfüllt  
Ganz von meiner Herrlichkeit,  
Und der Mensch er wird mich loben  
Bis in alle Ewigkeit!“

## 6.

„Der Stoff, das Material des Gedichts,  
Das saugt sich nicht aus dem Finger;  
Kein Gott erschafft die Welt aus Nichts,  
So wenig, wie irdische Singer.

„Aus vorgefundnenem Urweltsdreck  
Erschuf ich die Männerleiber,  
Und aus dem Männerrippenspeck  
Erschuf ich die schönen Weiber.

„Den Himmel erschuf ich aus der Erd'  
Und Engel aus Weiberentfaltung;  
Der Stoff gewinnt erst seinen Wert  
Durch künstlerische Gestaltung.“

## 7.

„Warum ich eigentlich erschuf  
Die Welt, ich will es gern bekennen:  
Ich fühlte in der Seele brennen  
Wie Flammenwahniss den Beruf.

„Krankheit ist wohl der letzte Grund  
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;  
Erschaffend konnte ich genesen,  
Erschaffend wurde ich gesund.“

Friederike.<sup>1)</sup>

(1828.)

## 1.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande  
Und dünnen Thee und überwieg'gen Leuten,  
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,  
Begriffen selbst mit Hegel'schem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,  
Wo Umbrablüten ihren Duft verbreiten,  
Die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten  
Undächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,  
Um heil'gen Ufer Lotosblumen ragen  
Empor zu Indra's<sup>2)</sup> Burg, der ewig blauen,

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,  
Und deine Füße drücken, und dir sagen:  
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

## 2.

Der Ganges rauscht, mit klugen Augen schauen  
Die Antilopen aus dem Laub, sie springen  
Herbei mutwillig, ihre bunten Schwingen  
Entfaltend wandeln stolzgespreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen  
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,  
Sehnsuchtberauscht ertönt Kokila's Singen —  
Ja, du bist schön, du schönste aller Frauen!

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,  
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,  
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,  
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,  
Und in der eignen Welt wird mir's zu enge.

1) An Friederike Robert gerichtet. Als Heine von einem Besuch in Berlin nach Göttingen zurückgekehrt war, sandte er der schönen Frau durch Moser diesen Sonettentwurf.

2) Indra, der indische Sonnengott. Kamah, der Gott der Liebe Kokila, der Kuttud. Wassant, der Frühling

## 3.

Der Ganges rauscht, der große Ganges schwilkt,  
 Der Himalaya strahlt im Abendscheine,  
 Und aus der Nacht der Banianenhaine  
 Die Elefantenherde stürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!  
 Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,  
 Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,  
 Die mir das Herz mit heiterer Lust erfüllt!

Bergebens siehst du mich nach Bildern schweifen  
 Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen, —  
 Und, ach! du lächelst gar ob meiner Dual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen  
 Gandarven ) nach der Zither, und sie singen  
 Dort oben in dem goldenen Sonnensaal.

---

Katharina. <sup>2)</sup>

## 1.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,  
 Ein Stern, der süßen Trost herniederlädt  
 Und neues Leben mir verspricht —  
 O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwilkt,  
 So flutet meine Seele, froh und wild,  
 Empor zu deinem holden Licht —  
 O, lüge nicht!

## 2.

„Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein?“  
 Flüsterte mir die Herzogin. —  
 „Beileibe nicht, ich müßt' ein Held sein,  
 Ihr Anblick schon wirrt mir den Sinn.“

---

1) Gandharwas, die guten Geister der Indier, die im Paradies auf dem Gebirge  
 Hemakuta leben.

2) Aus der „Zeitung für die elegante Welt“, 1889, Nr. 105.

Das schöne Weib macht mich erbeben!  
 Es ahnet mir, in ihrer Näh'  
 Beginnt für mich ein neues Leben,  
 Mit neuer Lust, mit neuem Weh.

Es hält wie Angst mich von ihr ferne,  
 Es treibt mich Sehnsucht hin zu ihr!  
 Wie meines Schicksals wilde Sterne  
 Erscheinen diese Augen mir.

Die Stirn ist klar. Doch es gewittert  
 Dahinter schon der künft'ge Blik,  
 Der künft'ge Sturm, der mich erschüttert  
 Bis in der Seele tieffsten Sitz.

Der Mund ist fromm. Doch mit Entsezen  
 Unter den Rosen seh' ich schon  
 Die Schlangen, die mich einst verlezen  
 Mit falschem Kuß, mit süßem Hohn.

Die Sehnsucht treibt. — Ich muß mich näh'ren  
 Dem holden, unheil schwangern Ort —  
 Schon kann ich ihre Stimme hören —  
 Klingen de Flamme ist ihr Wort.

Sie fragt: „Monsieur, wie ist der Name  
 Der Sängerin, die eben sang?“  
 Stotternd antworte ich der Dame:  
 „Hab' nichts gehört von dem Gesang.“

3.<sup>1)</sup>

Wie Merlin, der eitle Weise,  
 Bin ich armer Nekromant  
 Nun am Ende festgebannt  
 In die eignen Zauberkreise.

Festgebannt zu ihren Füßen  
 Lieg' ich nun, und immerdar  
 Schau' ich in ihr Augenpaar;  
 Und die Stunden, sie verfließen.

1) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 121. — Merlin ist der weise Zauberer und Wahrsager (Nekromant) der altbritischen Sage.

Stunden, Tage, ganze Wochen,  
Sie verfließen wie ein Traum,  
Was ich rede, weiß ich kaum,  
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal ist mir, als berühren  
Ihre Lippen meinen Mund —  
Bis in meiner Seele Grund  
Kann ich dann die Flammen spüren.

4.<sup>1)</sup>

Den Tag, den hab' ich so himmlisch verbracht,  
Den Abend verbracht' ich so göttlich,  
Der Wein war gut und Kitty war schön,  
Und das Herz war unersättlich.

Die roten Lippen, die lüfteten so wild,  
So stürmisch, so sinneverwirrend;  
Die braunen Augen schauten mich an  
So zärtlich, so knieternd, so girrend.

Das hielt mich umschlungen, und nur mit List  
Konnt' ich entschlüpfen am Ende,  
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar  
Ihr festgebunden die Hände.

5.<sup>2)</sup>

Du liegst mir so gern im Arme,  
Du liegst mir am Herzen so gern!  
Ich bin dein ganzer Himmel,  
Du bist mein liebster Stern.

Tief unter uns da wimmelt  
Das närrische Menschengeschlecht;  
Sie schreien und wüten und schelten,  
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen  
Und zanken ohne Grund;  
Mit ihren Kolsen schlagen  
Sie sich die Köpfe wund.

1) „Wiener Sonntagsblätter“, 1847, Nr. 36, mit der Überschrift „Kitty“.  
2) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 121. Ebenfalls auch das folgende Gedicht.

Wie glücklich sind wir beide,  
Dass wir von ihnen so fern —  
Du birgst in deinem Himmel  
Das Haupt, mein liebster Stern!

## 6.

Unsre Seelen bleiben freilich  
In platonischer Empfindung.  
Fest vereinigt, unzerstörbar  
Ist die geistige Verbindung.

Ja, sogar im Trennungsfalle  
Fänden sie doch leicht sich wieder;  
Denn die Seelen haben Flügel,  
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei sind sie unsterblich,  
Und die Ewigkeit ist lange;  
Und wer Zeit hat und wer sucht,  
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,  
Wird die Trennung sehr verderblich,  
Haben keine Flügel, haben  
Nur zwei Beine, und sind sterblich.

Das bedenke, schöne Kithy,  
Sei vernünftig, klug und weise;  
Bleib in Frankreich bis zum Frühling,  
Bis ich mit nach England reise.

7.<sup>1)</sup>

Als die junge Rose blühte  
Und die Nachtigall gesungen,  
Hast du mich geheizt, geküsset  
Und mit Zärtlichkeit umschlungen.

Nun der Herbst die Ros' entblättert  
Und die Nachtigall vertrieben,  
Bist auch du davongeflogen,  
Und ich bin allein geblieben.

1) „Wiener Sonntagsblätter“, 1847, Nr. 36, mit der Überschrift „Geträumtes Glück“.

Lang und kalt sind schon die Nächte —  
 Sag', wie lange willst du säumen?  
 Soll ich immer mich begnügen,  
 Nur vom alten Glück zu träumen?

8.<sup>1)</sup>

Ich liebe solche weiße Glieder,  
 Der zarten Seele schlanke Hülle,  
 Wildgroße Augen und die Stirne  
 Umwogt von schwarzer Lockenfülle!

Du bist so recht die rechte Sorte,  
 Die ich gesucht in allen Landen;  
 Auch meinen Wert hat euresgleichen  
 So recht zu würdigen verstanden.

Du hast an mir den Mann gefunden,  
 Wie du ihn brauchst. Du wirst mich reichlich  
 Beglücken mit Gefühl und Küssem,  
 Und dann verraten, wie gebräuchlich.

9.

Der Frühling schien schon an dem Thor  
 Mich freundlich zu erwarten;  
 Die ganze Gegend steht im Flor  
 Als wie ein Blumengarten.

Die Liebste sitzt an meiner Seit'  
 Im rasch hinrollenden Wagen;  
 Sie schaut mich an voll Zärtlichkeit,  
 Ihr Herz, das fühl' ich schlagen.

Das trillert und duftet so sonnenvergnügt!  
 Das blinkt im grünen Geschmeide!  
 Sein weißes Blütenköpfchen wiegt  
 Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen schaun aus der Erd' hervor,  
 Betrachten neugierigen Blickes

1) „Morgenblatt“ 1885, Nr. 121.

Das schöne Weib, das ich erfor,  
Und mich, den Mann des Glückes.

Bergängliches Glück! Schon morgen flirrt  
Die Sichel über den Saaten,  
Der holde Frühling verwelken wird,  
Das Weib wird mich verraten.

10<sup>1)</sup>

Kitty stirbt! und ihre Wangen  
Seh' ich immer mehr erblaffen.  
Dennoch kurz vor ihrem Tode  
Muß ich Ärmster sie verlassen.

Kitty stirbt! und kalt gebettet  
Liegt sie bald im Kirchhofsgrunde.  
Und sie weiß es! Doch für alle  
Sorgt sie bis zur letzten Stunde.

Sie verlangt, daß ich die Strümpfe  
Nächsten Winter tragen solle,  
Die sie selber mir gestrickt hat  
Von der wärmsten Lämmertolle.

11.

Das gelbe Laub erzittert,  
Es fallen die Blätter herab, —  
Ach, alles, was hold und lieblich,  
Verwelkt und sinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert  
Ein schmerzlicher Sonnenschein;  
Das mögen die letzten Küsse  
Des scheidenden Sommers sein.

Mir ist, als müßt' ich weinen  
Aus tiefstem Herzensgrund;  
Dies Bild erinnert mich wieder  
An unsre Abschiedsstund'.

1) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 129. Auch das folgende Gedicht ist dort abgedruckt.

Ich mußte dich verlassen,  
Und wußte, du stirbst bald!  
Ich war der scheidende Sommer,  
Du warst der sterbende Wald.

12.<sup>1)</sup>

Jüngstens träumte mir: spazieren  
In dem Himmelreiche ging ich,  
Ich mit dir — denn ohne dich  
Wär' der Himmel eine Hölle.

Dort sah ich die Aluserwählten,  
Die Gerechten und die Frommen,  
Die auf Erden ihren Leib  
Für der Seele Heil gepeinigt!

Kirchenälter und Apostel,  
Eremiten, Kapuziner,  
Alte Räuze, ein'ge junge —  
Lezte sahn noch schlechter aus!

Lange, heilige Gesichter,  
Breite Gläzen, graue Bärte,  
(Drunter auch verschiedene Juden,)  
Gingen streng an uns vorüber;

Warfen keinen Blick nach dir,  
Ob du gleich, mein schönes Liebchen,  
Tändelnd mir am Arme hingest,  
Tändelnd, lächelnd, kokettierend!

Nur ein einz'ger sah dich an,  
Und es war der einz'ge schöne,  
Schöne Mann in dieser Schar;  
Wunderherrlich war sein Antlitz.

Menschengüte um die Lippen,  
Götterruhe in den Augen,

1) Dieses Gedicht sandte Heine am 27. September 1835 an Laube für einen von diesem projektierten Almanach. Da es jedoch von der Censur beanstandet wurde, unterblieb die Publikation damals.

Wie auf Magdalenen einst  
Schaute jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —  
Keiner ist so rein und edel —  
Aber ich, ich wurde dennoch —  
Wie von Eifersucht berühret —

Und ich muß gestehn, es wurde  
Mir im Himmel unbehaglich —  
Gott verzeih' mir's! mich genierte  
Unser Heiland, Jesus Christus.

13.<sup>1)</sup>

Ein jeder hat zu diesem Feste  
Sein liebes Liebchen mitgebracht,  
Und freut sich der blühenden Sommernacht; —  
Ich wandle allein, mir fehlt das Beste.

Ich wandle allein, gleich einem Kranken!  
Ich fliehe die Lust, ich fliehe den Tanz,  
Und die schöne Musik und den Lampenglanz; —  
In England sind meine Gedanken.

Ich breche Rosen, ich breche Nelken,  
Berstreuten Sinnes und kummervoll;  
Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll —  
Mein Herz und die Blumen verwelken.

14.<sup>2)</sup>

Gesanglos war ich und bekomm'ne  
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder;  
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,  
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen  
Von großem Lieben, größerem Leiden,  
Von Herzen, die sich schlecht vertragen,  
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

1) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 121. — 2) „Morgenblatt“, 1835, Nr. 123.

## 4.

Du bist ja heut so grambesangen,  
Wie ich dich lange nicht geschaut.  
Es perlet still von deinen Wangen,  
Und deine Seufzer werden laut.

Denkst du der Heimat, die so ferne,  
So nebelferne dir verschwand?  
Gesteh mir's, du wärest gerne  
Manchmal im teuren Vaterland.

Denkst du der Dame, die so niedlich  
Mit kleinem Bürnen dich ergötzt?  
Oft zürntest du, dann ward sie friedlich,  
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkst du der Freunde, die da sanken  
An deine Brust in großer Stund'?  
Im Herzen stürmten die Gedanken,  
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

Denkst du der Mutter und der Schwester?  
Mit beiden standest du ja gut.  
Ich glaube gar, es schmilzt, mein Bester,  
In deiner Brust der wilde Mut!

Denkst du der Vögel und der Bäume  
Des schönen Gartens, wo du oft  
Geträumt der Liebe junge Träume,  
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es ist schon spät. Die Nacht ist helle,  
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.  
Ankleiden muß ich mich nun schnelle  
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

## 5.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.  
Der Eichenbaum  
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nüchten sanft.  
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf Deutsch, und sprach auf Deutsch  
(Man glaubt es kaum,  
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“  
Es war ein Traum.

## Tragödie.<sup>1)</sup>

### 1.

Entflieh mit mir und sei mein Weib  
Und ruh an meinem Herzen aus;  
Fern in der Fremde sei mein Herz  
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier,  
Und du bist einsam und allein;  
Und bleibst du auch im Vaterhaus,  
Wirst doch wie in der Fremde sein.

### 2.

(Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.<sup>2)</sup>

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,  
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,  
Sie sind verwelkt, verborret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,  
Sie flohen heimlich vom Hause fort,  
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

1) „Taschenbuch für Damen“, 1829.

2) Die obige Angabe Heines hat wenig Glauben gefunden und selbst gelehrte Kenner des Volksliedes hielten dieses Gedicht für ein Erzeugnis Heines. Erst H. Süßner hat darauf aufmerksam gemacht, daß in der Zeitschrift „Rheinische Flora“, die Heine's Freund, J. B. Boujeau, herausgab, 1825 Nr. 15, sich ein anderes Volkslied befindet, daß Heine wohl gelesen hatte, obwohl es anderseits nicht unwahrscheinlich ist, daß er so gut wie sein Freund A. v. Buccolmaglio — denn dieser verbirgt sich unter dem Pseudonym B. v. Waldbrühl — das Lied am Rheine selbst gehört hat. Daselbe lautet also:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht Wohl über die schönen Blaublümelein. Sie sind verwelkt, verborret.	„Sie sind gewandert hin und her, Sie haben gehabt weder Glück noch Stern, Sie sind verborben, gestorben.
Ein Jüngling hatt' ein Mägdelein lieb, Sie flohen gar heimlich von Hause fort, Es wußt' weder Vater noch Mutter.	„Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn, Umklingen sich zart, wie sie im Grab, Der Reif sie nicht welket, nicht börtet.“

(Im Bergischen aus dem Mund des Volkes aufgeschrieben  
von Wilh. v. Waldbrühl.)

Sie sind gewandert hin und her,  
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,  
Sie sind verdorben, gestorben.

## 3.

Auf ihrem Grab da steht eine Linde,  
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,  
Und drunter sitzt auf dem grünen Platz  
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde die wehen so lind und so schaurig,  
Die Vögel die singen so süß und so traurig,  
Die schwatzenden Buhlen die werden stumm,  
Sie weinen und wissen selbst nicht, warum.

---

## Lieder.<sup>1)</sup>

### 1.

Welch ein zierlich Ebenmaß  
In den hochgeschossnen Gliedern!  
Auf dem schlanken Hälzchen wiegt sich  
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend  
Ist das Antlitz, wo sich mischen  
Wollustblicke eines Weibes  
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern  
Wie und da, wie dicker Schatten,  
Etwas Erdenstaub, ich würde  
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,  
Die der Meeresschlut entstiegen,  
Anmutblühend, Schönheitstrahlend,  
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

### 2.

„Augen, sterblich schöne Sterne!“  
Also mag das Liedchen klingen,  
Das ich weiland in Toscana  
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,  
Die am Meere Neze flüchte;  
Sah mich an, bis ich die Lippen  
An ihr rotes Mündchen drückte.

---

1) Aus dem Nachlaß.

An das Lied, an Meer und Neße,  
Hab' ich wieder denken müssen,  
Als ich dich zuerst erblickte —  
Doch nun muß ich dich auch küssen.

## 3.

Es erklingt wie Liebestöne  
Alles, was ich denk' und fühl'.  
Ach! da hat der kleine schöne  
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater  
Meines Herzens ist er jetzt;  
Was ich fühl' und denke, hat er  
Gleich schon in Musik gesetzt.

## 4.

Was bedeuten gelbe Rosen? —  
Liebe, die mit Ärger kämpft,  
Ärger, der die Liebe dämpft,  
Lieben und sich dabei erbosent.

## 5.

Wir müssen zugleich uns betrüben  
Und lachen, wenn wir schaun,  
Dass sich die Herzen lieben  
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,  
Wie liebend mein Herz bewegt?  
Sie schüttelt das Köpfchen und flüstert:  
„Gott weiß, für wen es schlägt!“

## 6.

Das macht den Menschen glücklich,  
Das macht den Menschen matt,  
Wenn er drei sehr schöne Geliebte  
Und nur zwei Beine hat.

Der einen lauf' ich des Morgens,  
Der andern des Abends nach;  
Die dritte kommt zu mir des Mittags  
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,  
Ich hab' zwei Beine nur,  
Ich will in ländlicher Stille  
Genießen die schöne Natur.

## 7.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,  
Nichts ist mit dummen anzufangen;  
Doch als ich mich an die klugen gemacht,  
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,  
Ihre Fragen machten mich ungeduldig,  
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,  
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

## Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,  
Sie kam mit sanftem Geslüster.  
Da saß der arme Ulrich,  
Die Herzen, die brannten so düster.

Sie kosc'te und sie scherzte,  
Sie will ihn heiter machen . . .  
„Mein Gott, wie bist du verändert,  
Ich hör' dich nicht mehr lachen!“

Sie kosc'te und sie scherzte,  
Zu seinen Füßen gelagert . . .  
„Mein Gott, wie deine Hände  
So kalt und abgemagert!“

Sie kosc'te und sie scherzte,  
Doch mußte sie wieder stocken . . .  
„Mein Gott, so grau wie Asche  
Sind jetzt deine Locken!“

Da saß der arme Ulrich,  
Sein Herz war wie gebrochen,  
Er küßte sein böses Liebchen,  
Doch hat er kein Wort gesprochen.

# R o m a n z e n.

(1839—1842.)

---

1.

## Ein Weib.<sup>1)</sup>

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,  
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.  
Wenn er Schelmenstreiche machte,  
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud' und Lust,  
Des Nachts lag sie an seiner Brust.  
Als man ins Gefängnis ihn brachte,  
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: „O komm zu mir,  
Ich sehne mich so sehr nach dir,  
Ich rufe nach dir, ich schmachte“ —  
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechse des Morgens ward er gehenkt,  
Um Sieben ward er ins Grab gesenkt;  
Sie aber schon um Achte  
Trank roten Wein und lachte.

2.

## Frühlingsfeier.

Das ist des Frühlings traurige Lust!  
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,  
Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar  
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —  
„Adonis! Adonis!“

---

1) „Mitternachtzeitung“, 1836, Nr. 21.

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein,  
 Sie suchen hin und her im Wald,  
 Der angstverirret wiederhallt  
 Vom Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrein:  
 „Adonis! Adonis!“

Das wunderschöne Jünglingsbild,  
 Es liegt am Boden blaß und tot,  
 Das Blut färbt alle Blumen rot,  
 Und Klagenton die Luft erfüllt: —  
 „Adonis! Adonis!“

## 3.

## Childe Harold.

Eine starke schwarze Bark  
 Segelt traurvoll dahin.  
 Die vermuunten und verstummen  
 Leichenhüter sihen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,  
 Mit entblößtem Angesicht;  
 Seine blauen Augen schauen  
 Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe  
 Eine franke Nixenbraut,  
 Und die Wellen, sie zerschellen  
 An dem Kahn, wie Klagenton.

## 4.

## Die Beschwörung.

Der junge Franziskaner sitzt  
 Einsam in der Klosterzelle,  
 Er liest im alten Zauberbuch,  
 Benannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtstunde schlug,  
 Da konnt' er nicht länger sich halten,

Mit bleichen Lippen ruft er an  
Die Unterweltsgewalten.

„Ihr Geister! holt mir aus dem Grab  
Die Leiche der schönsten Frauen,  
Belebt sie mir für diese Nacht,  
Ich will mich dran erbauen.“

Er spricht das grauße Beschwörungswort,  
Da wird sein Wunsch erfüllt,  
Die arme verstorbene Schönheit kommt,  
In weiße Laken gehüllt.

Ihr Blick ist traurig. · Aus kalter Brust  
Die schmerzlichen Seufzer steigen.  
Die Tote setzt sich zu dem Mönch,  
Sie schauen sich an und schweigen.

## 5.

Aus einem Briefe.<sup>1)</sup>

(Die Sonne spricht:)

Was gehn dich meine Blicke an?  
Das ist der Sonne gutes Recht,  
Sie strahlt auf den Herrn wie auf den Knecht;  
Ich strahle, weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?  
Bedenke, was deine Pflichten sind,  
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,  
Und sei ein deutscher Biedermann.

Ich strahle, weil ich nicht anders kann.  
Ich wandle am Himmel wohl auf, wohl ab,  
Aus Langeweile gut' ich hinab —  
Was gehn dich meine Blicke an?

1) Ursprünglich „Sonne und Dichter“ überschrieben.

(Der Dichter spricht:)

Das ist ja eben meine Tugend,  
Dass ich ertrage deinen Blick,  
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,  
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten  
Der Sehkraft, und es sinken nieder,  
Wie schwarze Fibre, nächt'ge Schatten  
Auf meine armen Augenlider . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,  
Wir glohen und gaffen  
Die Sonne an,  
Weil sie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Frösche:)

Im Wasser, im Wasser,  
Da ist es noch nasser  
Als auf der Erde,  
Und ohne Beschwerde  
Erquicken  
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unsinn schwäzen  
Von Strahlen und von Sonnenblicken!  
Wir fühlen nur ein warmes Füzen,  
Und pflegen uns alsdann zu krazen.

(Ein Glühwurm spricht:)

Wie sich die Sonne wichtig macht  
Mit ihrer kurzen Tagespracht!  
So unbescheiden zeig' ich mich nicht,  
Und bin doch auch ein großes Licht,  
In der Nacht, in der Nacht! <sup>1)</sup>

1) Im Originalmanuskript fehlte diese Strophe.

## 6.

Die Flucht.<sup>1)</sup>

Die Meeresfluten blitzen,  
Bestrahlt vom Mondenschein.  
Im schwanken Rähne sitzen  
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

„Du wirst ja blaß und blasser,  
Du Herzallerliebste mein!“ —  
„Geliebter! dort rudert's im Wasser,  
Mein Vater holt uns ein.““

„Wir wollen zu schwimmen versuchen,  
Du Herzallerliebste mein!“  
„Geliebter! ich hör' ihn schon fluchen,  
Ich höre ihn toben und schrein.““ —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,  
Du Herzallerliebste mein!“ —  
„Geliebter! das Wasser, o wehe,  
Dringt mir in die Ohren hinein.““ —

„Es werden steif mir die Füße,  
O Herzallerliebste mein!“ —  
„Geliebter! der Tod muß süße  
In deinen Armen sein.““

## 7.

## Unstern.

Der Stern erstrahlte so munter,  
Da fiel er vom Himmel herunter.  
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?  
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Wie'n räudiger Hund, der verreckt,  
So liegt er mit Staub bedeckt.  
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,  
Im Nöte wälzt sich ihre Brunst.

---

1) Aus dem Nachlaß.

O, fiel' ich doch in den Garten,  
Wo die Blumen meiner harren,  
Wo ich mir oft gewünschet hab'  
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

8.

Anno 1829.<sup>1)</sup>

Daß ich bequem verbluten kann,  
Gebt mir ein edles, weites Feld!  
O, laßt mich nicht ersticken hier  
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,  
Erfreun sich ihres Maulwurfsglücks,  
Und ihre Großeit ist so groß  
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen sie im Maul  
Und in der Hosentasch' die Händ';  
Auch die Verdauungskraft ist gut —  
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerein  
Der ganzen Welt, doch in der Lust,  
Trotz allen Bürzen, riecht man stets  
Den faulen Schellschädelnduft.

O, daß ich große Laster fäh',  
Verbrechen, blutig, kolossal, —  
Nur diese satte Tugend nicht,  
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wollten droben, nehmt mich mit,  
Gleichviel nach welchem fernen Ort!  
Nach Lappland oder Afrika,  
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

1) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 215, mit der Überschrift „Sehnsucht nach der Fremde, Bremen 1831“, während das folgende Gedicht in der selben Nummer dieses Blattes die Überschrift: „Heimweh. Paris 1839“ trägt. In Bremen war Heine vor seiner Abreise nach Paris im Frühjahr 1831.

O, nehm' mich mit — Sie hören nicht —  
 Die Wolken droben sind so klug!  
 Vorüberreisend dieser Stadt,  
 Angstlich beschleun'gen sie den Flug.

9.

Anno 1839.

O Deutschland, meine ferne Liebe,  
 Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!  
 Das muntere Frankreich scheint mir trübe  
 Das leichte Volk wird mir zur Last.

Nur der Verstand, so kalt und trocken,  
 Herrscht in dem wißigen Paris —  
 O Narrheitsglöcklein, Glaubensglöden,  
 Wie klingelt ihr daheim so süß!

Höfliche Männer! Doch verdroßen  
 Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —  
 Die Grobheit, die ich einst genossen  
 Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Blappern immer,  
 Wie Mühlenträder stets bewegt!  
 Da lob' ich Deutschlands Frauenzimmer,  
 Das schweigend sich zu Bette legt.

Und alles dreht sich hier im Kreise  
 Mit Ungestüm, wie'n toller Traum!  
 Bei uns bleibt alles hübsch im Gleise  
 Wie angenagelt, röhrt sich kaum.

Mir ist, als hört' ich fern erklingen  
 Nachtwächterhörner, sanft und traut;  
 Nachtwächterlieder hör' ich singen,  
 Dazwischen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war so wohl daheim  
 In Schildas teurem Eichenhain;  
 Dort wob ich meine zarten Reime  
 Aus Beilchenduft und Mondenschein.

## 10.

## In der Frühe.

Auf dem Faubourg Saint-Marceau  
 Lag der Nebel heute Morgen,  
 Spätherbstnebel, dicht und schwer,  
 Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,  
 Schant' ich mir vorübergleiten  
 Eine weibliche Gestalt,  
 Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja, sie war wie Mondenlicht  
 Leicht hinschwebend, zart und zierlich;  
 Solchen schlanken Gliederbau  
 Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna selbst vielleicht,  
 Die sich heut bei einem schönen,  
 Järtlichen Endymion  
 Des Quartier Latin verspätet?

Auf dem Heimweg dacht' ich nach:  
 Warum floh sie meinen Anblick?  
 Hielt die Göttin mich vielleicht  
 Für den Sonnenlenker Phöbus?

## 11.

Ritter Olaf.<sup>1)</sup>

## I.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,  
 Tragen beide rote Röcke,  
 Und der eine ist der König,  
 Und der Henker ist der andre.

Und zum Henker spricht der König:  
 „Um Gesang der Pfaffen merk' ich,

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1849, Nr. 105.

Daß vollendet schon die Trauung —  
Halt bereit dein gutes Richtbeil."

Glockenklang und Orgelrauschen,  
Und das Volk strömt aus der Kirche;  
Bunter Festzug, in der Mitte  
Die geshmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig  
Schaut die schöne Königstochter;  
Reck und heiter schaut Herr Olaf,  
Und sein roter Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rotem Munde  
Spricht er zu dem finstern König:  
„Guten Morgen, Schwieervater,  
Heut ist dir mein Haupt verfallen.

„Sterben soll ich heut — O, laß mich  
Nur bis Mitternacht noch leben,  
Daß ich meine Hochzeit feire  
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,  
Bis geleert der letzte Becher,  
Bis der letzte Tanz getanzt ist —  
Laß bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker spricht der König:  
„Unserm Eidam sei gefristet  
Bis um Mitternacht sein Leben —  
Halt bereit dein gutes Richtbeil."

## II.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitsgeschmaus,  
Er trinkt den letzten Becher aus.  
An seine Schulter lehnt  
Sein Weib und stöhnt —  
Der Henker steht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt  
 Sein junges Weib, mit wilder Hast  
 Sie tanzen bei Fackelglanz  
 Den letzten Tanz —  
 Der Henker steht vor der Thüre.

Die Geigen geben so lustigen Klang,  
 Die Flöten seufzen so traurig und bang!  
 Wer die Beiden tanzen sieht,  
 Dem erhebt das Gemüt —  
 Der Henker steht vor der Thüre.

Und wie sie tanzen im dröhnenenden Saal,  
 Herr Olaf flüstert zu seinem Gemahl:  
 „Du weißt nicht, wie lieb' ich dich hab' —  
 So kalt ist das Grab“ —  
 Der Henker steht vor der Thüre.

## III.

Herr Olaf, es ist Mitternacht,  
 Dein Leben ist verlossen!  
 Du hattest eines Fürstenkinds  
 In freier Lust genossen.

Die Mönche murmeln das Totengebet,  
 Der Mann im roten Rocke,  
 Er steht mit seinem blanken Beil  
 Schon vor dem schwarzen Bilde.

Herr Olaf steigt in den Hof hinab,  
 Da blinken viel' Schwerter und Lüchter.  
 Es lächelt des Ritters roter Mund,  
 Mit lächelndem Munde spricht er: <sup>1)</sup>)

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond,  
 Und die Stern', die am Himmel schweisen;  
 Ich segne auch die Bögelein,  
 Die in den Lüften pfeisen.

„Ich segne das Meer, ich segne das Land,  
 Und die Blumen auf der Aue;

1) Im ältesten Abbruch fehlt diese Strophe.

Ich segne die Beilchen, sie sind so sanft  
Wie die Augen meiner Fraue.

„Ihr Beilchenaugen meiner Frau,  
Durch euch verlier' ich mein Leben!  
Ich segne auch den Holunderbaum,  
Wo du dich mir ergeben.“

## 12.

Die Nixen.<sup>1)</sup>

Am einsamen Strande plätschert die Flut,  
Der Mond ist aufgegangen;  
Auf weißer Düne der Ritter ruht,  
Von bunten Träumen besangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand  
Entsteigen der Meerestiefe.  
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,  
Sie glauben wahrhaftig, er schließe.

Die eine betastet mit Neubegier  
Die Federn auf seinem Barett;  
Die andre nestelt am Bandelier  
Und an der Waffenkette.

Die dritte lacht und ihr Auge blitzt,  
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,  
Und auf dem blanken Schwert gestützt  
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die vierte tänzelt wohl hin und her  
Und flüstert aus tiefem Gemüte:  
„O, daß ich doch dein Liebchen wär,  
Du holde Menschenblüte!“

Die fünfte küßt des Ritters Händ',  
Mit Sehnsucht und Verlangen;  
Die sechste zögert und küßt am End'  
Die Lippen und die Wangen.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 172

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,  
Die Augen öffnen zu müssen;  
Er lässt sich ruhig im Mondenschein  
Von schönen Nixen küssen.

## 13.

Bertrand de Born.<sup>1)</sup>

Ein edler Stolz in allen Zügen,  
Auf seiner Stirn Gedankenpur,  
Er konnte jedes Herz besiegen,  
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kührten seine süßen Töne,  
Die Löwin des Plantagenet's;  
Die Tochter auch, die beiden Söhne,  
Er sang sie alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!  
In Thränen schmolz des Königs Born,  
Als er ihn lieblich reden hörte,  
Den Troubadour, Bertrand de Born.

## 14.

Frühling.<sup>2)</sup>

Die Wellen blinken und fließen dahin —  
Es liebt sich so lieblich im Venze!  
Um Flusse sitzt die Schäferin  
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das Knospet und quillt, mit duftender Lust —  
Es liebt sich so lieblich im Venze!  
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:  
„Wem geb' ich meine Kränze?“

Ein Reiter reitet den Fluss entlang,  
Er grüßt sie so blühenden Mutes!

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 249. Bertrand de Born (1145—1210) der Held und Troubadour, dessen Minnelieder großer Beliebtheit sich erfreuten. — Plantagenet, der Beiname des französischen Hauses Anjou, das 1184 auf den Thron von England gelangte. Bertrand de Born liebte die Schwester des Königs Richard Löwenherz, Helene, die er in noch erhaltenen Gedichten feierte.

2) „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 172.

Die Schäferin schaut ihm nach so bang,  
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß  
Die schönen Blumenkränze.  
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —  
Es liebt sich so lieblich im Lenz.

## 15.

Ali Bei. 1)

Ali Bei, der Held des Glaubens,  
Viegt beglückt in Mädchenarmen.  
Vorgeschnack des Paradieses  
Gönnt ihm Allah schon auf Erden.

Odalisken, schön wie Houris<sup>2)</sup>),  
Und geschmeidig wie Gazellen —  
Kräuselt ihm den Bart die eine,  
Glättet seine Stirn die andre.

Und die dritte schlägt die Laute,  
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend  
Auf das Herz, worin die Flammen  
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich schmettern  
Die Trompeten, Schwerter rasseln,  
Waffenruf und Flintenschüsse —  
„Herr, die Franken sind im Anmarsch!“

Und der Held besteigt sein Schlachtröß,  
Viegt zum Kampf, doch wie im Traume  
Denn ihm ist zu Sinn, als lög' er  
immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe  
Dutzendweise herunterhäbelt,  
Lächelt er wie ein Verliebter,  
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 249. — Ali Bey, der Pascha von Janina (1741—822) war wegen seiner kriegerischen Triumphe der Held jener Zeit.

2) Houris, wörtlich: „die blendend weißen“ Mädchen, welche im Paradies Mohammeds die Seligen erfreuen.

## 16.

## Psyche. !)

In der Hand die kleine Lampe,  
 In der Brust die große Glut,  
 Schleicht Psyche zu dem Lager,  
 Wo der holde Schläfer ruht.

Sie errötet und sie zittert,  
 Wie sie seine Schönheit sieht —  
 Der enthüllte Gott der Liebe,  
 Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße !  
 Und die Ärmste stirbt beinah !  
 Psyche fastet und fastet sich,  
 Weil sie Amorn nackend sah.

## 17.

## Die Unbekannte. ?)

Meiner goldgelockten Schön'nen  
 Weiß ich täglich zu begegnen  
 In dem Tuileriengarten  
 Unter den Kastanienbäumen.

Täglich geht sie dort spazieren  
 Mit zwei häßlich alten Damen —  
 Sind es Tanten ? Sind's Dragoner,  
 Die verummt in Weiberröcken ? ?)

Eingeschüchtert von dem Schnurrbart  
 Ihrer zwei Begleiterinnen,  
 Und von meinem eignen Herzen  
 Noch viel strenger eingeschüchtert,

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 105.

2) „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 104.

3) In der ersten Fassung folgte hier noch diese Strophe:

Niemand konnt' mir Auskunft geben,  
 Wer sie sei. Bei allen Freunden  
 Frug ich nach und stets vergebens !  
 Ich erkrankte fast vor Sehnsucht.

Wagt' ich nie, ein seufzend Wörtchen  
Im Vorübergehn zu flüstern,  
Und ich wagte kaum, mit Blicken  
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erst hab' ich erfahren  
Ihren Namen; Laura heißt sie,  
Wie die schöne Provençalin,  
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt sie! Nun, da bin ich  
Just so weit, wie einst Petrarcha,  
Der das schöne Weib gefeiert  
In Kanzonen und Sonetten.

Laura heißt sie! Wie Petrarcha  
Kann ich jetzt platonisch schwelgen  
In dem Wohllaut dieses Namens —  
Weiter hat er's nicht gebracht.

## 18.

Wechs. 1)

Mit Brünetten hat's ein Ende!  
Ich gerate dieses Jahr  
Wieder in die blauen Augen,  
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,  
Ist so fromm, so sanft, und mild!  
In der Hand den Lilienstengel,  
Wäre sie ein Heil'genbild.

Schlank, schwärmerische Glieder,  
Wenig Fleisch, sehr viel Gemüt;  
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube  
Ihre ganze Seele glüht.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 104.

Sie behauptet, sie verstände  
Gar kein Deutsch — ich glaub' es nicht.  
Niemals hättest du gelesen  
Klopstocks himmlisches Gedicht?

19.

Die Hexe.<sup>1)</sup>

„Liebe Nachbarn, mit Vergünst!  
Eine Hexe, durch Zauberkunst,  
Kann sich in ein Tier verwandeln,  
Um die Menschen zu mißhandeln.

„Eure Katz' ist meine Frau;  
Ich erkenne sie genau  
Am Geruch, am Glanz der Augen,  
Spinnen, Schnurren, Pfötchenaugen . . .“

Der Nachbar und die Nachbarin,  
Sie riefen: „Fürgen, nimm sie hin!“  
Der Hophund bellt: „Wau! wau!“  
Die Katz schreit: „Miau!“

20.

## Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umhünst  
Durst du spröde! deine Gunst  
Weiß ich mir durch Kampf und Ringen  
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Überwältigt wirst du doch,  
Und ich spanne dich ins Foch,  
Und du streckst am End' die Waffen —  
Aber meine Wunden klaffen.

Es verströmt mein rotes Blut,  
Und der schöne Lebensmut  
Will erlösch'nen; ich erliege  
Und ich sterbe nach dem Siege.

1) Aus dem Nachlaß.

## 21.

## Klagelied

eines altheutischen Jünglings.<sup>1)</sup>

Wohl Dem, dem noch die Tugend lacht,  
 Weh Dem, der sie verlieret!  
 Es haben mich armen Jüngling  
 Die bösen Gefellen verführt.

Sie haben mich um mein Geld gebracht  
 Mit Karten und mit Knöcheln;  
 Es trösteten mich die Mädchen  
 Mit ihrem holden Lächeln.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht  
 Und meine Kleider zerrissen,  
 Da ward ich armer Jüngling  
 Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,  
 Wie wundr' ich mich über die Sache!  
 Da saß ich armer Jüngling  
 Zu Kessel auf der Wache.

## 22.

Laß ab!<sup>2)</sup>

Der Tag ist in die Nacht verliebt,  
 Der Frühling in den Winter,  
 Das Leben verliebt in den Tod —  
 Und du, du liebst mich!

Du liebst mich — schon erfassen dich  
 Die grauenhaften Schatten,  
 All deine Blüte welkt,  
 Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur  
 Die heiteren Schmetterlinge,  
 Die da gaukeln im Sonnenlicht —  
 Laß ab von mir und dem Unglück!

1) In der „Agrippina“ 1824, Nr. 93 mit der Bemerkung publiziert, „daß es noch nirgends abgedrucktes Volkslied“ sei. Das Gedicht ist wohl jedenfalls von Heine selbst verfaßt.

2) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 215, mit der Überschrift: „An Emma. Geschrieben zu Berlin 1829.“

23.

Frau Mette.<sup>1)</sup>

(Nach dem Dänischen.)

Herr Peter und Bender saßen beim Wein.  
 Herr Bender sprach: „Ich wette,  
 Bezwänge dein Singen die ganze Welt,  
 Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.“

Herr Peter sprach: „Ich wette mein Ross  
 Wohl gegen deine Hunde,  
 Frau Mette sing' ich nach meinem Hof,  
 Noch heut in der Mitternachtstunde.“

Und als die Mitternachtstunde kam,  
 Herr Peter hub an zu singen;  
 Wohl über den Fluß, wohl über den Wald  
 Die süßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen so still,  
 Die Flut hört auf zu rauschen,  
 Am Himmel zittert der blasse Mond,  
 Die klugen Sterne lauschen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:  
 „Wer singt vor meiner Kammer!“  
 Sie schreift ihr Kleid, sie schreitet hinaus; —  
 Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß  
 Sie schreitet unaufhaltsam;  
 Herr Peter zog sie nach seinem Hof  
 Mit seinem Liede gewaltsam.

Und als sie Morgens nach Hause kam,  
 Vor der Thüre stand Herr Bender:  
 „Frau Mette, wo bist du gewesen zur Nacht?  
 Es triefen deine Gewänder.“

1) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1839, Nr. 249, mit der Überschrift:  
 „Die Wette. Hamburg 1830.“

„Ich war heut Nacht am Nixenfluß,  
Dort hört' ich prophezeien,  
Es plätscherten und bespritzten mich  
Die neckenden Wasserfeien.““

„Am Nixenfluß ist feiner Sand  
Dort bist du nicht gegangen,  
Zerrissen und blutig sind deine Füß',  
Auch bluten deine Wangen.““

„Ich war heut Nacht im Elfenwald,  
Zu schaun den Elfenreigen,  
Ich hab' mir verwundet Fuß und Gesicht  
An Dornen und Tannenzweigen.““

„Die Elfen tanzen im Monat Mai  
Auf weichen Blumenfeldern,  
Jetzt aber herrscht der kalte Herbst  
Und heult der Wind in den Wäldern.““

„Bei Peter Niessen war ich heut Nacht,  
Er sang, und zauber gewaltsam,  
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,  
Es zog mich unaufhaltsam.

„Sein Lied ist stark als wie der Tod,  
Es lockt in Nacht und Verderben.  
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;  
Ich weiß, jetzt muß ich sterben.““ —

Die Kirchenthür ist schwarz behängt,  
Die Trauerglocken läutnen;  
Das soll den jämmerlichen Tod  
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender steht vor der Leichenbahr',  
Und seufzt aus Herzensgrunde:  
„Nun hab' ich verloren mein schönes Weib  
Und meine treuen Hunde.““

24.

Begegnung.<sup>1)</sup>

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,  
 Da tanzen die Burschen und Mädel,  
 Da tanzen zwei, die niemand kennt,  
 Sie schaun so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab  
 In seltsam fremder Weise;  
 Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,  
 Das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut  
 Schwankt eine Neckensilje,  
 Die wächst nur tief im Meeresgrund —  
 Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt  
 Verlocken des Dorfes Schönen.  
 Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick  
 An Euren fischartigen Zähnen.“

Sie schweben auf, sie schweben ab  
 In seltsam fremder Weise,  
 Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,  
 Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum  
 So eiskalt Eure Hand ist?  
 Sagt mir, warum so naß der Saum  
 An Eurem weißen Gewand ist?

„Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick  
 An Eurem spöttischen Knixe —  
 Du bist kein irdisches Menschenkind,  
 Du bist mein Mäuschen, die Nixe.“

1) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 11, mit der Überschrift: „Die Wassertaube.“ Ge schrieben im Herbst 1841.“

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,  
 Es trennen sich höflich die Beiden,  
 Sie kennen sich leider viel zu gut,  
 Suchen sich jetzt zu vermeiden.

## 24.

König Harald Haarfagar.<sup>1)</sup>

Der König Harald Haarfagar  
 Sitzt unten in Meeresgründen  
 Bei seiner schönen Wasserfee;  
 Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,  
 Er kann nicht leben, nicht sterben;  
 Zweihundert Jahre dauert schon  
 Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß  
 Der holden Frau, und mit Schmachten  
 Schaut er nach ihren Augen empor,  
 Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,  
 Es treten die Bäckenknochen  
 Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,  
 Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum  
 Wird er plötzlich aufgeschüttert,  
 Denn droben stürmt so wild die Flut  
 Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind  
 Normannenruf erschallen;  
 Er hebt die Arme mit freudiger Haft,  
 Läßt traurig sie wieder fallen.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 104. — Harald Haarfagr (Schönhaar), der siegreiche König der Normannen, war nach seinem Tode (983) zu Drontheim ein Held der nordischen Sage.

Manchmal ist ihm, als hört' er gar,  
Wie die Schiffer singen hier oben,  
Und den König Harald Harfagar  
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint  
Als dann aus Herzensgrunde.  
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee  
Und küsst ihn mit lachendem Munde.

## 26.

Unterwelt. <sup>1)</sup>

## I.

„Bließ ich doch ein Junggeselle!“  
Seufzet Pluto tausendmal —  
„Jetzt in meiner Ehstandsqual  
Merk' ich: früher ohne Weib  
War die Hölle keine Hölle.

„Bließ ich doch ein Junggeselle!  
Seit ich Proserpinen hab',  
Wünsch' ich täglich mich ins Grab!  
Wenn sie leift, so hör' ich kaum  
Meines Cerberus' Gebelle.

„Stets vergeblich, stets nach Frieden  
Ring' ich. Hier im Schattenreich  
Kein Verdammter ist mir gleich!  
Ich beneide Sisyphus  
Und die edlen Danaiden.“

## II.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten  
Zur Seite des königlichen Gatten,  
Sitzt Proserpine  
Mit finstrer Miene,  
Und im Herzen seufzet sie traurig:

1) Aus der „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 11. „Geschrieben im Frühling 1840.“

„Ich lechze nach Rosen, nach Sangessergüssen  
 Der Nachtigall, nach Sonnenküsſen —  
 Und hier unter bleichen  
 Lemuren und Leichen  
 Mein junges Leben vertraur' ich!

„Bin festgeschmiedet am Ehejoche  
 In diesem verwünschten Rattenloche!  
 Und des Nachts die Gespenster,  
 Sie schaun mir ins Fenster,  
 Und der Styx, er murmelt so schaurig!

Heut hab' ich den Charon zu Tische geladen —  
 Glatzköpfig ist er und ohne Waden,  
 Auch die Totenrichter,  
 Langweil'ge Gesichter —  
 In solcher Gesellschaft versaur' ich.“

## III.

Während solcherlei Beschwerde  
 In der Unterwelt sich häuft,  
 Zammert Ceres auf der Erde.  
 Die verrückte Göttin läuft  
 Ohne Haube, ohne Kragen  
 Schlotterbusig durch das Land,  
 Deklamierend jene Klagen,  
 Die euch allen wohlbekannt:

„Ist der holde Lenz erschienen? !)  
 Hat die Erde sich verjüngt?  
 Die besonnten Hügel grünen,  
 Und des Eises Rinde springt.  
 Aus der Ströme blauem Spiegel  
 Lacht der unbewölkte Zeus,  
 Milder wehen Zephyrs Flügel,  
 Augen treibt das junge Neß.  
 In dem Hain erwachen Lieder,  
 Und die Dreade spricht:  
 Deine Blumen kehren wieder,  
 Deine Tochter lehret nicht.

1) Aus Schillers „Klage des Ceres.“

„Ah, wie lang' ist's, daß ich walle  
 Suchend durch der Erde Flur!  
 Titan, deine Strahlen alle  
 Sandt' ich nach der teuren Spur!  
 Keiner hat mir noch verkündet  
 Von dem lieben Angesicht,  
 Und der Tag, der alles findet,  
 Die Verlorne fand er nicht.  
 Hast du, Zeus, sie mir entrissen?  
 Hat, von ihrem Reiz gerührt,  
 Zu des Orkus schwarzen Flüssen  
 Pluto sie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düstern Strande  
 Meines Grames Vorte sein?  
 Ewig stößt der Kahn vom Lande,  
 Doch nur Schatten nimmt er ein.  
 Jedem sel'gen Aug' verschlossen  
 Bleibt das nächtliche Gefild,  
 Und so lang' der Styx geflossen  
 Trug er kein lebendig Bild.  
 Nieder führen tausend Steige,  
 Keiner führt zum Tag zurück;  
 Ihre Thräne bringt kein Zeuge  
 Vor der bangen Mutter Blick.“<sup>1)</sup>

## IV.

„Meine Schwiegermutter Ceres,  
 Läß die Klagen, läß die Bitten!  
 Dein Verlangen, ich gewähr' es —  
 Habe selbst so viel gelitten!

„Fröste dich, wir wollen ehrlich  
 Den Besitz der Tochter teilen,  
 Und sechs Monden soll sie jährlich  
 Auf der Oberwelt verweilen.

1) In der ältesten Fassung fehlt diese Strophe.

„Hilft dir dort an Sommertagen  
Bei den Ackerbaugeschäften;  
Einen Strohhut wird sie tragen,  
Wird auch Blumen daran heften.

„Schwärmen wird sie, wenn den Himmel  
Überzieht die Abendröte,  
Und am Bach ein Bauerlümmer  
Bärtlich bläst die Hirtenflöte.

„Wird sich freun mit Gret' und Hänschen  
Bei des Erntefestes Reigen;  
Unter Schöpfen, unter Gänshen  
Wird sie sich als Löwin zeigen.

„Süße Ruh! Ich kann verschnaufen  
Hier im Orkus unterdessen!  
Punsch mit Lethe will ich saufen,  
Um die Gattin zu vergessen.“

V.<sup>1)</sup>

„Zuweilen dünt es mich, als trübe  
Geheime Sehnsucht deinen Blick —  
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick:  
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„Du nüdst so traurig! Wiedergeben  
Kann ich dir nicht die Jugendzeit, —  
Unheilbar ist dein Herzleid:  
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!““

---

1) In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 104, mit der Überschrift „Zuweilen.“

---

# Zeitgedichte.<sup>1)</sup>

(1839—1846.)

---

1) Diejenigen Gedichte, bei welchen Ort und Jahreszahl der ersten Veröffentlichung nicht ausdrücklich angegeben, wurden sämtlich in den „Neuen Gedichten“ (1844) zuerst veröffentlicht.



1.

Doktrin.<sup>1)</sup>

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,  
Und küsse die Marketenderin!  
Das ist die ganze Wissenschaft,  
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,  
Trommle Reveille mit Jugendkraft,  
Marschiere trommelnd immer voran,  
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,  
Das ist der Bücher tiefster Sinn!  
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheit,  
Und weil ich ein guter Tambour bin.

2.

Adam der Erste.

Du schicktest mit dem Flammenschwert  
Den himmlischen Gendarmen,  
Und jagtest mich aus dem Paradies,  
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau  
Nach andren Erdenländern;  
Doch daß ich genossen des Wissens Frucht,  
Das kannst du nicht mehr ändern.

---

1) Aus der von Ch. Bernayß in Paris herausgegebenen „Deutschen Zeitung“, 1842.  
Seite. 1.

Du kannst nicht ändern, daß ich weiß,  
Wie sehr du klein und nichtig,  
Und machst du dich auch noch so sehr  
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich ist doch dies  
Konsilium abeundi!  
Das nenne ich einen Magnifikus  
Der Welt, ein Lumen Mundi!

Bermissen werde ich nimmermehr  
Die paradiesischen Räume;  
Das war kein wahres Paradies —  
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!  
Find' ich die g'ringste Beschränkis,  
Verwandelt sich mir das Paradies  
In Hölle und Gefängnis.

## 3.

## Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!  
Teurer Freund, du bist verloren!  
Willst du Geld und Ehre haben,  
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir geraten,  
So zu sprechen vor dem Volke,  
So zu sprechen von den Pfaffen  
Und von hohen Potentaten!

Teurer Freund, du bist verloren!  
Fürsten haben lange Arme,  
Pfaffen haben lange Zungen,  
Und das Volk hat lange Ohren!

## 4.

An einen politischen Dichter.<sup>1)</sup>

Du singst, wie einst Thytäus sang,  
Von Heldenmut beselet,  
Doch haft du schlecht dein Publikum  
Und deine Zeit gewählt.

Beifällig horchen sie dir zwar,  
Und loben, schier begeistert:  
Wie edel dein Gedankenflug,  
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein  
Ein Vivat dir zu bringen,  
Und manchen Schlachtgesang von dir  
Lautbrüllend nachzufingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied  
Des Abends in der Schenke:  
Das fördert die Verdauungskraft,  
Und würzet die Getränke.

## 5.

Stoßseufzer.<sup>2)</sup>

Unbequemer neuer Glauben!  
Wenn sie uns den Herrgott rauben,  
Hat das Fluchen auch ein End' —  
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,  
Doch das Fluchen ist vonnöten,  
Wenn man gegen Feinde rennt —  
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,  
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,  
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —  
Himmel-Herrgott-Sakrament!

1) Aus dem Nachlaß. — Thytäus, der berühmte griechische Dichter, dessen politische Elegien die Spartaner zum Siege führten.

2) Aus dem Nachlaß. Ebendahe auch das folgende Gedicht.

## 6.

Fragment. <sup>1)</sup>

Die Eule studierte Bandelken,  
Kanonisches Recht und die Glossa,  
Und als sie kam nach Welschland,  
Sie frug: „Wo liegt Canossa?“

Die alten, matten Raben  
Sie ließen die Flügel hängen,  
Sie sprachen: „Das alte Canossa  
Ist längstens untergegangen.“

„Wir möchten ein neues bauen,  
Doch fehlt dazu das Beste:  
Die Marmorblöcke, die Quadern,  
Und die gekrönten Gäste.“

## 7.

An einen ehemaligen Goetheaner. <sup>2)</sup>

(1832.)

Hast du wirklich dich erhoben  
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,  
Womit einst der kluge Kunstkreis  
Dich von Weimar aus umwoben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntschaft  
Seiner Klärchen, seiner Gretchen?  
Giebst du Serlos feusche Mädchen  
Und Ottiliens Wahlverwandtschaft?

Nur Germanien willst du dienen,  
Und mit Mignon ist's vorbei heut,  
Und du strebst nach größerer Freiheit  
Als du fandest bei Philinen?

1) Aus dem Nachlaß. — Bandelken, die Sammlung von Erörterungen, Ausprüch'en und Gutachten aus dem römischen Recht, welche die römischen Juristen im Auftrage Justinius von 529 — 533 zusammenstellten. Die Erläuterungen, welche die italienischen Rechtsgelehrten zu dem Text dieser Kompilationen machten, heißen in der Rechtswissenschaft Glossa.

2) An Rudolf Christiani in Lüneburg, der ein eifriger Bewunderer Goethes war. Nach der Julirevolution in die hannövrische Kammer gewählt, war Chr. einer der tüchtigsten Redner der liberalen Opposition, daher die Bezeichnung: „Der Mirabeau der Lüneburger Heide.“

Für des Volkes Oberhoheit  
Lünebürgertümlich kämpft du,  
Und mit kühnen Worten dämpfst du  
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör' ich mit Freude,  
Wie man voll von deinem Lob ist,  
Und wie du der Mirabeau bist  
Von der Lüneburger Heide!

## 8.

Geheimnis.<sup>1)</sup>

Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken,  
Wir lächeln oft, wir lachen gar!  
In keinem Blick, in keiner Miene  
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit seinen stummen Quäulen liegt es  
In unsrer Seele blut'gem Grund;  
Wird es auch laut im wilden Herzen,  
Krampfhaft verschlossen bleibt der Mund.

Frag du den Säugling in der Wiege,  
Frag du die Toten in dem Grab,  
Vielleicht daß diese dir entdecken,  
Was ich dir stets verschwiegen hab'.

## 9.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.<sup>2)</sup>

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,  
Du kommst so verstört einher gerannt!  
Wie geht es daheim den lieben Meinen,  
Ist schon befreit das Vaterland?“

1) War zuerst dem Cyklus „Clarissa“ in den „Neuen Gedichten“ einverlebt.

2) In Franz Dingelstedt, besser eines kosmopolitischen Nachtwächters“ 1841 erschienen waren. Dieses Gedicht sowie die später folgenden „Die Tendenz“, „Das Kind“ und „Verheißung“ sollten ursprünglich in einem Cyklus „Schwarz-rot-goldene Gedichte“ vereint in der „Zeitung für die elegante Welt“ erscheinen. Der Senator strich jedoch die Gesamtüberschrift sowie die Schlusstropfen des obigen Gedichtes, das Heine bald darauf — im Februar 1842 — seinem Verleger Campe mit den Worten sandte: „Unbele gehe ich Ihnen ein Gedicht bei, das in Leipzig nicht die Zensur der „Eleganten Welt“ passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschläge, wie würden die Leute erschrecken!“ —

Vortrefflich geht es, der stille Segen,  
Er wuchert im stillen gehüteten Hause,  
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,  
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,  
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;  
Nur in der Tiefe des Gemütes  
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Kölle wird vollendet,  
Den Hohenzöllern verdanken wir Das;  
Habsburg hat auch dazu gespendet,  
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.<sup>1)</sup>

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,  
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,  
Und Königsworte, das sind Schäze,  
Wie tief im Rhein der Nibelungshort.<sup>2)</sup>

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,  
Er wird uns nimmermehr geraubt!  
Die Holländer binden ihm die Füße,  
Die Schwyzler halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,  
Die patriotische Überkraft  
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;  
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es plätschen die Schoten,  
Wir atmen frei in der freien Natur!  
Und wird uns der ganze Verlag verboten,  
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.<sup>3)</sup>

1) König Ludwig I. von Bayern spendete die fünf prachtvoll gemalten Fenster des nördlichen Seitenschiffes für den Dom zu Köln, dessen Ausbau durch den 1842 begründeten Central-Dombauverein gefördert wurde.

2) In der für den Zeitungsabdruck bestimmten Fassung fand sich statt der obigen die folgende Strophe:

Bald wird das vereinigte Volk der Germanen  
Umschlingen daselbe Bruderband,  
Dieselbe Linie von Douanen; —  
Die Zöllner reichen sich jährlich die Hand.

3) Im Dezember 1841 wurde der gesamte Verlag von Hoffmann & Campe wegen der Gedichte Dingelstedts in Preußen verboten.

## 10.

Der Tambourmajor.<sup>1)</sup>

Das ist der alte Tambourmajor,  
Wie ist er jetzt herunter!  
Zur Kaiserzeit stand er im Flor,  
Da war er glücklich und munter.

Er balancierte den großen Stock  
Mit lachendem Gesichte;  
Die silbernen Tressen auf seinem Rock,  
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er im Trommelwirbelschall  
Einzog in Städten und Städtchen,  
Da schlug das Herz im Wiederhall  
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und sah und siegte leicht,  
Wohl über alle Schönen;  
Sein schwarzer Schnurrbart wurde feucht  
Von deutschen Frauenthränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land,  
Wo die fremden Eroberer kamen,  
Der Kaiser die Herren überwand,  
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,  
Geduldig wie deutsche Eichen,  
Bis endlich die hohe Obrigkeit  
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs,  
Erhuben wir unsere Hörner,  
Entledigten uns des fränkischen Jochs  
Und sangen die Lieder von Körner.

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr  
Gar schauderhaft den Tyrannen!  
Der Kaiser und der Tambourmajor,  
Sie flohen erschrocken von dannen.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1843, Nr. 34.

Sie ernteten beide den Sündenlohn  
Und nahmen ein schlechtes Ende.  
Es fiel der Kaiser Napoleon  
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Insel Sankt-Helena  
Sie marterten ihn gar schändlich;  
Um Magenkrebse starb er da  
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entseßt  
Gleichfalls von seiner Stelle.  
Um nicht zu verhungern, dient er jetzt  
Als Hausknecht in unserm Hotele.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,  
Muß Holz und Wasser schleppen;  
Mit seinem wackeln greisen Kopf  
Keucht er heraus die Treppen.

Wenn mich der Fritz besucht, so kann  
Er nicht den Spaß sich versagen,  
Den drollig schlotternd langen Mann  
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spöttelein, o Fritz!  
Es ziemt Germanias Söhnen  
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Witz  
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich dünkt,  
Behandeln solche Leute;  
Der Alte ist dein Vater vielleicht  
Von mütterlicher Seite.

## 11.

## Entartung.

Hat die Natur sich auch verschlechtert,  
Und nimmt sie Menschenfehler an?  
Mich dünt, die Pflanzen und die Tiere,  
Sie lügen jetzt wie Federmann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuschheit,  
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,  
Der Schmetterling; der küßt und flattert  
Am End' mit ihrer Unschuld weg.

Bon der Bescheidenheit der Veilchen  
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blüm',  
Mit den koketten Düften lockt sie,  
Und heimlich dürstet sie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,  
Die Nachtigall, das, was sie singt;  
Sie übertreibt und schluchzt und trillert  
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit schwindet von der Erde,  
Auch mit der Treu' ist es vorbei.  
Die Hunde wedeln noch und stinken  
Wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu.

## 12.

Heinrich.<sup>1)</sup>

Auf dem Schloßhof zu Canossa  
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,  
Barfuß und im Bühnerhemde,  
Und die Nacht ist kalt und regnigt.

Droben aus dem Fenster lugen  
Zwo Gestalten, und der Mondschein  
Überflimmert Gregors Kadkopf  
Und die Brüste der Mathildis.

Heinrich mit den blassen Lippen  
Murmelt fromme Paternoster;  
Doch im tiefen Kaiserherzen  
Heimlich knirscht er, heimlich spricht er:

1) „Im Aufchauer“, 1822, Nr. 105 zuerst abgebrückt. Später erhielt das Gedicht die Überschrift: „Canossa. Berlin 1821.“ — Mathilde, Markgräfin von Toscana, schloß sich dem Papst Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich IV. an. Auf ihrem Schloß zu Canossa war es, wo sich der deutsche Kaiser 1077 der bekannten Buße unterwerfen mußte.

„Herr in meinen deutschen Länden  
heben sich die märchen Berge,  
Und im mitten Bergesichthe  
Wächtn das Eiern für die Streitart.

„Herr in meinen deutschen Länden  
heben sich die Eichenwälder,  
Und im Stamm der höchsten Eiche  
Wächtn der Holzniel für die Streitart.

„Du, mein liebes, treues Deutschland,  
Du wirst auch den Kahn gebären,  
Der die Schlange meiner Qualen  
Niedertrümmert mit der Streitart.“<sup>1)</sup>

## 13.

Lebensfahrt.<sup>2)</sup>

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln  
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln  
Den lustigen Kahn. Ich jaß darin  
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,  
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,  
Sie gingen unter, im Baterland;  
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,  
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen  
Die fremden Fluten mich hin und her —  
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und Das ist wieder ein Singen und Lachen —  
Es pfeift der Wind, die Blanken krachen —  
Am Himmel erlischt der letzte Stern —  
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

1) In der ursprünglichen Fassung schloß statt der drei letzten die folgende Strophe das Gedicht ab:

„Schlechte Schenke, schlechter Gastwirt,  
Wir bezahlen dir die Reise!  
Meiner Heimat schwärze Geier  
Horsten hoch und drüten Rache.“

2) In das Album des dänischen Dichters H. C. Andersen geschrieben, als dieser 1848 Heine in Paris besuchte. Bald darauf in den von Th. v. Hobbe redigierten „Humoristischen Blättern“, 1848, Nr. 22 abgedruckt.

## 14.

Das neue israelitische Hospital zu Hamburg.<sup>1)</sup>

Ein Hospital für arme, kranke Juden,  
Für Menschenfinder, welche dreifach elend,  
Behaftet mit den bös'en drei Gebreken,  
Mit Armut, Körperschmerz und Judentume!

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,  
Das tausendjährige Familienübel,  
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,  
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen  
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate  
Der Chirurgie, noch all die Arzneien,  
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen  
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater  
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel  
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen  
Wir preisen jenes Herz, das klug und lieblich  
Zu lindern suchte, was der Kindrung fähig,  
Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der teure Mann! Er baute hier ein Obdach  
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste  
Des Arztes (oder auch des Todes!), sorgte  
Für Polster, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich;  
Für gute Werke gab er hin den Taglohn  
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich  
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende  
Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,  
Die kostbar schöne Thräne, die er weinte  
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

1) Dieses Krankenhaus wurde durch die Munificenz Salomon Heines 1842 errichtet.

## 15.

An Georg Herwegh.<sup>1)</sup>

Herwegh, du eiserne Lerche,  
Mit klirrendem Jubel steigst du empor  
Zum heiligen Sonnenlichte!  
Ward wirklich der Winter zu nichte?  
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,  
Weil du so himmelhoch dich schwingst,  
Hast du die Erde aus dem Gesichte  
Verloren — Nur in deinem Gedichte  
Lebt jener Lenz, den du besingst.

## 16.

An Denselben.<sup>2)</sup>

Bei seiner Ausweisung aus Preußen.

Mein Deutschland trank sich einen Bopf,  
Und du, du glaubtest den Toasten!  
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf  
Und seinen schwarz-rot-goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,  
Mein teurer Freund, du warst betroffen —  
Das Volk, wie kahzenjämmerlich,  
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,  
Und faule Äpfel statt der Kränze —  
An jeder Seite ein Gendarm,  
Erreichst endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmut ergreift  
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,  
Die wie das Zebra sind gestreift,  
Und Seufzer dringen aus der Seele:

1) Zuerst in der von A. Stroblmann redigierten Zeitschrift „Orion“ 1863 I. 1. abgedruckt.

2) In Kobbe's „Humanistischen Blättern“, 1844, Nr. 21 mit dem Motto: „Sie, geben Sie Gedankenfreiheit!“ abgedruckt. — Herwegh wurde im Dezember 1842 wegen eines Briefes aus Preußen ausgewiesen, den er an den König Friedrich Wilhelm IV von Königgrätz aus geschrieben hatte.

„Aranjuez, in deinem Sand,  
Wie schnell die schönen Tage schwanden,  
Wo ich vor König Philipp stand  
Und seinen uckermärk'schen Granden !

„Er hat mir Beifall zugenickt,  
Als ich gespielt den Marquis Posá;  
In Versen hab' ich ihn entzückt,  
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa.“

## 17.

Die Tendenz. <sup>1)</sup>

Deutscher Sänger! sing und preise  
Deutsche Freiheit, daß dein Lied  
Unsrer Seelen sich bemeistre  
Und zu Thaten uns begeistre,  
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,  
Welcher nur für Lotten glüht —  
Was die Glocke hat geschlagen,  
Sollst du deinem Volke sagen,  
Rede Dolche, rede Schwerter !

Sei nicht mehr die weiche Flöte,  
Das idyllische Gemüt —  
Sei des Vaterlands Posaune,  
Sei Kanone, sei Kartaune,  
Blase, schmettre, donnre, tödte !

Blase, schmettre, donnre täglich,  
Bis der letzte Dränger flieht —  
Singe nur in dieser Richtung,  
Über halte deine Dichtung  
Nur so allgemein als möglich.

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1842, Nr. 19. Dieses und die beiden folgenden, in derselben Nummer veröffentlichten Gedichte trugen den Vermerk: „Geschrieben zu Paris im Januar 1842.“

## Das Kind.

Den Frommen schenkt's der Herr im Traum,  
Weißt nicht, wie dir geschah!  
Du kriegst ein Kind und merbst es kaum,  
Jungfrau Germania.

Es windet sich ein Büblein  
Von deiner Nabelschnur,  
Es wird ein hübscher Schütze sein,  
Als wie der Gott Amur.

Trifft einst in höchster Luft den Nar,  
Und stößt' er noch so stolz,  
Den doppelföpfigen sogar  
Erreicht sein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid',  
Nicht wie der Liebesgott,  
Soll er sich ohne Hof' und Kleid  
Zeigen als Sanskülott.

Bei uns zu Land die Witterung,  
Moral und Polizei  
Gebieten streng, daß Alt und Jung  
Leiblich bekleidet sei.

## Verheizung.

Nicht mehr barfuß sollst du traben,  
Deutsche Freiheit, durch die Sumpfe,  
Endlich kommst du auf die Strümpfe,  
Und auch Stiefeln sollst du haben!

Auf dem Haupte sollst du tragen  
Eine warme Budelmütze,  
Dafß sie dir die Ohren schütze  
In den kalten Wintertagen.

Du bekommst sogar zu essen —  
 Eine große Zukunft naht dir! —  
 Laß dich nur vom welschen Satyr  
 Nicht verlocken zu Erzessen!

Werde nur nicht dreist und dreister!  
 Seß nicht den Respekt bei Seiten  
 Vor den hohen Obrigkeiten  
 Und dem Herren Bürgermeister!

20.

## Der Wechselbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,  
 Hellblondem Schnurrbart, greisem Kopf,  
 Mit spinnig langen, doch starken Ärmchen,  
 Mit Riesenmagen, doch kurzen Gedärmen, —  
 Ein Wechselbalg, den ein Körporal,  
 Anstatt des Säuglings, den er stahl,  
 Heimlich gelegt in unsre Wiege, —  
 Die Mißgeburt, die mit der Lüge,  
 Mit seinem geliebten Windspiel vielleicht,  
 Der alte Sodomiter gezeugt, —  
 Nicht brauch' ich das Ungetüm zu nennen, —  
 Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!

21.

Der Kaiser von China.<sup>1)</sup>

Mein Vater war ein trockner Taps,  
 Ein nüchterner Duckmäuser;  
 Ich aber trinke meinen Schnaps,  
 Ich bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Zaubertrank! Ich hab's  
 Entdeckt in meinem Gemüte:  
 Sobald ich getrunken meinen Schnaps,  
 Steht China ganz in Blüte.

1) Aus der „Pariser deutschen Zeitung,“ 1842.

Das Reich der Mitte verwandelt sich dann  
In einen Blumenanger,  
Ich selber werde fast ein Mann,  
Und meine Frau wird schwanger.

Überall ist Überflüß,  
Und es gesunden die Kranken;  
Mein Hofweltweiser Konfuzius  
Bekommt die klarsten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats  
Wird Mandelkuchen — o Freude!  
Und alle Lumpen meines Staats  
Spazieren in Samt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,  
Die invaliden Köpfe,  
Gewinnen wieder Jugendkraft  
Und schütten ihre Köpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort  
Des Glaubens, ist fertig geworden;  
Die letzten Juden taufen sich dort  
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es schwindet der Geist der Revolution  
Und es rufen die edelsten Mantschu:  
„Wir wollen keine Konstitution,  
Wir wollen den Stock, den Kantschu!“

Wohl haben die Schüler Nestkaps  
Das Trinken mir widerraten,  
Ich aber trinke meinen Schnaps  
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!  
Das schmeckt wie lauter Manna!  
Mein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps,  
Und jubelt: Hosanna!

## 22.

Der neue Alexander.<sup>1)</sup>

## I.

Es ist ein König in Thule, der trinkt  
Champagner, es geht ihm nichts drüber;  
Und wenn er seinen Champagner trinkt,  
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter siken um ihn her,  
Die ganze historische Schule;  
Ihm aber wird die Zunge schwer,  
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,  
Mit seinem kleinen Haufen  
Erobert hatte die ganze Welt,  
Da gab er sich ans Saufen.

„Ihn hatten so durstig gemacht der Krieg  
Und die Schlachten, die er geschlagen;  
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,  
Er konnte nicht viel vertragen.

„Ich aber bin ein stärkerer Mann  
Und habe mich klüger besonnen:  
Wie jener endete, fang' ich an,  
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

„Im Rausche wird der Heldenzug  
Mir später weit besser gelingen;  
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,  
Die ganze Welt bezwingen.

## II.

Da sitzt er und schwätzt mit lallender Zung',  
Der neue Alexander;  
Den Plan der Weltoberung,  
Den setzt er auseinander:

1) Aus der von Ch. L. Bernays in Paris herausgegebenen Zeitschrift „Vorwärts“, 1846.  
Seine. I.

„Wothingen und Elsaß, das weiß ich längst,  
Die fallen uns zu von selber;  
Der Stute folgt am End' der Hengst,  
Es folgen der Kuh die Kälber.

„Mich lockt die Champagne, das bessre Land,  
Wo jene Reben sprießen,  
Die lieblich erleuchten unsren Verstand  
Und uns das Leben versüßen.

„Hier soll sich erproben mein Kriegesmut,  
Hier soll der Feldzug beginnen;  
Es knallen die Ppropfen, das weiße Blut  
Wird aus den Flaschen rinnen.

„Hier wird mein junges Heldenhum  
Bis zu den Sternen moussieren!  
Ich aber verfolge meinen Ruhm,  
Ich will auf Paris marschieren.

„Dort vor der Barrière mach' ich Halt,  
Denn vor den Barrière-Pforten,  
Da wird kein Octroi bezahlt  
Für Wein von allen Sorten.“

### III.<sup>1)</sup>

„Mein Lehrer, mein Aristoteles,  
Der war zuerst ein Pfäffchen  
Von der französischen Kolonie,  
Und trug ein weißes Boffchen.

„Er hat nachher, als Philosoph,  
Vermittelt die Extreme,  
Und leider Gottes hat er mich  
Erzogen nach seinem Systeme.

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,  
Das weder Fleisch noch Fisch ist,  
Das von den Extremen unserer Zeit  
Ein närrisches Gemisch ist.

1) Aus dem Nachlaß.

„Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,  
Nicht dummkopf und nicht gescheute,  
Und wenn ich gestern vorwärts ging,  
So geh' ich rückwärts heute;

„Ein aufgeklärter Obsturant,  
Und weder Hengst noch Stute,  
Ja, ich begeiste mich zugleich  
Für Sophokles und die Knute.

„Herr Jesus ist meine Zuversicht,  
Doch auch den Bacchus nehme  
Ich mir zum Trostter, vermittelnd stets  
Die beiden Götter - Extreme.

## 23.

Lobgesänge auf König Ludwig.<sup>1)</sup>

## I.

Das ist Herr Ludwig von Bayerland,  
Desgleichen giebt es wenig';  
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm  
Den angestammelten König.

Er liebt die Kunst, und die schönsten Frauen  
Die lässt er porträtiieren;  
Er geht in diesem gemalten Serail  
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Bei Regensburg lässt er erbaun  
Eine marmorne Schädelstätte,  
Und er hat höchstselbst für jeden Kopf  
Befertigt die Etikette.

„Walhalla-Genossen,“ ein Meisterwerk,  
Worin er jedweden Mannes.

1) Aus den von Arnold Ruge und Karl Marx in Paris herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern,“ 1844, I. — Ludwig I. hat auch ein Werk in Prosa „Walhalla-Genossen“, 1843 verfaßt.

Berdienste, Charakter und Thaten gerühmt,  
Von Teut bis Schinderhannes.

Nur Luther, der Dickkopf, fehlt in Walhall,  
Und es feiert ihn nicht der Walhall-Wisch,  
In Naturaliensammlungen fehlt  
Oft unter den Fischen der Walfisch.

Herr Ludwig ist ein großer Poet,  
Und singt er, so stürzt Apollo  
Vor ihm auf die Knie und bittet und fleht:  
„Halt ein! ich werde sonst toll, o!“

Herr Ludwig ist ein mutiger Held,  
Wie Otto, das Kind, sein Söhnchen;  
Der kriegte den Durchfall zu Athen,  
Und hat dort besudelt sein Thronchen.

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert  
Zu Rom ihn der heilige Vater —  
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht  
Wie Manschetten für unseren Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs  
Zum Christentum sich bekehren,  
Sie werden gewiß Sankt Ludewig  
Als Schutzpatron verehren.

## II.

Herr Ludewig von Bahrerland  
Sprach seufzend zu sich selber:  
„Der Sommer weicht, der Winter naht,  
Das Laub wird immer gelber.

„Der Schelling und der Cornelius,  
Sie mögen von dannen wandern:  
Dem einen erlosch im Kopf die Vernunft,  
Die Phantasie dem andern.

„Doch daß man aus meiner Krone stahl  
Die beste Perle, daß man

Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,  
Das Menschenjuwel, den Maßmann — <sup>1)</sup>

„Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,  
Das hat mir die Seele zerstört:  
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst  
Den höchsten Pfahl erklert.

„Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,  
Nicht mehr die platte Nase;  
Er schlug wie ein Budel frisch=frömm=fröhlich=frei  
Die Burzelbäume im Grase.

„Nur Altdeutsch verstand er, der Patriot,  
Nur Jakob=Grimmisch und Geunisch; <sup>2)</sup>  
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,  
Griechisch zumal und Lateinischt.

„Er hat, ein vaterländisch Gemüt,  
Nur Eichelfoffee getrunken,  
Franzosen fraß er und Limburger Käſ,  
Nach letztern hat er gestunkten.

„O, Schwager! gib mir den Maßmann zurück!  
Denn unter den Gesichtern  
Ist sein Gesicht, was ich selber bin  
Als Dichter unter den Dichtern.

„O Schwager! behalt den Cornelius,  
Auch Schelling, (daß du den Rückert  
Behalten kannst, versteht sich von selbst) —  
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

„O, Schwager! begnige dich mit dem Ruhm,  
Daß du mich verdunkelt heute;  
Ich, der in Deutschland der erste war,  
Ich bin nur noch der zweite“ . . .

1) J. F. Maßmann (1797—1874), der lange Zeit die Zielscheibe des Spottes für Heine bildete, war ursprünglich Turnlehrer. Dann wurde er (trotz Lachmanns Widerspruch) Professor an der Berliner Universität. Als Sprachforscher hat er sich durch Herausgabe älterer deutscher Litteraturdenkmäler Verdienste erworben. Seine eigene dichterische Thätigkeit war weniger bedeutend. — Schelling, Cornelius und Rückert wurden von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen.

2) August Geune (1778—1858) war auch ein namhafter Germanist; er übersetzte das „Nibelungenlied.“

## III.

Zu München in der Schloßkapell'  
Steht eine schöne Madonne;  
Sie trägt in den Armen ihr Jesulein,  
Der Welt und des Himmels Wonne.

Als Ludewig von Bayerland  
Das Heiligenbild erblicket,  
Da kniete er nieder andachtsvoll  
Und stotterte selig verzückt:

„Maria, Himmelskönigin,  
Du Fürstin sonder Mängel!  
Aus Heil'gen besteht dein Hofgesind  
Und deine Diener sind Engel.

„Geflügelte Pagen warten dir auf,  
Sie schlecken dir Blumen und Bänder  
Ius goldene Haar, sie tragen dir nach  
Die Schleppen deiner Gewänder.

„Maria, reiner Morgenstern,  
Du Lilje sonder Makel,  
Du hast so manches Wunder gethan,  
So manches fromme Mirakel —

„O, laß aus deiner Gnaden Vorn  
Auch mir ein Tröpflein gleiten!  
Gieb mir ein Beichen deiner Hulb,  
Der hochgebenedeiten!“ —

Die Mutter Gottes bewegt sich alsbald,  
Sichtbar bewegt sich ihr Mündchen,  
Sie schüttelt ungeduldig das Haupt  
Und spricht zu ihrem Kindchen:

„Es ist ein Glück, daß ich auf dem Arm  
Dich trage und nicht mehr im Bauche,  
Ein Glück, daß ich vor dem Verfeln  
Mich nicht mehr zu fürchten brauche.

„Hätt' ich in meiner Schwangerschaft  
Erblückt den häßlichen Thoren,  
Ich hätte gewiß einen Wechselbalg  
Statt eines Gottes geboren.“

24.

Kirchenrat Prometheus.<sup>1)</sup>

Ritter Paulus, edler Räuber,  
Mit gerunzelt düstren Stirnen  
Schaun die Götter auf dich nieder,  
Dich bedroht das höchste Zürnen.

Ob dem Raube, ob dem Diebstahl,  
Den du im Olymp begangen —  
Fürchte des Prometheus Schicksal,  
Wenn dich Jovis Häscher fangen!

Freilich, jener stahl noch Schlimmres,  
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,  
Um die Menschheit zu erleuchten —  
Du, du stahleßt Schellings Heste.

Zust das Gegenteil des Lichtes,  
Finsternis, die man betastet,  
Die man greifen kann wie jene,  
Die Ägypten einst belastet.

25.

An den Nachtwächter.<sup>2)</sup>

(Bei späterer Gelegenheit.)

Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,  
So magst du treiben jedwedes Spiel;  
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,  
Und sollt' ich dich auch Herr Hofrat nennen.

1) Bezieht sich auf den Heidelberger Kirchenrat H. C. G. Paulus (1761—1851), der in den vierziger Jahren sich an den politischen und theologischen Zeiträgen eifrig beteiligte. Paulus hatte die Vorlesungen Schellings über „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“ nachgeschrieben und ohne die Genehmigung Schellings 1843 herausgegeben. Daher der Vergleich mit Prometheus, der den Göttern das himmlische Feuer gestohlen.

2) An Franz Dingelstedt, der in Stuttgart als Legationsrat und Bibliothekar des Königs von Württemberg heftigen Angriffen der Demokraten ausgesetzt war, die ihm auch seine Teilnahme an den ästhetischen Kränzchen der damals so einflußreichen Schauspielerin, Fräulein von Stubenrauch, abnahmen.

Sie machen jetzt ein großes Gedöre!  
Vor weger deiner Verhörmüter,  
Vom Seinestrand bis an die Elbe  
Hört' ich jetzt Wunder, immer daselbst:

Die Kordurrisbeine hätten sich  
Ihr Kuckurrisbeine verändert — E. wurd.  
Stehest du wirklich auf schwäbischen Felsen?  
Augelst du wirklich mit furchtlichen Felsen?

Vielleicht bist du müde und sehnt dich nach Schluß.  
Du hast die Nacht hindurch in Kett  
Gehlaufen, jetzt hängt du doch fest an den Nagel:  
„Mag unten, wer will, für den deutlichen Sonnengang!“

Du legst dich zu Bett und schließen zu  
Die Augen, doch läßt man dich nicht im Ruh.  
Vor deinem Fenster wotten die Schreier:  
„Brutus, du schlafst? Nach auf, Befreier!“

Ach! so ein Schreier weiß nicht, warum  
Der beste Nachtwächter wird endlich rümm.  
Es ahnet nicht ein so junger Maulheld,  
Warum der Mensch am End' das Maul hält.

Du fragst mich, wie es uns hier ergeht?  
Hier ist es still, kein Windchen weht,  
Die Wetterfahnen sind sehr verlegen,  
Sie wissen nicht, wohin sich bewegen . . .

## 26.

## Zur Beruhigung.

Wir schlafen ganz wie Brutus schlief,  
Doch jener erwachte und bohrte tief  
In Cäsars Brust das kalte Messer!  
Die Römer waren Thyrannenfresser.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.  
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,  
Ein jedes Volk hat seine Größe!  
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemütlich und brav,  
Wir schlafen gesunden Pflanzen schlaf,  
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürfsten,  
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,  
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz!  
Im Land der Eichen und der Linden  
Wird niemals sich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',  
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,  
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen;  
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechs und dreißig Herrn,  
(Ist nicht zu viel!) und einen Stern  
Trägt jeder schügend auf seinem Herzen,  
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland  
Benennen wir dasjenige Land,  
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;  
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,  
Ziehn wir den Hut mit Pietät;  
Deutschland, die fromme Kinderstube,  
Ist keine römische Mördergrube.

## 27.

Verkehrte Welt. <sup>1)</sup>

Das ist ja die verkehrte Welt,  
Wir gehen auf den Köpfen!  
Die Jäger werden duzendweis  
Erschossen von den Schneppen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,  
Auf Menschen reiten die Gäule;

1) „Pariser deutsche Zeitung,“ 1843. Ebenda auch das folgende Gedicht.

Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts  
Kämpft die katholische Eule.

Der Häring wird ein Sanskülott,  
Die Wahrheit sagt uns Bettine,  
Und ein gestiefelter Kater bringt  
Den Sophokles auf die Bühne.<sup>1)</sup>

Ein Affe lässt ein Pantheon  
Erbauen für deutsche Helden.  
Der Maßmann hat sich jüngst gekämmt,  
Wie deutsche Blätter melden.

Germanische Bären glauben nicht mehr,  
Und werden Atheisten;  
Jedoch die französischen Papageien,  
Die werden gute Christen.

Im uckermärk'schen Moniteur  
Hat man's am tollsten getrieben:  
Ein Toter hat dem Lebenden dort  
Die schnödeste Grabschrift geschrieben.<sup>2)</sup>

Laßt uns nicht schwimmen gegen den Strom,  
Ihr Brüder! Es hilft uns wenig!  
Laßt uns besteigen den Templower Berg  
Und rufen: „Es lebe der König!“

## 28.

## Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen  
Von den Augen? Merbst du ißt,  
Dß man dir die besten Suppen  
Vor dem Munde wegstibitzt?

1) Eine Anspielung auf Willibald Alexis (G. W. h. Häring), der als patriotischer Romanistiker begoren und dessen „Wiener Bilder“ später in Preußen wegen ihrer liberalen Tendenz verboten wurden. — Zur selben Zeit erschien von Bettina v. Arnim, deren Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ sich zum Teil als ein Werk der Phantasie herausgestellt hatte, die politische Schrift: „Dies Buch gehört dem König“ (Berlin 1843). — Ludwig Tieck, der Dichter des „Gestiefelten Kater“, wurde 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen und brachte dort die „Antigone“ des Sophokles auf die Bühne.

2) Wahrscheinlich auf den Ausweisungsbefehl gegen Herwegh bezüglich.

Als Ersatz ward dir versprochen  
Reinverklärte Himmelsfraud'  
Droben, wo die Engel kochen  
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer  
Oder stärker dein App'tit?  
Du ergreifst den Lebensbecher  
Und du singst ein Heldenlied!

Michel! fürchte nichts und labe  
Schon hienieden deinen Wanst,  
Später liegen wir im Grabe,  
Wo du still verdauen kannst.

## 29.

Deutschland.<sup>1)</sup>

Deutschland ist noch kleines Kind,  
Doch die Sonne ist seine Amme,  
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,  
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell  
Und kocht das Blut in den Adern.  
Ihr Nachbarskinder, hütet euch  
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Er ist ein täppisches Rietelein,  
Reißt aus dem Boden die Eiche,  
Und schlägt euch damit den Rücken wund  
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,  
Bon dem wir singen und sagen;  
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,  
Den Aumboß entzwei geschlagen!

1) „Zeitung für die elegante Welt,” 1842, Nr. 11. „Geschrieben im Sommer 1840.“

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein,  
Und töten den häßlichen Drachen,  
Heiça! wie freudig vom Himmel herab  
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hört,  
Die Reichskleinodien besitzen.  
Heiça! wie wird auf deinem Haupt  
Die goldene Krone blitzen!

## 30.

## Wartet nur!

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,  
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnte?  
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze  
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grauenhaft bewähren,  
Wenn einst erscheint der rechte Tag;  
Dann sollt ihr meine Stimme hören,  
Das Donnerwort, den Wetterenschlag.

Gar manche Eiche wird zerplatzen  
An jenem Tag der wilde Sturm,  
Gar mancher Ballast wird erzittern  
Und stürzen mancher Kirchturm!

## 31.

Nachgedanken.<sup>1)</sup>

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,  
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!  
Seit ich die Mutter nicht gesehn,

1) „Zeitung für die elegante Welt“, 1843, Nr. 82.

Zwölf Jahre sind schon hingegangen;  
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.  
Die alte Frau hat mich behext.  
Ich denke immer an die alte,  
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,  
Und in den Briefen, die sie schrieb,  
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,  
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.  
Zwölf lange Jahre floßen hin,  
Zwölf lange Jahre sind verflossen,  
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,  
Es ist ein ferngesundes Land!  
Mit seinen Eichen, seinen Linden  
Werd' ich es immer wieder finden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,  
Wenn nicht die Mutter dorten wär';  
Das Vaterland wird nie verderben,  
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',  
So viele sanken dort ins Grab,  
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,  
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl  
Schwillt immer höher meine Sorgen;  
Mir ist, als wälzten sich die Leichen  
Auf meine Brust — Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht  
Französisch heitres Tageslicht;  
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,  
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

## 32.

Die Weber.<sup>1)</sup>

Im düstern Auge keine Thräne,  
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:  
„Deutschland, wir weben dein Leichtentuch,  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —  
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gözen, zu dem wir gebeten  
In Winterskälte und Hungersnöten:  
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,  
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —  
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,  
Den unser Elend nicht konnte erweichen,  
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,  
Und uns wie Hunde erschießen läßt —  
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,  
Wo nur gediehen Schmach und Schande,  
Wo jede Blume früh geknickt,  
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquict —  
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,  
Wir weben emsig Tag und Nacht —  
Altdeutschland, wir weben dein Leichtentuch,  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.  
Wir weben, wir weben!“

## 33.

Unsere Marine.<sup>2)</sup>

(Nautisches Gedicht.)

Wir träumten von einer Flotte jüngst,  
Und segelten schon vergnüglich

1) Aus dem von H. Püttmann herausgegebenen „Album, Originalpoesien“, 1847. Veranlaßung zu dem Gedicht gab die große Not unter den schlesischen Weibern im Jahre 1844, die in den Berggöldern Peterswalde und Langenbielau am 4. und 5. Juli jenes Jahres zu einem Aufstand führte.

2) „Vorwärts“, Paris 1848. Das nationale Gefühl, welches die Schleswig-Holsteiner damals in ihrem Kampf gegen die Dänen eifrig unterstützte, ersehnte besonders heiß eine

Hinaus aufs balkenlose Meer,  
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unsren Fregatten schon  
Die stolzesten Namen gegeben;  
Pruz hieß die eine, die andre hieß  
Hoffmann von Fallersleben.

Da schwamm der Kutter Freiligrath,  
Darauf als Puppe die Büste  
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond  
(Verstikt sich, ein schwarzer!) grüßte.

Da kamen geschwommen ein Gustav Schwab,  
Ein Pfizer, eine Kölle, ein Mayer;!<sup>1)</sup>  
Auf jedem stand ein Schwabengegesicht  
Mit einer hölzernen Leier.

Da schwamm die Birch-Pfeiffer, eine Brigg,  
Sie trug am Fockmast das Wappen  
Der deutschen Admiralität  
Auf schwarz=rot=goldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugsprior und Raan  
Und trugen uns wie Matrosen,  
Die Jacke kurz, der Hut beteert,  
Und weite Schifferhosen.

Gar mancher, der früher nur Thee genoß  
Als wohlerzogener Ehmann,  
Der soff jetzt Rum und kaut Tabak,  
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank ist mancher geworden sogar,  
Und auf dem Fallersleben,  
Dem alten Brander, hat mancher sich  
Gemütlich übergeben.

deutsche Kriegsflotte zum Schutze des Vaterlandes gegen feindliche Angriffe in der Ost- und Nordsee. Die patriotischen Bemühungen wurden nach dieser Richtung bis zum Jahre 1852 fortgelebt.

1) Die Dichter der schwäbischen Schule, zu der außer Gustav Schwab und Gustav Pfizer auch Karl Mayer (1786) und Fr. v. Kölle (1781—1848) gehörten.

Wir müssen u. thun, wir haben mit  
Sich die Seele nicht getrennt —  
Von de die Menschenmeine sind,  
Mit Euren und Euren getrennt.

Wir haben und haben in beständiger Seele  
Die unsichtbarer Freude  
Wir haben und haben der Lüger der Söhne,  
Und haben getrennt geworden:

„Die Seele ist und. Sie ist es am Ende,  
Zu überreden und missiger Seele!“  
Der Schmiede ist kommt nicht  
Zurief und drohte Stelle.“



## Varianten.

G. bedeutet die „Gedichte“, B. d. L. das „Buch der Lieder“, S. den „Salon“, N. den „Nachlaß“ und M. das „Originalmanuskript des Dichters“.

<p>§. 8.</p> <p>8. 20. Holdes Gewähren.</p> <p>8. 27. der Küsse.</p> <p>15. 1. Minneglühn</p> <p>6. ist auch</p> <p>7. Glüterfüllt</p> <p>11. Und grüße mir's,</p> <p>13. Ein langer Traum, gar fürchterlich</p> <p>Und wundersam, erschreckte mich.</p> <p>16. Und stürmt und wogt im Busen wild.</p> <p>16. 1. Es war</p> <p>Da war B. d. L.</p> <p>2. traulich.</p> <p>3. Biel' Blümlein meine Au- gen sahn,</p> <p>6. Gar muntre</p> <p>7. Von Goldglanz schien die Sonn' umstrahlt,</p> <p>Bon Goldglanz war die Sonn' umstrahlt, G.</p> <p>Die Sonne war von Gold umstrahlt, B. d. L.</p> <p>8. Die Blümchen</p> <p>Die Blümlein G.</p> <p>9. Süß</p> <p>13. Und mitten</p> <p>14. Marmorbronnen</p> <p>17. Die Wangen bleich</p> <p>18. Ein wundersames Him- melsbild!</p> <p>22. Die schöne Maid beeilt sich sehr,</p> <p>Sie summt ein seltsam Lied- chen her:</p> <p>24. Wasche, wasche Hemde rein!"</p> <p>25. Ich kam und näh'zte mich zu ihr,</p> <p>Ich kam und nahete mich ihr, G.</p>	<p>§. 8.</p> <p>16. 26. Und lispelte</p> <p>28. Du wonnevolle, schöne Maid, Wem höret dieses weiße Kleid?</p> <p>32. Und wie sie dies gesprochen dar, Auf einmal Alles schwunden war. —</p> <p>34. Unstarre mich ein wilder Wald;</p> <p>Gar schauerlich war's drin und falt.</p> <p>Wie fortgezaubert G.</p> <p>Schnell fortgezaubert B.d.L.</p> <p>17. 2. und staunt'</p> <p>3. Vernehme dumpfen Wi- derhall,</p> <p>10. Und sieh! die Maid ich wieder schaut', Die emsig in den Eichstamm haut.</p> <p>15. Ich kam und näh'zte mich zu ihr</p> <p>Ich kam und nahete mich ihr, G.</p> <p>16. Und lispelte:</p> <p>17. Du wonnevolle Magdelein,</p> <p>20. Ich zimmre dir den</p> <p>22. Und wie sie dies gesprochen dar, Auf einmal Alles schwunden war. —</p> <p>26. schauernd</p> <p>29. Ich eil' herzu</p> <p>32. Grub in die Erd'</p> <p>34. So milb und schön und doch voll Graun</p> <p>18. 2. Die schöne Maid beeilt sich sehr,</p> <p>Sie summt ein seltsam Lied- chen her:</p>
---	--

§. 3.

18. 5. Ich kam und näh'erte mich  
zu ihr,  
Ich kam und nahete mich ihr 6.  
6. Und lispelte  
7. Du wonnenvolle, schöne Maid,  
9. „Bereit dich hab,  
„Sei still, mein Knab! G.  
10. Ich schauste dir dein eignes  
Grab,  
Ich schauste dir ein kühles  
Grab, B. d. L.  
11. Die Wundermaid,  
13. Und da ich  
14 Schauder  
15. Mitternacht  
19. 8. recht stuzig und recht truzig.  
17. und zischt  
20. Mein Blut ist toll, die  
Flamme wild,  
Weil zu mir kam ein Traum-  
gebild;  
25. Wo Fackelglanz und Har-  
fenbraus;  
Viel dumpfe Stimmen schol-  
len drein;  
30. Gar vornehm saß der  
Bräut'gam da —  
O weh, mein Lieb als  
Braut ich sah.  
32. Es war mein eignes Lieb-  
chen saß  
Die dort ein Mann sein  
Bräutchen hieß;  
20. 6. Der Bräut'gam oft gar järt-  
lich blickt,  
Die Braut erwiedert's hold,  
und nicht.  
20. 25. Zwei leise Wörtlein  
30. Da kam zu mir mit Bau-  
berpracht  
Die lang ersehnte Liebste  
mein,  
Und goß mir Glut ins  
Herz hinein.  
21. 2. Und wie ich schau', erglüh'  
ich wild,  
Und wie ich schau', sie lächelt  
mild,

§. 3.

21. 6. Nimm sie, nimm Alles, was  
da mein,  
Mein Liebtestes will ich gern  
dir weih'n,  
12. So gieb  
23. Wohl in den tiefsten Seelen-  
raum;  
26. Die glänzten hell im Rosen-  
schein;  
22. 2. Wie'n Rehlein süß um-  
schlingt sie mich,  
Doch weint sie auch recht  
bitterlich.  
6. Gieb her, feins Lieb, nur  
Minneglut!"  
7. Minneglut  
10. seinen Schlund.  
12. Und aus dem Abgrund,  
schwarz und graus,  
Steigt wild die schwarze  
Schar heraus.  
26. ei! habt ihr  
23. 3. Du herzlieb  
4. treibet  
7. mein zott'ger  
13. Ich seire gar G.  
18. warum kommt  
19. Alt Besenstielmütterchen  
wandelt dort schon,  
22. alt Mütterchen  
24. hintendrein.  
25. buntschedichter  
27. Da tanzen zwölf Kloster-  
jungfrauen  
29. Da folgen  
24. 3. mit Heuschreckenbeiu  
15. Pferdefüßen  
16. Hochwürden  
17. stumm und bleich?  
24. Ich hiebt  
25. umspielten  
27. pochten  
28. schwebten  
29. schwammen  
32. Doch über den Häuptern viel  
Grausen sich regt,  
Da hatte die Hölle die Hand  
gelegt.

<p>5. 3. 25. 6. alt Mütterchen 28. Und umschweben G. 26. 19. soll 33. Und hat mir's Herz Und hat mir ins Herz G. 27. 12. In des Herren 28. Und spielte im 28. 3. nun behende — 7. Professor 8. Er schwäzte, und ich schließ oft gut dabei ein; 9. Doch hätt's mir behaget noch tausendmal besser Doch hätt' ich geschlaßen noch tausendmal besser G. 11. Sie hatt' 17. Smollis 26. Dienergetroß. G. 30. Da hör' ich's 32. Die Edelgestein'. 29. 4. lichten 9. Da schnarrt' es 20. umarmte 35. Vom Kirchturm scholl jetzt „Eins“ herab, 30. 28. in 31. 19. mir stachelt 24. „Zwölf Myrtenblätter, Heinrich, Leg' ich auf deine Wund‘; Das Herz wird nicht mehr bluten, Das Herz wird dir gesund.“ 28. warst 30. Auf deine Kopfwund‘, Heinrich, Leg' ich dir meine Hand, 32. „Und kühl“ der Wunde Brand.“ 32. 17. Und auf mein Kuhbett sich legt 20. Wie hebt, wie pocht mein Herz vor Lust, Und zuckt und brennet heiß? 29. schauernd 33. 2. bald 20. gefolzt?</p>	<p>5. 3. 33. 24. Und pressen an glühender Brust! Nur einmal die Lippen und Wangen Berücken mit Wahnsinn- lust! G. Nur einmal die Lippen und Wangen Küssen mit sel'gem Schmerz. 26. liebvolles B. d. L. 28. finstern 30. grausiglich. 35. 2. Statt Verdienste zählt man Ahnen, Und den Mann macht nur das Kleid, Und ic. M. 22. unsren Beeten 24. starrem Fels 36. 22. Nur 40. 1. Dann dünl' ich mich 2. Und frag': ob 3. scheiden thu 5. Dann geht das Herz mir wieder zu 16. Nach wenigen Stunden 18. Du altes Herz, was pocht du so sehr? 26. bößlich 41. 4. luft'ger 6. thät' 10. goldne 14. niemand 20. schon lang 22. endlich 42. 31. ich muß dich meiden, — 43. 32. Jahrelang ja 45. 9. Mit Myrten und Rosen, lieblich und holb, Mit duft'gen Cypressen und Flittergold Möcht' ich zieren dies Buch wie 'nen Totenschrein, 16. Wie ein Lavastrom dem Gulberg entquillt, 26. Süß Lieb im fernen Nor- derland.</p>
---	--

52. 20. Glühend nur in deinen  
Glüten.  
22. Reich an wunderamer  
28. umfaltet [Gnade,  
53. 3. holden  
6. „Nimm hin, mein Knäblein,  
den Erdenlohn!“  
54. 23. E' sind zwei Brüder,  
55. 8. Grausig Blendwerk schlei-  
28. geht [het Nachts.  
30. betrübet  
58. 12. Schildwacht  
30. So eile nicht so sehr.  
59. 15. Hüll ein dich im  
16. Spiel sein auf den  
22. Hast beschlossen  
60. 17. „Don Ramiro, Ueberwinder  
Vieler tauend Mörderritter!  
20. Komm auf meine Hochzeit,  
Lieber!“  
63. 18. Blikt Ramiro an  
19. Und umschlingt sie mit den  
Worten:  
21. wilde  
64 12. Wie als Echo schallen heiser  
Don Ramiros graus'e Worte:  
14. Lustig fiedelen die Geiger;  
19. Immer schnarret hohl die  
Antwort:  
65. 11. Immer sitzend neben Bräut'-  
66. 19. Dies [gam,  
26. Eine leuchtende Flammen-  
schrift, und schwand  
32. Zu deuten die Schrift an  
Saalewand.  
67. 4. herrliches  
12. Mit des Sieges Mhrtens-  
tron'.  
13. die da  
15. Aber Minnesänger  
20. Und wenn dort am besten  
dringen  
Liebes Blutström' aus der  
Brust,  
Der wird's beste Lob er-  
ringen,  
Und sein Weh giebt Andern  
Lust.

68. 10. Abdul's Sehnen  
14. Blut nur aus der Herzense-  
19. erhub [wunde.  
24. Alltäglich  
29. lag  
69. 2. Geliebte  
13. Ich stand am Maßbaum  
angelehnt,  
16. Mein Schiffchen  
23. breche nicht,  
70. 3. Da sieht er ein Mägdlein  
von hold'er Gestalt,  
Er sieht eines Mägdeins  
holde Gestalt, G,  
5. sprach:  
71. 1. von fern  
3. sprach:  
13. Biel' eigne  
17. spöttischen  
72. 2. als sei ich noch ein frommes  
4. warmem [Kind,  
73. 6. giebt  
7. Magedein!  
74. 1. lust'gen  
8. Grunzen hör' ich nur  
10. freu'n?  
14. Ist nicht Waldhorn, nicht  
Schalmeie;  
16. treibet er die Säue.  
31. dunklen  
75. 6. Nur das Bettelweib, die Eise;  
11. Kannst doch nicht zur Täu-  
schung machen,  
77. 12. hintendrein;  
23. Ich bin ein tranker Jüng-  
ling jetzt,  
78. 2. Ich jagte da  
4. Wollt' ich entreißen ihrer  
Himmelsbahn.  
16. Es zog mich hin  
84. 7. Und dir allein, mein Meister,  
85. 4. dunklem  
6. Und drinnen, wie ein  
8. Doch wach der Zauber dei-  
nem zarten Grüße,  
14. Tajo-  
15. hast manch Kleinod du  
19. ich rate, sei

§. 3.

89. 1. Doch du bist da  
20. Die Bürger Frankfurts  
24. unserm Mite  
90. 4. Im Windelnenschmuz war er  
euch nah;  
92. 13. machen  
17. Nur dann wird dich das  
Publikum  
93. 1. Ich zieh nicht ab den Hut  
vor hübschen Mezen,  
4. Vor'n  
13. Die in Charaktermaschen  
prächtig prunken,  
20. Rittern, Türken, Kön'gen,  
30. Splitterrichtern;  
32. umdrohn  
94. 10. wundersüßes  
28. heil'gen  
29. Doch  
32. Nur Satan  
95. 2. „Als ich vorm Jahr, mein  
Lieb, dich wiederblickte,  
Gabst du kein' Kuß mir  
in der Willommund“ G.  
„Du gabst, als ich vorm  
Jahr dich wiederblickte,  
Mir keinen Kuß in jener  
Willommund“. B. d. L.  
96. 26. gebrüllten  
97. 7. ekeln  
101. 9. Ließ ich meine Wolkenhau“,  
21. Krone  
24. donnrende  
26. ruhelos kalte Masse  
28. lasse,  
102. 7. Wie ein Sturm  
14. Auf Küsten  
19. Gürtel  
103. 17. Der Schicksalstern,  
22. Auf kurze Frist hieher,  
wo gar  
Bang zitternd diese Geister-  
schar  
25. Gebirg und Sturm  
28. Und harren deines Willens,  
Menschenwurm,  
Was willst du nun, du Sohn  
des Staubes? — sprich!

§. 3.

106. 15. Wenn die Sterne  
21. Drückt auch Schlaf die  
Augen zu  
23. Schatten giebt's,  
29. Sollst jetzt wohnen  
107. 28. Den Duell  
33. Bei diesem Aug',  
108. 8. „Schlafe nicht und sterbe  
nicht!“  
Das ist's, was dein Schid-  
sal spricht;  
114. 9. und täppisch und links,  
115. 6. winken  
11. tüpner und freier.  
12. ganz schalkhaft  
24. die spielen  
25. Sie spielen und singen;  
es tanzen herein  
Biel'winzige Mädelchen und  
Bübchen.  
Der Ritter, der will sich  
zu Tode freun,  
Und fester umschlingt er  
sein Liebchen.  
26. Kerzen aus.  
116. 15. und ich liebe alleine,  
20. Dann  
26. Dann wein ich still und  
bitterlich.  
117. 2. im Dom  
6. Bleich küssen wird auch  
die der Tod.  
7. Er löscht dir aus das  
süße Licht,  
118. 27. Und Liebe  
119. 3. Das ist  
11. im heiligen Strome,  
26. Bin ich so froh  
29. Biet' mir es  
120. 23. Mündchen  
25. Wänglein sein  
28. Da wollt ich drauf machen  
ein zartes Sonett.  
So wollt ich  
121. 8. Sie weiß nicht wie weich  
deine Arme sind,  
Und wie deine Küsse  
brennen.

<p>§. 8.</p> <p>121. 9. Liebste! Heut' sollst du mit sagen:</p> <p>22. süßes</p> <p>123. 8 's kann nirgends</p> <p>10. Die's</p> <p>124. 8. verdroßen</p> <p>125. 14. abgeführt</p> <p>29. an dein böses Auge</p> <p>126. 14. Jetzt kommt der Mai uns wird spindabel, Jetzt kam</p> <p>19. Mir aber will's</p> <p>20. Ich finde alles flach und miserabel.</p> <p>22. Das Menschenvolk mich ganz ennuvert, Sogar die Freunde, die sonst passabel:</p> <p>23. „Madame“</p> <p>127. 1. lieb und mild', 2. ihr schönes Bild 3. und 4. blühen und glühen, 13. Die wehen 14. Die winken 21. Dann steig' ich langsam zu dir hinab, 23. Ich küss', ich umschlinge, ich</p> <p>128. 8. umschlungen liegen.</p> <p>130. 32. Wir wanderten</p> <p>131. 1. wieder schallendem 13. Mägblein,</p> <p>133. 11. Wo dunkle Blumen blühen 13. Und lieblich duftend glühen,</p> <p>134. 12. Ich aber wandle</p> <p>135. 14. Doch die mich am meisten gequält, Geärgert und betrübt,</p> <p>136. 10. Geheimrat 11. Rätin</p> <p>138. 20. Du wärst mir noch gut.</p> <p>139. 4. Und's 7. Wo mag jezunder</p> <p>140. 6. Der weißen Blätter viel', 13. und so dunkel!</p> <p>141. 9. Das alte Jahr so traurig, So falsch, so schlimm und arg, Das läßt</p>	<p>§. 8.</p> <p>141. 16. stark und dick; 17. weit länger</p> <p>22. Wie der Christoph im Dom zu Münster Der heil'ge Mann von Stein. G. Als wie der starke Christoph Im Dom zu Köln am Rhein. B. d. L.</p> <p>23. Die sollen</p> <p>26. Gebühr solch</p> <p>143. 1. Und die eigne</p> <p>18. goldnes</p> <p>19. goldnem</p> <p>145. 22. Als ich meines Liebchens Familje Zufällig im Bade sand,</p> <p>146. 31. Menschen</p> <p>147. 9. Der Maist 16. zu sehr;</p> <p>149. 30. am Strand;</p> <p>150. 7. Ich presse</p> <p>151. 4. Du fremder, blasser Mann? 8. der mein'ge 12. das mein'ge</p> <p>152. 4. zerlüft</p> <p>153. 15. Als sie 21. So wandr' 23. von</p> <p>154. 9. Du Doppelgänger, 10. Was äßest</p> <p>156. 12. „Madame,</p> <p>157. 29. Die ältere</p> <p>159 13. weichen 21. nicht geäußert</p> <p>160. 17. trefflicher</p> <p>161. 24. Und stecken</p> <p>164. 24. Schmerzensstängen 25. Ningen</p> <p>165. 14. Ach Gott, ich hab ja un- bewußt Gesprochen, was ich ge- fühlet;</p> <p>24. um eine Kuh!</p> <p>166. 8. herein.</p> <p>167. 11. Und beten, 17. Da droben</p> <p>168. 5. gar zu stolz</p>
---	--

S. 8.

173. 31. Genuscha, meinen besten  
Freund,  
174. 16. Die Stadt Ir-Ir  
25. Die Ir-Irer sich,  
177. 5. ehliches Weib,  
25. Auf deinen schneeweißen  
Büjen  
26. gelegt,  
28. Was dir dein Herz be-  
wegt.  
178. 12. Biel Volk und Krieges-  
plag!  
179. 8. Die mir's Leben einst  
182. 12. Sie liegt noch und schläft,  
und träumt von mir.  
186. 27. geheimer Lust begehrlich  
Bittern;  
29. die bunte Schellenkappen  
sigen;  
38. gefalten  
187. 2. gelben Lippen kriechen  
Würmer.  
14. Ich seh' die Riesenjöhn'  
aus alter Nacht,  
Ich seh' die Riesenjöhn'  
der alten Nacht, R.  
16. Sie steigen aus der Erde  
offnem Schlund,  
Und schwingen rothe  
Fackeln in den Händen;  
17. Und legen  
27. schleudern  
28. Ins Reich der Ewigkeit,  
188. 1. mit griechischer Umschlin-  
18. Dumpf  
lung —  
19. Das waren  
189. 19. den gelblich weißen  
25. Mit Leder ist, bei mir im  
Bett liegt,  
Und sich Gemahl nennt.  
Aber Holz ist Holz!"  
Und klanglos widrig lachte  
sie dabei,  
28. Die blumenzarten  
30. den Türkenshawl,  
31. Um ihren Nacken, hing  
mir bald am Arm,

S. 8.

190. 14. Lieblingsliedchen,  
17. Und zwischen all das  
22. Er nicht und nicht  
193. 7. Wie mit weichen  
30. Und er spricht die langen  
Worte:  
195. 23. Alles  
197. 33. Und zu jeder Dame spricht  
199. 11. Ich denk' ans [er,  
200. 12. Die kranken Leute legen  
Ihr hin  
33. Du Mutter aller Gnade,  
201. 2. Zu Köln, der heil'gen Stadt,  
23. Sie wachte auf  
24. zu laut  
27. spielt  
29. faltet  
204. 2. Reich geschnitten und wun-  
derlich;  
24. Und dort ist es  
28. Wie vergraben  
205. 4. s̄hnarrt  
14. süßes Licht  
206. 9. Und begriff  
209. 2. Staunen würdest, du mein  
Kindchen,  
Spräch ich aus das rechte  
Wort.  
3. Sprech' ich jenes Wort,  
so dämmert  
23. süßes Kindchen,  
210. 4. Ist die schwere,  
27. lieben Augen  
216. 8. stummer Wehmut,  
217. 13. graue Runensprüche,  
222. 12. ich bete  
18. lichte Funken  
23. Daß von lieben  
223. 3. sie klingen  
21. von weißem, weißem  
Schnee,  
29. Welle,  
30. Wellen  
224. 14. nach dem Mund,  
Der vom Ruhm deiner  
Tochter erlöst,  
Und lechzt nach dem Herzen,  
Das dein Enkel,

S. 3.

226. 15. Mitspiegelblanken Fenstern  
16. Stehn  
20. Und wandeln seiden-  
rauschende Jungfrau,  
Ein gülben Band um den  
schlanken Leib,  
Die Blumengesichter sitt-  
sam umschlossen  
Von schwarzen, samtnen  
Mützchen,  
Woraus die Lockenfülle  
hervorbringt.

227. 14. hinauf,  
16. Fünfhundert Jahre lang,  
229. 14. Um Rosenbande  
22. Bogen  
33. Jesu  
230. 25. Jesu  
234. 8. Wie eine selige Nacht er-  
gießt sich  
Von dem hohen, flechten-  
gefrönten Haupte,  
Sie ringelt

235. 25. In das feuchte  
27. „Glaub mir.“

236. 10. Nachtmüg,  
12. Meere,  
19. Wie Lüftesegler,

237. 5. süßere Lusty-Baisers,  
Mit weißer Seligkeit ge-  
gefüllte;

34. mitleib'gen

238. 5. Und ach! dein Herz, dein  
239. 23. Gesichte [Niobe-Herz,  
240. 1. stolze Here!  
21. schaut

243. 12. Über mein Haupt, im  
ewigen Blau,  
Flusflatterte

16. mein eignes Herz

244. 33. Und Gemütsdiarrhoe-ver-  
breitenden,  
Dünnen Traktätchen;

253. 4. Schwert und Lanz'.  
10. in Lust

254. 14. Daß es doch kein Schnee-  
gestöber,  
Werfst du bald mit

S. 8.

255. 4. So hebt dich die Liebe  
wieder.  
23. Die liebe Erde ist grün,  
Wohl durch  
25. Die lustigen Böglein singen  
26. Wohl in  
28. Wohl in dem weichen Klee.

256. 1. Ich sitze mit meinem  
Kummer  
Im hohen grünen Gras,  
Da kommt ein sanfter  
Schlummer,  
Ich träum ich weiß nicht  
was.

Ich denk an meine Schöne,  
Ich denk ich weiß nicht was,  
Es rinntgar manche Thräne  
hinunter in das Gras.

1. Doch ich kann nicht singen  
und springen,  
Ich kann nicht springen  
und singen, G.

4. Ich hör' ein süßes Klingen  
Und träume, ich weiß nicht  
was.

20. Oder ist es

259. 6. Sie schmettert,  
Und schmettert,  
18. Es hebt die Wasserlilje  
Ihr Köpfchen aus dem  
Fluß,

19. Da wirft der Mond her-  
unter  
Da wirft der Mond aus  
dem Himmel  
Da wirft der Mond aus  
der Höhe

20. Biel lichten Liebesluß  
22. herab

24. Den zärtlich  
Den zitternd

261. 5. Unter jedem Hute  
28. Dich stets vermeiden —  
zürne nicht!  
Ausweichen dir — o zürne  
nicht!

§. 3.

261. 29. Schlecht paßt dein Antlitz,  
    das so heiter blühend,  
    Dein Antlitz ist so schön,  
    so blühend.

30. Paßt nicht zu meinem  
    Angesicht.

262. 4. Ich weich' dir aus —  
    o fürne nicht!

263. 26. Hab' ich nicht im Reich  
    der Träume  
    Schon geschwelgt in diesem  
    Glücke?

264. 14. die da siebt!

265. 5. erglühen  
    18. Sie zerließen fast in Düfte,  
    23. Mondenstrahlen  
    24. Durch die duft'gen

266. 29. Fragst du, was die duft'-  
    gen Boten  
    Im Geheim bedeuten  
    möchten?  
    Sei mir treu am ganzen

30. Liebe du mich [Tage

267. 3. gar nicht lieben, —  
    immer lieben,  
    8. Bei Körben, die man giebt.  
    9. Sorge nicht,

270. 2. ein feuchter Nebel hält  
    Tief eingehüllt die

271. 11. Liebe,  
    18. nur

275. 23. Riesenlüste

277. 21. Ich, dem  
    22. So verzweifelt

279. 10. Und wie schön

280. 9. Liebesküschen,

281. 8. Nicht mehr ganz so schlank  
    wie ehmalz  
    Sei die Taille, auch ihr  
    Gang  
    Sei nicht mehr so ganz  
    ätherisch.

22. Ich hab' es

282. 3. Beweisen meine Lieb und  
    Treu;  
    Bewähren meine Herzents-  
    treu;

282. 14. wenn auch dein Herz  
    Sich mir entfremdet hat,  
    15. ein halbes Jahr,  
    16. auch ich dich satt.

283. 26. Das Licht

284. 14. Der Gigantenbrunnen  
    22. Also ernst

285. 12. lächelnd  
    15. vor meiner Seele  
    in meiner Seele  
    24. niemals

286. 4. seine Süßigkeit,  
    15. Treulos wurdest du dem  
    16. Wie du treulos  
    25. noch jetzt

287. 4. Sind gestorben und be-  
    graben.  
    Ist auf immer jetzt be-  
    graben.

8. durch den Sinn

288. 5. Hol' der Kuckuck  
    6. Hol' der Kuckuck  
    9. vorn  
    13. Und sie schauten auf der  
    Bühne

16. Lachten laut, und Beifall  
    flatschend  
    Sahen sie den Helden  
    sterben.

291. 9. Gestorben sind ja

292. 9. Die jungen,  
    15. Still nachdenkt, welches  
    von den beiden

25. Die Gläser

27. Sie ziehen sich lachend  
    die Kleider aus,  
    Sie lüsten die Kleider mit

293. 1. Die Schulter wie fein, die  
    Brüschchen wie weiß!  
    3. Sie legen sich lachend in  
    mein Bett  
    Und lachend werfen sie sich  
    ins Bett

7. einsamer Mann,

295. 18. jahrelangem

297. 28. Und Traurigkeit und Nacht  
    und Weh.

<p>5. 3. Die sinkende Sonne und deine Augen Sie strahlen wie ein lan- ges Ade.</p> <p>Ade, mein Kind, wir müs- sen scheiden, Und ach, mein Herz, liebt dich so sehr! Bald fliehet zwischen mei- nem Herzen Und deinen Augen das große Meer.</p> <p>299. 17. Hab' ich nicht den aller- süßesten Wein</p> <p>301. 4. Nun hör' ich 15. O heil'ger 17. Du hörst zuvor mir 19. im Kreise 23. O heil'ger 34. Die Stimme ist wie Blu- menduft, Wie Blumenduft so weiche.</p> <p>302. 2. Den zarten Duft</p> <p>303. 4. Mit wildenzügelten Flam- men — 6. Und wird euch Gott ver- dammten?</p> <p>7. O heil'ger</p> <p>304. 26. Die Alpen 29. Die blauen Seen lachten mich an,</p> <p>305. 4. Doch thut's der Mühe nicht lohnen; Hast du den größten von ihnen besucht, Gern wirst du die kleinen verschonen.</p> <p>10. sehr scharf gebissen, 12. und pissen.</p> <p>306. 8. Zu Hamburg in der guten Stadt, Soll keiner mich wieder- schauen! Ich bleibe jetzt im Benuß- berg Bei meiner schönen Frauen."</p>	<p>5. 3. Dann die kleinen Katzen. 20. gar nachher die Affen.</p> <p>309. 18. Der Ganges rauscht, es wandeln stolz die Pfauen Und spreizen sich, die An- tilopen springen Im grünen Gras, die Hy- acinthen klingen, Viel tausend Diamanten niederschauen. M.</p> <p>28. wird's mir</p> <p>310. 2. Himalaya erstrahlt. M.</p> <p>14. Die Engel droben nach der Harf' und singen Des Halleluja dröhnenden Choral. M.</p> <p>311. 26. Gleich Merlin, dem eitlen Weisen, Bist du, 28. In den eignen Zauber- kreisen.</p> <p>31. Blid' ich</p> <p>312. 21. Du liegst mir gern</p> <p>313. 4. In deinem Himmel ver- birgst du Dein Haupt,</p> <p>314. 4. Von altem 5. zarte Glieder, 8. Ich liebe solche sanfte Augen Und solche wilde Locken- fülle.</p> <p>16. Und dann verlassen,</p> <p>317. 10. Jesu Christ.</p> <p>13. Frühlingsnacht; —</p> <p>318. 22. rückwärts gehn;</p> <p>320. 20. Ich glaube gar, du denkst, mein Bester, An — — — —</p> <p>321. 7. In weiter Fremde sei mein Herz Mein Herz sei in der Fremde dann S</p> <p>9. Entfliehn wir nicht,</p> <p>322. 8. Die Winde wehen</p> <p>9. Die Bögel singen</p> <p>10. sie werden stumm,</p> <p>326. 5. in Saus</p> <p>327. 25. mit Klagesaut. M.</p>
--	--

S. 3.	S. 3.
331. 15. Und 26. fremden Ort! 28. immer fort!	344. 24. „Ich weiß es, ich werde sterben.“ — 32. guten
332. 7. heitre 32. Blumenduft	345. 1. Wohl unter den Linden 10. Purpurlilie,
333. 25. Und der König spricht zum Henker: 26. der Priester	347. 7. Die Wasserfee beugt sich hinab
334. 6. Geht das neuvermählte Ehpaar. 9. blickt 10. Und die roten Lippen lächeln.	348. 12. unheimlichen. M. 25. Müße 28. uns Allen
11. roten Lippen 16. — — Ich bitte Laß bis Mitternacht mich leben, 23. Und der König spricht zum Henker: „Unserm Eidam sei das Leben Bis um Mitternacht ge- friest —	350. 20. „Wird sich freun bei Ernte- tänzen, Trunken von Musik und Schnäpßen, Eine Löwin, wird sie glänzen Unter Gänσchen, unter Schöpfen.
335. 1. Der Reigen beginnt, Herr Olaf ersaßt 12. spricht 18. Königslands 33. auf den Auen;	Ich derweilen, ich genieße Hier die Ruh', die mir beschieden — Kein Gezänke! O wie süße Der semesterliche Frieden!“
336. 1. Die sind 2. Frauen 4. das Leben! 10. süßen 21. Und auf das blanke	354. 26. tausend Arme, M. 27. tausend Jungen, M.
337. 2. er hütet sich sein, Die Augen aufzuschließen; 21. und duftet und blüht — 23. aus vollem Gemüt: 26. Er grüßt so lustigen	357. 15. stummen Schmerzen M. 16. in unsrer Seele. M.
342. 27. Den heiteren Schmetter- ling, Der im Sonnenlichte gau- kelt —	24. hieher gerannt!
343. 13. Die schwarzen Tannen	358. 1. Der Freiheit Segen, 2. Er reist im wohlge- hüteten
344. 10. Ich schaute 16. Und heult in den öden Wäldern.“	3. auf stilen Wegen, 12. Der Kölner Dom, des Glaubens Freude, Ein edler König baut ihn aus; — Das ist kein modernes Chartengebäude, Kein sündiges Deputierten- haus.
17. Bei Peter Niels	20. Die Schweizer binden ihm die Füße, Die Holländer halten fest sein Haupt.
	25. Der Frühling knospet, 28. Verschwindet
	359. 8. Sie glänzten

	Sätze	Lyrisches Intermezzo. 1822—1823.	Gedichte
Das Lehre . . . . .	72	Prolog . . . . .	114
Das Lied von den Dukaten . . . . .	73	Aus meinen Thränen sprechen . . . . .	115
Gespräch auf der Paderborner Heide . . . . .	74	Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne . . . . .	116
Traum und Leben . . . . .	75	Wenn ich in deine Augen seh' . . . . .	116
Lebensgruß . . . . .	76	Dein Angesicht, so lieb und schön . . . . .	117
Am Frie von Beughems Stammbuch . . . . .	76	Lehn deine Wang' an meine Wang' . . . . .	117
Wahrhaftig . . . . .	77	Ich will meine Seele tauchen . . . . .	117
Erinnerung . . . . .	77	Es stehen unbeweglich . . . . .	117
Berlin . . . . .	79	Auf Flügeln des Gefanges . . . . .	118
Wonnebergiade . . . . .	80	Die Lotosblume ängstigt . . . . .	118
Sonette.			
Sonettentratz an A. W. von Schlegel I—III . . . . .	84	Im Rhein, im schönen Strom . . . . .	119
An den Hofrat Georg Sartorius in Göttingen . . . . .	85	Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht . . . . .	119
An J. B. Rousseau. I—II . . . . .	86	Du sollst mich liebend umschlecken . . . . .	120
An Franz von Juccalmaglio . . . . .	87	Ich schwöre nicht und küsse nur . . . . .	120
An meine Mutter B. Heine, geborene von Gelbern. I—II . . . . .	88	Auf meiner Herzliebsten Auglein . . . . .	120
An H. Straube . . . . .	89	Die Welt ist dumim, die Welt ist blind . . . . .	121
Das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main . . . . .	90	Liebste, sollst mir heute sagen . . . . .	121
Bamberg und Würzburg . . . . .	90	Wie die Wellenbaumgeborene . . . . .	121
„Das Bild.“ Trauerpiel von Freiherren C. v. Houwald . . . . .	90	Ich große nicht, und wenn das Herz auch bricht . . . . .	122
„Raucaff und Nicolette.“ An J. F. Kœuff . . . . .	91	Ja, du bist elend, und ich große nicht . . . . .	122
Die Nacht auf dem Drachenfels . . . . .	91	Das ist ein Flöten und Geigen . . . . .	122
An Fritz Kleinmann . . . . .	92	So hast du ganz und gar vergessen . . . . .	123
Fresko-Sonette an Christian Seth . . . . .	92	Und wüxt'ns die Blumen, die kleinen Barum sind denn die Rosen so blaß . . . . .	123
Ich tanz' nicht mit, ich räuch're nicht den Alkohol . . . . .	92	Sie haben dir Biel erzähllet . . . . .	124
Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren . . . . .	93	Die Linde blühte, die Nachtigall sang . . . . .	125
Ich lachte ob den abgeschmackten Lassen . . . . .	93	Wir haben viel für einander gefühlt . . . . .	125
Im Hirn spult mir ein Märchen wunderfein . . . . .	94	Ich glaub' nicht an den Himmel . . . . .	125
Im stiller, wehmutterreicher Abendstunde . . . . .	94	Du bliebtest mir treu am längsten . . . . .	126
Als ich vor einem Jahr dich wiederblüte . . . . .	95	Die Erde war so lange geizig . . . . .	126
Hüf dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfragen . . . . .	95	Und als ich so lange, so lange gefühmt . . . . .	126
Wie nähm' die Armut halb bei mir ein Ende . . . . .	95	Die blauen Wellen der Auglein . . . . .	127
Die Welt war mir nur eine Marterfammer . . . . .	96	Die Welt ist so schön und der Himmel so blau . . . . .	127
Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln . . . . .	96	Mein süßes Lieb, wenn du im Grab . . . . .	127
Ich mögte weinen, doch ich kann es nicht . . . . .	97	Ein Fichtenbaum steht einsam . . . . .	128
An Fritz von Beughem . . . . .	97	Schöne, helle, goldne Sterne . . . . .	128
Dresdner Poesie . . . . .	98	Ach, wenn ich nur der Schmel wär' . . . . .	128
An Sie . . . . .	98	Seit die Liebe war entfernt . . . . .	129
Übersetzungen aus Lord Byrons Werken.			
	1820.		
Vorbemerkung . . . . .	99	Aus meinen großen Schmerzen . . . . .	129
Manfred. Erster Aufzug . . . . .	99	Ich kann es nicht vergessen . . . . .	129
Lebewohl . . . . .	108	Philister in Sonntagsordlein . . . . .	130
An Inez . . . . .	110	Manch Bild vergessener Zeiten . . . . .	130
Gut' Nacht . . . . .	111	Ein Jüngling liebt ein Mädchen . . . . .	131
		Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen . . . . .	131
		Hör' ich das Liebchen klingen . . . . .	131
		Es schauen die Blumen alle . . . . .	132
		Wir träume von einem Königstöß . . . . .	132
		Mein Liebchen wir sassen beisammen . . . . .	133
		Aus alten Märchen windt es noch . . . . .	133
		Ich hab' dich geliebet und lieb' dich noch . . . . .	134
		Am leuchtenden Sommermorgen . . . . .	134
		Es leuchtet meine Liebe . . . . .	134
		Sie haben mich gequält . . . . .	135
		Es liegt der heiße Sommer . . . . .	135
		Wenn zwei von einander scheiden . . . . .	135
		Sie sahen und tranken am Theetisch . . . . .	136
		Bergkistet sind meine Lieder . . . . .	136

	Seite		Seite
Mir träumte wieder der alte Traum	137	Den König Biswamitra.	165
Ich steh' auf des Berges Spize	137	Herz, mein Herz, sei nicht bellommen	165
Mein Wagen rollt langsam	137	Du bist wie eine Blume	166
Ich hab' im Traume gewinet	138	Kind! es wäre dein Verberben	166
Allächtlich im Traume seh' ich dich	138	Wenn ich auf dem Lager liege	166
Das ist ein Brausen und Heulen	139	Mädchen mit dem roten Mündchen	167
Der Herbstwind rüttelt die Bäume	139	Mag da draußen Schnee sich türmen	167
Es fällt ein Stern herunter	140	Andre beten zur Madonne	167
Die Mitternacht war tall und stumm	140	Berriet mein blaßes Angesicht	168
Am Kreuzweg wird begraben	140	Deurer Freund, du bist verliert	168
Wo ich bin, mich rings umdunkelt	140	Ich wollte bei dir weilen	168
Die alten, bösen Lieder	141	Saphire sind die Augen dein	169
<b>Die Heimkehr.</b>			
1828—1824.			
In mein gar zu dunkles Leben	143	Hab' mich mit Liebesreden	169
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	143	Du fragmentarisch in Welt und Leben	169
Mein Herz, mein Herz ist traurig	144	Ich hab' mir lang den Kopf zerbroden	170
Im Walde wand' ich und weine	144	Sie haben heut abend Gesellschaft	170
Die Nacht ist feucht und stürmisch	145	Ich wollt' meine Schmerzen ergößen	170
Als ich auf der Reise jüngst	145	Du hast Diamanten und Perlen	171
Wir sagten am Fischerhäusche	145	Wer zum ersten Male liebt	171
Du schönes Fischermädchen	147	Zu der Laubheit und der Flauheit	171
Der Mond ist aufgegangen	147	O, mein gräßiges Fräulein, erlaubt	172
Auf den Wollen ruht der Mond	148	Gaben mir Rat und gute Lehren	172
Eingehüllt in graue Wolken	148	Diesen liebenswürd'gen Jüngling	172
Der Wind zieht seine Hosen an	149	Ich träumt' ich bin der liebe Gott	173
Der Sturm spielt auf zum Tanze	149	Ich hab' euch im besten Juli verlassen	175
Der Abend kommt gegogen	149	Von schönen Lippen forgedrängt, ge- trieben	175
Wenn ich an deinem Hause	150	Wir fuhren allein im dunkeln	175
Das Meer erglänzte weit hinaus	151	Das weiß Gott, wo sich die tolle	175
Da droben auf jenem Berge	151	Wie dunkle Träume stehen	176
Du Lilie meiner Liebe	152	Hast du die Lippen mir wund geflüst	176
Am fernnen Horizonte	152	Und bist du erst mein ehlich Weib	177
Sei mir geprüft, du große	153	Als sie mich umschlang mit zärtlichem Bretzen	177
So wandl' ich wieder den alten Weg	153	In den Rüßen welche Lüge	177
Ich trat in jene Galatei	153	An deine schneeweise Schulter	177
Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen	154	Es bläser die blauen Hujaren	178
Wie kannst du ruhig schlafen	154	Habe auch in jungen Jahren	178
Die Jungfrau schläft in der Kammer	154	Sie du wirklich mir so feindlich	178
Ich stand in dunkeln Träumen	155	Ach, die Augen sind es wieder	179
Ich unglückl' ger Klats! eine Welt	155	Himmlich war's, wenn ich bezwang	179
Die Säher kommen und gehen	156	Blämmer mich nicht, mein bönes Kind	179
Mir träumte: traurig schaute der Mond	156	Ja Freund, hier unter den Linden	189
Was will die einsame Thräne	156	Selten habt ihr mich verstanden	180
Der bleiche, herbstliche Halbmond	157	Doß die Kastraten klagten	180
Das ist ein schlechtes Wetter	158	Auf den Wällen Salamantas	180
Man glaubt, daß ich mich gräme	158	Neben mir wohnt Don Henriques	181
Deine weißen Schenfinger	159	Kaum sieren wir uns, und an Augen und Stimme	181
Hat sie sich denn nie geäußert	159	Über die Berge steigt schon die Sonne	182
Sie liebten sich beide, doch feiner	159	Zu Halle auf dem Markt	182
Und als ich euch meine Schmerzen		Södne, wirtschaftliche Dame	182
geltägt.	160	Dämmernb liegt der Sommerabend	183
Ich rief den Teufel und er kam	160	Nacht liegt auf den fremden Wegen	183
Wenig, verspottete nicht den Teufel	161	Der Tod, das ist die kühle Nacht	183
Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgen- land	161	Sag, wo ist dein schönes Liebchen	184
Mein Kind, wir waren Kinder	161	An die Tochter der Geliebten	184
Das Herz ist mir bedrückt, und schmückt	162	Götterdämmerung	185
Wie der Mond sich leuchtend dränget	163	Ratcliff	188
Im Traum saß ich die Geliebte	163	Donna Clara	191
Deurer Freund! Was soll es nützen	164	An Edom	194
Werbet nur nicht ungebüßig	164	Mit einem Exemplar des "Rabbi von Bacharach"	194
Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand	165	Einem Abirünnigen	196

	Seite		Seite	
Almansor 1—3 . . . . .	195	Poseidon . . . . .	219	
Die Wallfahrt nach Leylaar 1—3 . . . . .	199	Erlösung . . . . .	220	
<b>Aus der Sargreise.</b>				
1824.				
Prolog . . . . .	202	Nacht in der Kajüte . . . . .	221	
Auf dem Hardenberge . . . . .	203	Sturm . . . . .	223	
Berg-Abfälle 1—3 . . . . .	203	Meerestille . . . . .	225	
Der Hirtenknabe . . . . .	210	Seegespenn . . . . .	225	
Auf dem Broden . . . . .	210	Reinigung . . . . .	228	
Die Ilse . . . . .	211	Frieben . . . . .	228	
<b>Die Nordsee.</b>				
1825—1826.				
<b>Erster Cyclus.</b>				
Krönung . . . . .	213	Meergruß . . . . .	231	
Abenddämmerung . . . . .	214	Gewitter . . . . .	232	
Sonnenuntergang . . . . .	215	Der Schiffbrüchige . . . . .	233	
Die Nacht am Strande . . . . .	217	Untergang der Sonne . . . . .	235	
<b>Zweiter Cyclus.</b>				
		Der Gesang der Oceaniden . . . . .	236	
		Die Götter Griechenlands . . . . .	239	
		Fragen . . . . .	242	
		Der Phönix . . . . .	242	
		Seekranheit . . . . .	243	
		Im Hafen . . . . .	245	
		Epilog . . . . .	247	

### Neue Gedichte.

Aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe des zweiten Bandes der „Reisebilder“ . . . . .	251	Küsse, die man stiehlt im Dunkeln . . . . .	264	
Aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Reisebilder“ . . . . .	252	Es war ein alter König . . . . .	264	
<b>Neuer Frühling.</b>				
Prolog . . . . .	253	In meiner Erinnerung erblühen . . . . .	265	
Unter den weißen Bäume sitzend . . . . .	254	Mondcheinstrahlene Lindenblüten . . . . .	265	
In dem Walde spricht und grünt es . . . . .	254	Durch den Wald im Mondenscheine . . . . .	266	
Die schönen Augen der Frühlingsnacht . . . . .	255	Morgens sen' ich dir die Bellchen . . . . .	266	
Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche . . . . .	255	Der Brief, den du geschrieben . . . . .	267	
Gelommen ist der Mai . . . . .	255	Sorge nie, daß ich verrate . . . . .	267	
Leise zieht durch mein Gemüt . . . . .	256	Wie die Tage, macht der Frühling . . . . .	267	
Der Schmetterling ist in die Rose verflogen . . . . .	256	Sterne mit den goldenen Füßchen . . . . .	268	
Es erblühen alle Bäume . . . . .	256	Erst ist der Frühling, seine Träume . . . . .	268	
Im Anfang war die Nachtigall . . . . .	257	Schön wieder bin ich fortgerissen . . . . .	269	
Es hat die warme Frühlingsnacht . . . . .	258	Die holden Wünsche blühen . . . . .	269	
Es drängt die Not, es läutern die Glöckchen . . . . .	258	Wie ein Greisenantlitz droben . . . . .	269	
Ach, ich sehne mich nach Thränen . . . . .	258	Verbrochenen Sinn im kalten Herzen . . . . .	269	
Die blauen Frühlingsaugen . . . . .	258	hängend . . . . .	269	
Wenn du mir vorüberwandelst . . . . .	259	Spät herbstnebel, kalte Träume . . . . .	270	
Die schlante Wasserküte . . . . .	259	Himmel grau und wochentäglich . . . . .	270	
Wenn du gute Augen hast . . . . .	259			
Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht . . . . .	260			
Mit deinen blauen Augen . . . . .	260			
Wieder ist das Herz begeistert . . . . .	260			
Die Rose duftet — doch ob sie empfindet . . . . .	261			
Weil ich dich liebe, muß ich liebend . . . . .	261			
Ich wandle unter Blumen . . . . .	262			
Wie des Mondes Abbild zittert . . . . .	262			
Es haben unsre Herzen . . . . .	262			
Sag mir, wer eins die Uhren erfund . . . . .	263			
Wie die Nellen duftig atmen . . . . .	263			
Hab' ich nicht dieselben Träume . . . . .	263			

### Verschiedene.

1832—1839.

### Seraphine.

Wand' ich in dem Walde des Abends . . . . .	271
Auf dem stillen Meeresstrand . . . . .	271
Das ist eine weiße Möve . . . . .	273
Im Mondenglanze ruht das Meer . . . . .	273
Du mich liebst, das wußt' ich . . . . .	273
Wie neubegierig die Möve . . . . .	273
Sie floh vor mir wie'n Reh so schüchtern . . . . .	273
Auf diesen Felsen bauen wir . . . . .	274
Graue Nacht liegt auf dem Meere . . . . .	275
Schattentüpfel, Schattenliebe . . . . .	275
Das Fräulein stand am Meere . . . . .	276
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff . . . . .	276
Wie schändlich du gehandelt . . . . .	276
Es ziehen die brausenden Wellen . . . . .	276
Es ragt ins Meer der Nunnenstein . . . . .	277
Das Meer erstrahlt im Sonnenschein . . . . .	277

	Seite		Seite
<b>Angelique.</b>			
Nun der Gott mir günstig nimet . . . .	277	Kitty.	
Wie rafß du auch vorüberhrittst . . . .	278	Augen, die ich längst vergessen . . . .	296
Nimmer glaub' ich, junge Schöne . . . .	278	Wir redet ein die Titelleit . . . .	297
Wie entwöllet sich doch jähne . . . .	278	Es glänzt so schön die sintende Sonne . . . .	297
Ach, wie schön bist du, wenn traulich . .	279	Es ist so herbeweglich . . . .	297
Ich halte ihr die Augen zu . . . .	279	Es läuft dasin die Wärte . . . .	298
Wenn ich, besiegelt vom schönen Küssen .	280	Das Glück, das gestern mich gefühlt .	298
Fürchte nichts, geliebte Seele . . . .	280		
Wie die Hände lisenweis . . . .	281		
Während ich nach andrer Leute . . . .	281		
Ja, freilich, du bist mein Ideal . . . .	281		
Schaff mich nicht ab, wenn auch den			
Durst . . . .	282	Ihr guten Christen, laßt euch nicht . . . .	299
Dieser Liebe toller Fasshing . . . .	282	Zu Rom, zu Rom in der heiligen Stadt . . . .	301
		Der Ritter Tannhäuser er wandelt so	
<b>Diane.</b>			
Diese schönen Gleidermassen . . . .	283	räsch . . . .	303
Am Golfe von Biscaya . . . .	283		
Manchmal, wenn ich bei Euch bin . . . .	284		
<b>Hortense.</b>			
Chmals glaubt' ich, alle Kölle . . . .	284		
Wir standen an der Straßeneck . . . .	285		
In meinen Tagesträumen . . . .	285		
Steht ein Baum im schönen Garten . . . .	285		
Neue Melodien spielt' ich . . . .	286		
Nicht lange täusche mich das Glück . . . .	287		
<b>Klarisse.</b>			
Weinen schönsten Liebesantrag . . . .	287		
Überall, wo du auch wandhest . . . .	287		
hol der Teufel deine Mutter . . . .	288		
Geh nicht durch die hōse Straße . . . .	288		
Jetz verwundet, frank und leidend . . . .	288		
Wälberkreie Nachtigallen . . . .	289		
Es kommt der Lenz mit dem Hoch- zeitgefēdent . . . .	290		
Schüß' euch Gott vor Überbüssung . . . .	290		
Jetz kannst du mit vollem Recht . . . .	290		
Wie du knurrt und läßt und brüttet . . . .	290		
Es kommt zu spät, was du mir lächelst . . . .	291		
<b>Holante und Marie.</b>			
Diese Damen, sie verstehen . . . .	291		
In welche soll ich mich verlieben . . . .	292		
Vor der Brust die tritoloren . . . .	292		
Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut . . . .	292		
Jugend, die mir täglich schwinet . . . .	293		
<b>Jenny.</b>			
Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt . . . .	293		
<b>Emma.</b>			
Er steht so starr wie ein Baumstamm .	294		
Bierundzwanzig Stunden soll ich . . . .	295		
Nicht mal einen einz'gen Kuß . . . .	295		
Emma, sage mir die Wahrheit . . . .	295		
Bin ich bei dir, Zanz und Rot . . . .	296		
Schon mit ihren schlimmsten Schatten .	296		
<b>Kitty.</b>			
		Augen, die ich längst vergessen . . . .	296
		Wir redet ein die Titelleit . . . .	297
		Es glänzt so schön die sintende Sonne . . . .	297
		Es ist so herbeweglich . . . .	297
		Es läuft dasin die Wärte . . . .	298
		Das Glück, das gestern mich gefühlt .	298
<b>Der Tannhäuser.</b>			
<b>Eine Legende.</b>			
		1836.	
<b>Schöpfungslieder.</b>			
Im Beginn schuf Gott die Sonne . . . .	306		
Und der Gott sprach zu dem Teufel . . . .	307		
Ich hab' mir zu Ruhm und Preis er- schaffen . . . .	307		
Raum hab' ich die Welt zu schaffen begonnen . . . .	307		
Sprach der Herr am sechsten Tage . . . .	307		
Der Stoff, das Material des Gedichts .	308		
Warum ich eigentlich erschuf . . . .	308		
<b>friederike.</b>			
		1823.	
Verloß Berlin mit seinem bilden Sanbe .	309		
Der Ganges rauscht, mit flugen Augen schauen . . . .	309		
Der Ganges rauscht, der große Gan- ges schwillet . . . .	310		
<b>Katharina.</b>			
Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht . . . .			
Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein? .	310		
Wie Merlin, der eile Weise . . . .	311		
Der Tag, den hab' ich so himmlisch verbracht . . . .	312		
Du liegst mir so gerne im Arme . . . .	312		
Unre Seelen bleiben freilich . . . .	313		
Als die junge Rose blühte . . . .	313		
Ich liebe solche weise Gieber . . . .	314		
Der Frühling thien schon an dem Thor .	314		
Kitty stirbt! und ihre Wangen . . . .	315		
Das gelbe Laub erzittert . . . .	315		
Jüngstens träumte mir: spazieren . . . .	316		
Ein jeder hat zu diesem Feste . . . .	317		
Gesanglos war ich und bekomm' . . . .	317		
<b>In der Fremde.</b>			
Es treibt dich fort von Ort zu Ort . . . .	318		
O, des liebenschwürd'gen Dichters . . . .	318		
Du traumte von einem schönen Kind . . . .	319		
Du bist ja heut so grambefangen . . . .	320		
Ich hatte einst in schönes Vaterland .	320		

Tragödie.	Seite	Zeitgedichte.	Seite	
Entflieh mit mir und sei mein Weib	321	Aus einem Briefe	328	
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht	321	Die Flucht	330	
Auf ihrem Grab da steht eine Linde	322	Untern	330	
<b>Lieder.</b>				
Welch ein zierlich Ebenmaß	323	Anno 1829	331	
Augen, sterblich schöne Sterne	323	Anno 1839	332	
Es erlingt wie Liebestöne	324	In der Kriple	333	
Was bedeuten gelbe Rosen	324	Ritter Olaf I—III	333	
Wir müssen zugleich uns betrüben	324	Die Nigen	336	
Das macht den Menschen glücklich	324	Bertrand de Born	337	
Mit dummen Mädchen, hab' ich gebaßt	325	Frühling	337	
Die ungetreue Luise	325	All Bei	338	
<b>Romanzen.</b>				
Ein Weib	326	Psche	339	
Frühlingsfeier	326	Die Unbekannte	339	
Chilbe Harold	327	Wechsel	340	
Die Beschwörung	327	Die Here	341	
1839—1842.				
Doctrin	353	Fortuna	341	
Abum der Erste	353	Klagelied eines altheutischen Jünglings	342	
Warnung	354	Laß ab	342	
Um einen politischen Dichter	355	Frau Mette	343	
Stoßfeuer	355	Begegnung	345	
Fragment	356	König Harold. Harfagar	346	
Um einen ehemaligen Goetheaner	356	Unterwelt I—V	337	
Geheimnis	357	<b>Zeitgedichte.</b>		
Bei des Nachtmüthers Ankunft zu		An Den selben	364	
Paris	357	Die Tendenz	365	
Der Lambourmajor	359	Das Kind	366	
Entartung	360	Verheißung	366	
Heinrich	361	Der Wechselbalg	367	
Lebensfahrt	362	Der Kaiser von China	367	
Das neue israelitische Hospital zu		Der neue Alexander I—III	369	
Hamburg	363	Lobgesänge auf König Ludwig I—III	371	
An Georg Herwegh	364	Kirchenrat Prometheus	375	
		An den Nachtmüther	375	
		Zur Verübung	376	
		Verlehrte Welt	377	
		Erleuchtung	378	
		Deutschland	379	
		Wartet nur	380	
		Nachtgedanken	380	
		Die Weber	382	
		Unsere Marine	382	



